

**NEUER DEUTSCHER  
NOVELLENSCHATZ:  
BD. ROSI ZURFLÜH,  
VON JOHANNES  
SCHERR...**

---



ANNE  
LIBRARY

B

074652

CORNELL  
UNIVERSITY  
LIBRARY



FROM

M. L. W. Laistner

Jeder Band einzeln

1 M. geb.

Inhaltsverzeichnis  
umstehend.



The date shows when this volume was taken.

### HOME USE RULES

All books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

Rüdenberger, J., Der Drache.  
12. Bd. Gottlieb, J., Kurt von Koppingen.  
Sotter, R. v., s. Ruhme. Lieutenant-  
Coloppel.  
Häfer, C., Kolof der Rekrut.

adeliges Fräulein.  
Dreht-Hälschhoff, W. Fr. v., Die Juden-  
bude.  
Riegler, F. B., Saat und Ernte.  
Sacher-Masoch, Don Juan von Kolonea.

Zusammen 86 Novellen.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY



3 1924 078 890 500

# Deutscher' Novellenjahrg.

Verausgegeben von

Paul Hense und G. Kurz.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden à M. 1. — 24 Bände. Gebunden à M. 1. —

## Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Die beigefügten Zahlen bezeichnen die Bände, in welchen die betreffenden Novellen enthalten sind.

- Alexis, W., Herr von Cadon. 10  
Andals, C., Eine Nacht. 22  
Annin, A. v., Der tolle Invalide auf Fort  
Matonneau. 1  
Auerbach, W., Die Geschichte des Buchheim  
von Buchenberg. 7  
Bethold, F., Irzisch-Frise. 4  
Brentano, C., Geschichte vom braven Kalperl  
und dem schönen Annetl. 1  
Adamisso, A. v., Peter Schlemihl's wunder-  
same Geschichte. 17  
Einklage, E. v., Der Strietflast. 16  
Troste-Halschhoff, A. Fr. v., Die Juben-  
bude. 24  
Eichenborn, J. v., Die Glädlerter. 3  
Fren, J., Das recht Besprechen. 23  
Wall, J. v., Eine fromme Lüge. 6  
Gerschler F., Gernelshausen. 21  
Glümer, G. v., Reich zu reich und arm zu  
arm. 19  
Goethe, J. W. v., Die neue Melusine. 1  
Goldammer, L., Hochzeitnacht. 21.  
— — Auf Wiedersehen. 21.  
Gothelf, J., Der Volar in der Gasse. 7.  
— — Kurt von Koppingen. 12.  
Grillparzer, fr., Der arme Spielmann. 5.  
Grimm, H., Das Kind. 6.  
Grasse, J., Fetter Fidor. 20.  
Hadlauer, fr. W., Zwei Nächte. 23  
Halm, fr., Die Rargipan-Lise. 21.  
Hartmann, M., Das Schloß im Gebirge. 11.  
Hauß, W., Phantasien im Bremer Rath-  
seller. 4.  
Henden, fr. v., Der graue John. 13.  
Hense, P., Der Reithüter von Meran. 17.  
Höfer, C., Kolal der Rekrut. 12.  
Hoffmann, C. F. H., Das Fräulein von  
Scudery. 112.  
Hofstet, R. v., 's Muhme-Virutenant Saloppel  
horner, H., Der Säugling. 23.  
Immermann, A., Der Hornross und die  
Commanbule. 5.  
Kähler, L. A., Die drei Schwestern. 11.  
Keller, G., Romeo u. Julie auf dem Torck. 3.  
Kintel G., Margret. 4.  
Kintel J., Musikalische Orthodorie. 17  
Kleis, G. v., Die Verlobung in St. Domingo. 1  
Kompert, L., Eine Verlorene. 8  
Kopisch, W., Ein Carnevalsfest auf Sischia. 5.  
— — Der Träumer. 14.  
Kruze L., Nordische Freundschaft. 6.  
Kugler, fr., Die Incantata. 15.  
Kürnberger, fr., Der Drache. 11.  
Kurz, G., Die beiden Tubus. 18.  
Lewald, fr., Die Tante. 14.  
Lohmann, fr., Die Entscheidung hochlich. 5.  
Lorm, G. (G. Landesmann), Ein adelich  
Fräulein. 24  
Ludwig, J., Das Gericht im Walde. 20.  
Meißner, A., Der Müller vom Hof. 6.  
Meur, M., Der Sieg des Schwachen. 9.  
Mörle, C., Mozart auf der Reise nach Prag. 4.  
Mügge, Th., Der Malanger Fjord. 13.  
Müller, W., Debora. 18.  
Nahler, W., Der Flüchtling. 13.  
Naber, W. (Jakob Corvino), Das letzte  
Recht. 21.  
Neich, M., Krammen im Gebirge. 9.  
Nicht, W. G., Jörg Wudenhuber. 8.  
Noquette D., Die Schlangenfontein. 16.  
Rumohr, G. fr., Der letzte Savella. 2.  
Sacher-Masoch, Don Juan von Kolona. 24.  
Schäfer, L., Die Däwede oder die Leiden  
einer Königin. 19.  
Schefel, J. B., Guglbeo. 19.  
Schmid, H., Mohrenkranz. 16.  
Schreyvogel, Samuel Brin's letzte Liebes-  
geschichte. 10.  
Schüding, L., Die Schwester. 15.  
Spinbler, C., Die Engel-Gde. 8.  
Sternberg A. v., Schotafala. 20.  
Stifter A., Brigitta. 2.  
Sturm Th., Eine Malerarbeit. 9.  
Telsche W., Der Entenpie. 19.  
Tied L., Die Gemälde. 2.  
— — Des Lebens Ueberflus. 3.  
Traun, J. v. v., Der Gebirgsparter. 21  
Vornhagen von Ense, R. A., Reiz und  
Liebe. 15.  
W., fr. v., Gemüth und Selbstucht. 18.  
Walzmüller, W., Es ist nicht gut, daß der  
Reich allein sei. 10.  
Wöllner fr., Der arme Josa. 15.  
Wichert C., Anfas und Grata. 14.  
Wibmann, W., Die katholische Räube. 3.  
Wilbrandt, A., Johann Opiersch. 7.  
Wibb H., Gute Wege sind nicht merne Wege. 22.  
Wildermuth, D., Strcit in der Liebe und  
Liebe im Strcit. 23.  
Wolf, A., Der Stern der Schönheit. 2.  
Ziegler, fr. W., Saat und Ernte. 24.  
Zschaffe, Der todte Gast. 11.

zusammen 86 Novellen.

Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig.

# Neuer Deutscher Novellenschatz.

Herausgegeben von

Paul Heyse und L. Laistner.

Jeder Band ist einzelu käuflich.

Elegant gebunden.

Preis per Band 1 M.

Paul Heyse führt diese neue Serie mit folgenden Worten ein:

„Der Deutsche Novellenschatz, hat in seinen 24 Bänden eine ansehnliche Zahl von Novellisten der Vergangenheit und Gegenwart versammelt und einen Ueberblick über die reiche Ernte auf diesem Felde der Dichtung gewährt, der, wenn wir nach dem Erfolge schließen dürfen, dem großen Lesepublikum wie all Jenen, die sich ästhetischen und literarhistorischen Studien widmen, gleich willkommen war. Der Tod des einen Herausgebers, dessen ausgebreiteter Kenntniß und feinem dichterischen Sinne das Unternehmen so viel verdankte, hemmte damals die Fortsetzung, ehe auch nur die namhaftesten unter den zeitgenössischen Erzählern sämmtlich zu Wort gekommen waren.

So war es mir gar erwünscht, durch den Hinzutritt eines jüngeren Freundes, der selbst als Novellist sich hervorgethan und zu der gleichen künstlerischen Confession, wie mein verstorbener theurer Gefährte, sich bekennt, neuen Muth zur Fortführung unseres Unternehmens zu gewinnen. Denn daß inzwischen die Schwierigkeit der Auswahl wie das Gefühl der Verantwortlichkeit sich erheblich gesteigert haben, muß auf den ersten Blick einleuchten. Vielsache, rein äußerliche Umstände, vor Allem das massenhafte Umsichgreifen der Wochenschriften, haben die Schaffenslust auf diesem Gebiete ins Unabsehbliche vermehrt; und da von den schon verstorbenen Dichtern nur noch wenige in jenen 24 Bänden fehlen, stehen die Herausgeber fast ausschließlich ihren mit-

lebenden Kollegen gegenüber, denen gerecht zu werden selbst bei dem redlichsten Willen nicht immer eine leichte Sache ist.

Hier sei nun vor Allem erklärt, daß die Aufnahme in den Neuen Deutschen Novellenschatz durchaus nach denselben Grundsätzen geschehen wird, die schon bei der ersten Serie maßgebend waren. Unser Plan ist, die Schatzkammer werthvoller, erfreulicher und bedeutender Dichtungen zu vervollständigen. Und wieder, wie in der ersten Sammlung, hoffen wir zu beweisen, daß wir den mannigfaltigsten Formen und Stilen, sobald nur ein künstlerisches Gewissen sich in ihnen offenbart, ohne Vorurtheil und Vorgeschnack freie Bahn lassen werden."

Die erschienenen Bände des „Neuen Deutschen Novellenschatz“ enthalten:

- Band 1:** Sirene von E. Starklof. — Die Freiherren von Gempferlein von Marie v. Ebner-Eschenbach.
- Band 2:** Jephtha's Tochter von S. H. Mosenthal. — Münchhausen im Vogelsberg von O. Müller. — Salathiel von Hans Marbach.
- Band 3:** Wer? von Ida v. Düringsfeld. — Die Hut des Lebens von Adolf Stern. — Der blaue Schleier von A. Schöne. — Marta im Elend von P. K. Rofeyger.
- Band 4:** Reden oder Schweigen? von Otto Ludwig aus Reichenbach. — Bezauberte Welt von E. Kaiser.
- Band 5:** Die Schule der Welt von Franz Dingeldey. — Grete Münder von Theodor Fontane.
- Band 6:** Die Prairie am Jacinto von Charles Sealsfield. — Der Gerhab von August Silberstein.
- Band 7:** Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen von Franz Freiherr Gaudy. — Marianne von Ferdinand v. Saar. — Die kleine Welt von Rudolf Lindau.
- Band 8:** Das Feuerschiff, Kajüt-Bassagiere von Heinrich Schmid. — Der Uhrmacher vom Lac de Joux von Robert Schwelchel.
- Band 9:** Der Wettermacher von Frankfurt von Franz Trautmann. — Die Dame mit den Hirschzähnen von G. v. Putlig. — Lycraena Silene von Wilhelm Jensen.
- Band 10:** Mendel Gibbor von A. Bernstein. — Manuela von A. Artaria.
- Band 11:** Woans ik tau 'ne Fru kam von Fritz Reuter. — Das Sündkind von Ludwig Anzengruber. — Der Hamlet von Lucius von Richard Voß. — Die Geschichte eines Geistes von Ossip Schubin.
- Band 12:** Diebsgefäfte von Joseph Friedrich Lentner. — Der Schmutz des Jnka von Karl Frenzel. — Nach dem höheren Gesetz von Karl Emil Franzos.

Neuer Deutscher  
Novellenschatz.

---

Herausgegeben  
von  
Paul Henke  
und  
Ludwig Laistner.

Band XV.

---

CORNELL  
UNIVERSITY  
LIBRARY

München und Leipzig.  
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.  
1886.

PT

1337

H62N4

v. 15

A.622315

CORNELL  
UNIVERSITY  
LIBRARY



## Inhalt.

---

	Seite
<u>Rost Burstüb. Von Johannes Scherr . . . . .</u>	<u>1</u>
<u>Erudel's Wall. Von Hans Hopfen . . . . .</u>	<u>177</u>

---



# Rosi Burflüh.

Eine Geschichte aus den Alpen.


Von Johannes Scherr.

---

Novellenbuch von Johannes Scherr. Dritter Band. Leipzig.  
E. J. Günther 1873.

---



ohannes Scherr, geboren den 3. October 1817 zu Hohenrechberg in Württemberg, besuchte das Gymnasium zu Gmünd, Ehingen an der Donau und Zürich, studirte in Tübingen Philologie, Philosophie und Geschichte, leitete dann mit seinem älteren Bruder Ignaz Thomas Scherr, der als Reformator des schweizerischen Schulwesens und pädagogischer Schriftsteller einen guten Namen hat, eine Erziehungsanstalt in Winterthur, kehrte aber nach drei Jahren in die Heimath zurück und ließ sich 1843 in Stuttgart nieder. Mit einer im folgenden Jahre erschienenen Schrift „Württemberg im Jahre 1844“, welche großes Aufsehen erregte, betrat er den politischen Kampfplatz und stellte sich mit Feuereifer in den Dienst der vorwärtlichen Freiheitsbestrebungen. Das Jahr 1848 führte ihn als Abgeordneten für Geißlingen in die württembergische Kammer; ein Hauptführer der süddeutschen Demokratie ward er in den Landesausschuß der württembergischen Volksvereine gewählt. Nach der Niederwerfung der Reichsverfassungspartei entzog er sich den Verfolgungen der Reaction durch die Flucht in die Schweiz, worauf in der Heimath eine sechzehnjährige Zuchthausstrafe gegen ihn ausgesprochen ward; er habilitirte sich in Zürich, zog aber 1852 aus Familienrücksichten nach Winterthur und war daselbst schriftstellerisch thätig, bis er 1860 als Professor der Geschichte und Literatur an das eidgenössische Polytechnicum nach Zürich berufen ward, wo er seither lebt.

Der scharfgeprägte Charakterkopf dieses Autors ist so allgemein bekannt, daß wir nicht nöthig haben, ihn hier zu zeichnen. Zudem gehört die weitaus größere Hälfte seiner literarischen Thätigkeit dem wissenschaftlichen Gebiete an, fällt also außerhalb des uns gesteckten Rahmens. Aber auch von dem, was er als Erzähler hervorgebracht,

wurzelt Manches so fest in jenem der Dichtung als solcher fremden Boden, daß wir wider Willen genöthigt wären, diesen zu betreten — wir erinnern nur an seinen Roman „Schiller“ als Seitenstück seiner wissenschaftlichen Bearbeitung von Schiller's Leben und Geistesgang, an „Graziella“, welche im gewissen Sinn als Document der Zeitgeschichte gelten kann. Auch umgekehrt dürfte Jemand, der Scherr's historische Darstellungsweise würdigen wollte, an seinen poetischen Arbeiten nicht vorübergehen. Denn es strömt eine starke poetische Ader in diesem eigenartigen Autor, oft verschüttet bei dem Raubbau seiner zum Theil überhasteten Production, vielfach in falsche Bahnen geleitet durch das gefährliche Vorbild Thomas Carlyle's und die Eruptionen seiner eigenen vulcanischen Natur, welche sich in eine nicht Jedermann zusagende Manier hineingelegt hat, die Blicke ihres Innern als blendendes und befremdendes Redefeuerverk über dem Krater spielen zu lassen. Wo jedoch reine Stimmung und Schöpfungsstille über ihn kommt, leistet er Vorzügliches, wie in dem trefflichen Roman „Michel“, welcher ein glänzendes Zeugniß für seine poetische Begabung ablegt. Wie glücklich sich diese auch auf dem Gebiete der Novelle bewährt hat, ersehen unsere Leser aus der nachstehenden Erzählung.

L.

---



## Erstes Kapitel.

Schwarz-Eis.

**D**er herbstliche Morgenwind hatte sich noch nicht aufgemacht, und das Gebirge lag stumm unter einer dichten Nebelhülle. Regungslos, wie gefroren, standen die grauen Schwaden. In die Monotonie dieses Nislsheim dunkelten die Umrisse von Bergkolossen herein, Schwarz in Grau. Tief herauf aus den Klüften kam ein dumpfes Rauschen, als murmelte diese Welt von Granit und Schree in bangem Traume.

Jetzt aber glomm ein fahles Geflimmer die äußersten Säume des Dunstmeeres an, und langsam hellte sich hoch droben ein Punkt. Der röthliche Schimmer wuchs an Umfang und Stärke, und, vom Frühroth angeglüht, leuchtete die Schneekuppe des Nizlihorn's in das chaotische Duster hernieder. Der Tag hatte sein Banner ausgesteckt, und gebrochen war der Bann der Nacht. Ein leises Wogen und Wallen kam in die Nebelsluth unten, während droben die Lichtsignale triumphirend von Firn zu Firn sprangen. Lauter rauschte im Thalgrund der Bergstrom, und hüben und drüben ging mit klingendem Geplätscher die Gletschermilch in den Felsrunsen.

An dem schmalen, längs der jäh abfallenden Bergwand hinführenden Weißenpfad steht auf einem Vorsprung die Teufelskanzel, eine bizarre Zusammenwürfelung halbverwitterter Steinblöcke. Von da herab, meldet die Sage, habe in unbordenklicher Zeit einmal Satan den Bergen gepredigt, und vor Entsetzen darob seien alle die munteren Ströme, welche dazumal durch das Gebirge gegangen, zu Gletschern erstarrt. In den Rissen und Zwischenräumen des Steingerümmers hatte sich eine Gruppe niedriger Urben angesiedelt, der letzte kümmerliche Versuch von Baumwuchs, denn höher hinauf giebt es nur noch dürftigen Rasen, der bald durch die Schneeregion begrenzt wird.

Die Dunstmassen, welche noch auf der Tiefe wucherten, schoben sich, an der Oberfläche vom Widerschein der droben leuchtenden Kuppen, Hörner und Zacken weißlich angeschimmert, langsam an der ungeheuren Felswand aufwärts, über deren Rand hinweg ein Gletscherbach in den schwindelnden Absturz schießt, in Myriaden weißer Flokken zerstäubend, bevor er drunten sein Wasser mit dem des jungen Bergstromes mischt, welcher die schmale Thalsole durchrauscht. Nur ein paar Schritte von der Teufelskanzel entfernt kreuzt vor seinem Sprung in den Abgrund der Bach den Weißenpfad, milchweiß in der tiefen Furche schäumend, die er sich da gewühlt hat. Aus den Nebelschwaden aufgetaucht setzt mit dem flüchtigen Sprung einer Gemse ein junges Mädchen über die Künse, eilt auf die Teufelskanzel zu, steht dort hochaufathmend still und bohrt mit schwarzen funkelnden Augen in das Dunstgewoge der Tiefe hinab, welches sich mählich zu lichten beginnt. Denn die Sonne ist am östlichen Himmel jetzt so weit heraufgestiegen, daß ihre Strahlen die Spitzen der Bergkolosse aus Roth in Gold umfärben und langsam auch in die verworrenen Thalzüge des Hochgebirges hinabgreifen.



Das junge Mädchen oder, landesüblich zu reden, das junge Meitschi hat sich in der Teufelskanzel an einem Urvenstamm auf das feuchte Moos niedergekauert. Es trägt die Landesracht, aber die einzelnen Stücke des Anzugs sind ärmlich, halb verschliffen und nicht gar säuberlich. Ihm zur Seite liegt ein kleines Bündel, das es unter dem Arme getragen. Wie das junge Ding so dahockte, die nackt in plumpen, abgetragenen Schuhen steckenden Füße unter dem Saum des verfärbten schwarzen Röckleins zurückgezogen, ein rothes Tuch, unter welchem halbaufgelöste rabenschwarze Haarflechten hervorkamen, nachlässig um den Kopf gewunden, die Ellbogen auf die Kniee, die Wangen auf die geballten Hände gestützt, stier, fast glözend vor sich hinstarrend, konnte man es für ein pures Kind ansehen. So klein und halbwüchsig, um nicht zu sagen verbuttert erschien die Gestalt. Aber die Täuschung schwand sofort, wenn die Kleine, wie von wilden Affecten gestachelt, aus ihrem Hinbrüten auffuhr und sich schüttelte, als wollte sie die Last eines peinigenden Gedankens von sich werfen. Dann zeigten die bräunlichen Züge des Mädchens einen Ausdruck, der weit über seine Jahre ging. Zwischen den starken, dunkeln, über der Nasenwurzel in einander greifenden Brauen bildete sich eine finstere Falte, die Flügel des allerliebsten Stumpfnäschens dehnten sich zitternd, und zwischen den zurückgezogenen Lippen des kleinen Mundes schimmerten die weißen Zähne hervor, fest zusammengebissen, als sollten sie einen wilden Schrei zurückhalten. So war das hübsche Gesicht nicht mehr das eines Kindes, sondern schon das eines Weibes und zwar eines Weibes voll ungezügelter Leidenschaft, unter deren Anhauch auch die kleine, aber zierliche und ebenmäßige Gestalt zu so vollschwellenden Formen gereift war, wie sie in einem Alter von sechzehn Jahren nicht eben gewöhnlich sind. Auffallen mußten bei dem Armuth verrathenden Anzuge der Kleinen ihre feinen,

zierlich geformten Hände, welche, wenn auch jetzt vom Morgenfroßt bläulichroth angelausen, deutlich verriethen, daß sie nur wenig oder gar keine schwere Arbeit gethan. Aber noch auffallender war die seltsame Mischung von Intelligenz und Sinnlichkeit, von Leichtsinn und Troß, welche sich in diesem zu vorzeitiger Reife gediehenen Mädchengesicht ausprägte. In der scharfen Gebirgsluft wachsen sonst die Menschen an Geist und Körper nur langsam. Hier jedoch war einmal eine Menschenpflanze zu jener frühzeitigen Treibhausreise gekommen, wie sonst nur die Atmosphäre großer Städte sie befördert.

In phantastischen Gestaltungen und Windungen hatten sich inzwischen die Nebelschwaden aus der Tiefe bergwärts gehoben und zerflatterten hoch droben am Firnschnee oder zerflossen im Bläßblau des Morgenhimmels. Der Blick zu Thal war jetzt frei, obgleich da unten noch Alles in fahlgrünlichem Dämmerlicht verschwamm, weil das Rißlihorn die ganze Mulde mit seinem gigantischen Schatten erfüllte. Wer freilich den Falkenblick des jungen Mädchens besaß, konnte sich unschwer zurechtfinden. Hinten im Grunde des schmalen, etwa eine Wegstunde langen Hochthales blinkte und blitzte es himmelan wie von Sonnenstrahlen, die von Eis und Firnschnee abprallen. In der That steigt dort ein mächtiger Gletscher in gethürmten Massen bis zur Thalsole herab und am Fuße seiner Moräne sammeln sich die Wasser, welche, bald durch Zuflüsse von allen Seiten her verstärkt und deshalb mehr schon den Namen eines Flusses als den eines Baches verdienend, an der rechten Seite des Thales herabkommen, jetzt durch tiefe Felsklüfte rauschend, dann wieder aus den Schluchten in offene Matten hervorströmend und zuletzt, hart unter der über die an tausend Fuß hohe Felswand halb hinaushängenden Teufelskanzel, abermals in eine schwarze enge Kluft abstürzend. Mitten im Thal,

am linken Ufer des Flusses, legt sich ein niedriger Hügelkamm wie ein Kiegel quer durch die Niederung. Im Schutze dieser Aufdachung, in welcher man wohl die ursprüngliche oder wenigstens eine frühere Moräne des großen Gletschers zu erkennen hat, liegen die zerstreuten Häusergruppen des kleinen Pfarrdorfes Windgellen. Es ist wie andere Dörfer im Hochgebirge ganz aus Holz gebaut. Nur die Kirche, etwas abseits in einer Einbuchtung des Hügelkammes gelegen, ist aus Steinen aufgemauert, aber ihr Dach wie das ihres Thurmes besteht gleich den Dächern der andern Gebäude aus Schindeln. Vom Dorf aus führt ein Weg, der zur Noth mit leichten Karren befahren werden kann, thalabwärts, zwischen Feldstücken hin, auf denen Gerste, Hafer und Kartoffeln gebaut werden, erstere Fruchtarten aber freilich nur in günstigen Sommern recht zur Reife gelangen.

Von diesem Wege zweigt sich ein zweiter links ab und führt über fette Matten aufwärts gegen die mittägliche Bergseite des Thals. Hier lehnt sich im Schutze eines kleinen Ahornwäldchens ein Gehöft an die Halde, welches ein stattliches oder landesmundartlich ein „habliches“ zu nennen ist. Die Stelle heißt „In der Zwihl“, und der Zwihlbauer, welcher in den umliegenden Bergen die besten „Alpen“ und darauf zwei „urchige“ Sennereien oder „Sennten“ besitzt, ist so recht der Magnat des Thals. Rechter Hand führt von der Zwihl aus ein Fußpfad bergan und bergab durch Gruppen von Berglärchen und malerische Felswindungen hin, bis er in der Entfernung von einer Viertelstunde in eine Senkung niedersteigt, die von einem kleinen Bergsee ausgefüllt ist. Ein Bach, welcher weißschäumend hoch droben vom Glanzhorn herabkommt, speist den See, dessen dunkelgrüne Fläche eine Schale von Granit einfaßt. Da und dort senkt eine Legeföhre, die zwischen dem Gestein Wurzel geschlagen, ihr schweres Geäste gegen das Wasser herab, dessen

Spiegel noch mehr verdüstert wird durch einen ungeheuren Felsblock, der am nördlichen Ende des Sees aufragt und von den Thalleuten der Schudereulkopf, das ist Schuhkopf, genannt wird. Falls man dem Auge mit der Phantasie ein wenig nachhilft, kann man in der That meinen, der auf seiner Spitze breit abgeplattete Block habe auf seiner südwärts, also dem See zu gerichteten Seite etwelche Aehnlichkeit mit der Kopf- und Gesichtsform des genannten Vogels der Nacht. Hart diesem Felsen zur Seite ergießt der tiefe, stille See den Ueberschuß seines Wassers in ein mit Steingeröll angefülltes Rinnsal, welches sich weiter unten im Thale mit dem früher erwähnten Fluß vereinigt. Zunächst durchbricht das Rinnsal ein dichtes Tannengehölz, jenseits dessen der Bach in ein schluchtartiges Seitenthälchen einbiegt, an dessen Ende er sich dann in einem scharfen Winkel wieder in das große Thal herauswindet. Die düstere Schlucht heißt nicht unpassend „Zur Höllenschwärz“, und es steht da ein großes, mehr noch in Folge von Vernachlässigung als von Alter halb zerfallenes Haus.

Die Entfernung von hier bis zum See hinauf beträgt bloß ein paar Büchschüsse, und doch sieht es droben ganz anders aus. Der an und für sich düstere Wasserkessel wird durch seine Umgebung ins freundlich Malerische gewendet; denn die Hand des Menschen ist hier sorglich thätig gewesen, einen traulichen Wohnsitz, ein „Heimeli“ zu gründen. Der See ist an seiner Mittagsseite offen, und es steigt da ein sanftgeschwungener Rain zu mäßiger Höhe hinan. Eine gutgepflegte Umzäunung faßt den Hügelrand ein, und hinter derselben zieht sich eine ländliche Gartenanlage bis zu einem neuerbauten Hause hin, dessen zierliche Beschindlung und helle Fenster Wohlstand verrathen. Das Haus mit seinem weit vorspringenden Dach ist zwar ganz in der Form der Gebirgshäuser aufgeführt, aber in seinen Einzelheiten

verrätth es überall einen gewissen bei dem Bau rege gewesenen Schönheitsfynn. Der offene Söller, welcher um das zweite Stockwerk herläuft, zeigt hübsches Schnitzwerk. An der Ostseite über dem Haupteingang stehen in kunstreichen Zügen die Worte: „Zum Rütli“, der Name des Hauses. Gerade darüber erhebt sich, auf starkem Gebälke ruhend, ein erkerhafter Vorbau, dessen Dach sich wie ein Thurm zuspitzt und der ein einziges Fenster hat, welches aber fast dreimal so groß ist wie die übrigen. Auf der Westseite des Hauses sprudelt ein Röhrbrunnen seinen fast armsdicken Strahl in einen großen Steintrog, und von da hat man nur ein paar Schritte bis zu einem Gaden, welcher die Winterstallung für etliche Kühe enthält. Die ganze Lage des Hauses muß eine gegen die rauhen Winde sehr geschützte sein, denn sonst hätten in solcher Höhe nicht die Obstbäume gedeihen können, welche die Matte hinter dem Hause beschatten. Diese Matte zieht sich sanft geneigt bis zu einer jäh aufspringenden Felswand hinan, deren oberer Rand dicht mit Arven bestanden ist. Hinter diesem Steinwall fällt der Boden in ein tiefes Tobel ab, welches zur Sommerzeit mit Lawentrümmern angefüllt ist, und jenseits desselben bauen sich die Abstufungen des gewaltigen Glanzhornes hoch in die Lüfte empor.

Alle die bezeichneten Vertlichkeiten sind von der Teufelskanzel aus sichtbar, das Dorf, die Kirche, der Hof in der Zwihl, das Haus zum Rütli am See „im Vöbeli“, wie die Stelle genannt wird. Die Blicke des jungen Mädchens wanderten von der Kirchturmspitze nach der Zwihl und von da zum Rütli. Da hasteten sie lange, und es schien, als wollte sich ein feuchter Schleier über die schwarze Glut des bohrenden Auges herziehen. Aber es schien nur so, denn sogleich wieder brannte in diesem Auge ein Feuer, das jede Thräne schon im Entstehen aufzehrte, und ein Zug des

Hasses ringelte sich schlangengleich um die Mundwinkel. Auch das aus der Höllenschwärz hervorragende Dach des zerfallenen Hauses lag im Gesichtskreis. Allein dorthin fiel kein Blick des Mädchens, nicht einer, und doch war es sein Vaterhaus.

Seit ein paar Jahren haufte dort der Stobelchäpi <sup>1)</sup> mit seinem Weibe, der Stobelbäbi <sup>2)</sup>, ein Menschenpaar, das man im ganzen Thale überall mit Ehen und Verachtung, aber auch mit Furcht ansah. Denn daß die Stobelbäbi eine Heze, galt bei der Mehrzahl der Thalleute für ebenso ausgemacht als die Thatsache, daß ihr Mann ein Gauner, welcher in verschiedenen Zuchthäusern seine Ausbildung erhalten hatte. Zulezt war er als Mitglied einer Falschmünzerbande mehrere Jahre zu Bern „im Schellenwerk“, das ist in Ketten, gewesen. Bei seiner Entlassung hatte sich herausgestellt, daß er von Kindheit auf ein „Heimathloser“ gewesen, wie sich das auch bei seiner aus Zigeunerblut stammenden Frau von selbst verstand. Weil sich aber die öffentliche Calamität des Heimathlosenwesens dem Staat gerade fühlbarer als je gemacht hatte, war auch der Stobelchäpi von der Maßregel betroffen worden, durch Einbürgerung der Heimathlosen dem Bagabundentreiben die Art an die Wurzel zu legen. Der entlassene Schellenwerker wollte sich erinnern können, daß er vor Zeiten in der Feldmark der Gemeinde Windgellen irgendwo geboren sei, und so mußte sich die besagte Gemeinde nach langem Sträuben dazu hergeben, den übelberüchtigten Mann in ihren Verband aufzunehmen. Die Stobelbäbi, welche während des Aufenthalts ihres Egeherrn im Berner Voller-Bayes <sup>3)</sup> auf eigene Hand das altgewohnte Bagantenleben fortgesetzt hatte, war nicht sehr

<sup>1)</sup> Stobel-Kajpar. <sup>2)</sup> Stobel-Barbara. <sup>3)</sup> Zuchthaus (rothwälsch).

von der Aussicht auf ein seßhaftes Dasein erbaut gewesen, aber sie hatte sich fügen müssen, und so war das würdige Paar mit seinem Töchterlein (Elfi<sup>1)</sup>), welches seiner braunen Gesichtsfarbe wegen das Schwarzelfi hieß, nach Windgellen heraufgekommen. Natürlich hatten die guten Leute sofort Ansprüche an das Armengut erhoben und wollten es gar nicht begreifen, daß die Gemeindevorsteher der „lockeren“<sup>2)</sup> Meinung waren, Leute, die noch so gut bei Kräften wären, müßten ihr Brod selber verdienen. Doch gab ihnen die Gemeinde Dach und Fach, nämlich das Haus in der Höllenschwärg, welches unbewohnt und herrenlos da stand. Der letzte, kinderlose Besitzer desselben, vormals ein hablicher Bauer, hatte in wüstem Wandel all seinen Besitz verthan und dann, eines kalten Wintermorgens beim Erwachen aus seinem letzten Bränntskrausch<sup>3)</sup> zu der unliebsamen Einsicht gelangt, daß er nichts mehr zu vertrinken hätte, an einem der morschen Dachsparren seines Hauses sich erhängt. Niemand im Thale hatte Lust, das verfallende Haus „des vom Tüfel Geholten“ an sich zu bringen, und so war es von der Gemeinde zur Armenherberge bestimmt worden. Es wohnte aber nur die Familie des Strobelschäpi darin, dessen Gewerbe jetzt war, den Holzschnitzern — die Holzschnitzerei wird in diesem Theile des Gebirges eifrig betrieben — das Ahornholz zu ihren Arbeiten zu beschaffen. Man munkelte freilich und sagte sogar laut, weder der Strobelschäpi noch seine Bäbi hätten ihre früheren Erwerbswege ganz verlassen. Beide waren oft längere Zeit von Hause abwesend, und wenn sie dann wieder heimkehrten, würde, wie die Klatschbasen des Dorfes wissen wollten, in der dürftigen

---

<sup>1)</sup> Elisabeth. <sup>2)</sup> Falschen, umrichtigen (rothwälsch). <sup>3)</sup> Branntweinrausch.

Rüche der Höllenschwartz gebraten und geküchelt wie bei einer Kirchweih. Aber sicher war, daß der Strobelchäpi und sein Weib, mochten sie in der Ferne treiben, was sie wollten, mit richtigem Tact wenigstens in der Nähe ihre Hände von allen gefährlichen Dingen fernhielten. So mußte man sie schon dulden, wenn auch noch so ungern.

## Zweites Kapitel.

### Der Pfarrer von Windgellen.

Schwarzelfi schaute noch immer von der Teufelskanzel thalwärts. Das Haus in der Zwihl und das Rütli im Bödeli waren die Zielpunkte ihrer dunkeln Augen. Mit gekniffenen Lippen murmelte sie: Jetzt wird die Rosi allgemach ihren Hochzeitsstaat anthun, und der Ruodi <sup>1)</sup> ist wohl schon auf dem Wege nach der Zwihl. s'Chämmi <sup>2)</sup> raucht ja schon mächtig, und die Zwihlbäuerin rüstet mit dem Frätzli, dem Breneli <sup>3)</sup>, den Morgenimbiß. Derweil zählt der Zwihlbau'r den Sack voll harter Feusliber <sup>4)</sup>, den er seiner Tochter mitgiebt. Das ist ja Alles und Alles schüli schön! Oh, ich wollt' nur, der roth' Gügge <sup>5)</sup> säß' auf dem Dach, daß All' z'sämme verbränten, All' z'sämme, und wenn auch er drunter sein müßt' — mira <sup>6)</sup>.

Nach diesem leidenschaftlichen Ausbruch versank sie wieder in ihr starres Hinbrüten und hatte nicht acht, daß ein Mann den Geißenpfad am Bergrand daherkam. Sie sah den Komenden gar nicht, der langsam vorschritt. Sein schwarzer Anzug hob sich kaum von dem Schattendüster ab, in welches die Bergseite noch gehüllt war. Von Zeit zu Zeit verbargen

<sup>1)</sup> Rudolf. <sup>2)</sup> Ramin, Rauchfang. <sup>3)</sup> Berena. <sup>4)</sup> Fünfstübres, Fünffrantenthaler. <sup>5)</sup> Hahn. <sup>6)</sup> Meinetwegen.



die noch immer vom Thal heraufwallenden Nebelzüge die schlanke Figur halb und halb, und sie schien dann über dem Felsabsturz, an dessen Saum der Weg sich hinwand, in der Luft zu schweben. So kam der Mann näher. Er hatte im Wandeln die Hände auf den Rücken gelegt, und seine Augen hafteten am Boden. Wenn er aber, wie öfter geschah, stillstand, um nach dem gegenüber ragenden, jetzt in goldenem Lichte badenden Gipfel des Glanzhorns oder ins Thal hinabzusehen, wurde ein stilles, sanftes braunes Augenpaar bemerklich, über welchem sich eine Stirne wölbte, deren intelligente Form selbst unter der Krümpe des tief in die Brauen gedrückten Hutes sich deutlich verrieth. Es war jedoch nicht allein die Hutkrümpe, was einen schwermüthigen Schatten auf die hübsch geschnittenen, feinen und blassen Züge des jungen Mannes warf: der trübe Anhauch derselben schien mehr von innen als von außen zu kommen. Die ganze Erscheinung trug unverkennbar den landpfarrherrlichen Stempel und zwar die protestantische Nuance desselben; denn bekanntlich weiß jedes Auge den protestantischen Landpfarrer auf hundert und zweihundert Schritte weit von seinem katholischen Amtsbruder in Christo zu unterscheiden.

Im Uebrigen war keine Spur von gleichnerischer Gottseligkeit im Antlitz oder in der Haltung des Mannes, wohl aber etwas Resignirtes, eine gewisse Müdigkeit. Und doch auch verrieth dann und wann wieder eine heftige Bewegung oder ein momentanes Ausleuchten des Auges, nur eine ungewöhnlich starke Willenskraft habe hier ein heißes Herz so weit gebändigt, daß oberflächliche Betrachtung die rothe Blut nicht unter dem bleichen Aschenflor vorschimmern sah. Die meisten seiner früheren Freunde würden freilich in dem stillen Pfarrer von Windgellen kaum noch den Mann erkannt haben, der nur zwei Jahre zuvor drunten im Lande in der Vorderreihe einer rührigen und mächtigen Partei gestanden,

den Mann, der damals in mancher tosenden Volksversammlung „des Wortes Feuerbrände“ in die Gemüther geschleudert und bei Freund und Feind die bestimmte Erwartung erregt hatte, daß er binnen kurzem einen vorragenden Platz unter den Lenkern des Gemeinwesens einnehmen würde. Aber die Hoffnungen der Parteigenossen und die Befürchtungen der Gegner waren gleichermaßen getäuscht worden. Der junge Agitator, dem man neben vielen glänzenden und löblichen Eigenschaften eine bedeutende Dosis von Ehrgeiz zugeschrieben, hatte plötzlich und ohne sich selbst gegen seine nächsten Bekannten zu einer Erklärung herbeizulassen, die Berufung der Gemeinde Windgellen zu dieser entlegenen Pfarrstelle angenommen, und die allgemeine Verwunderung darüber war um so größer gewesen, als man in Erfahrung gebracht, der neue Pfarrer habe sich angelegentlich um diese von keinem seiner geistlichen Mitbrüder beneidete Stelle beworben. Hierauf hatte man noch einige Tage, da und dort noch einige Wochen von sothanem „dummen Streich“ gesprochen; dann hatte man sich damit beruhigt, den jungen Geistlichen achselzuckend einen Sonderling oder auch wohl geradezu einen Narren zu nennen, und endlich hatte man ihn in seinem „am Ende der Welt“ gelegenen Bergwinkel vergessen, wie das ja so überall Brauch der Parteien ist, wenn eins ihrer Werkzeuge abgenutzt ist oder wenn es sich ihnen versagt.

Wie verschiedenartig immer die Gefühle und Gedanken des langsam daherkommenden Pfarrherrn und des jungen an einem der Steinblöcke der Teufelskanzeln kauern den Mädchens sein mochten, beide waren sie so davon erfüllt, daß sie für Anderes keinen Sinn hatten. Sie bemerkten einander noch nicht, als der Geistliche der Teufelskanzeln schon bis auf wenige Schritte nahe gekommen. Aber waren denn ihre Gefühle und Gedanken wirklich verschiedenartige?

Seltzam zu sagen, der junge Theologe dort, hochbegabt, tüchtig und vielseitig gebildet, voll idealer Anschauung und sittlichen Strebens, und das junge Bagantentkind da, Zeit seines Lebens auf der haardünnen Gränzlinie zwischen Leichtfertigkeit und Laster, Gemeinheit und Verbrechen schwankend, voll vorzeitig gereifter Sinnlichkeit und doch wieder die Antriebe derselben mit kühlster Berechnung zu bändigen wissend, von früh auf in der Welt umhergetrieben, bei Gelegenheit einen verirrtten und getrübtten Strahl vom Lichte der Bildung auffangend, voll unklaren Dranges, voll rache- lustigen Menschenhasses, dabei verschlagen, fest, skrupellos — ja, die Seelen dieser beiden Wesen waren am heutigen Morgen von denselben Vorstellungen erfüllt. Auch der Pfarrherr war, während er zur Teufelstanzel hinauffstieg, mit seinen Gedanken in der Zwißl; auch vor seiner Phantasie stand die schlanke Gestalt der schönen Kosi, im Begriffe, den Hochzeitsstaat anzulegen; auch er sah im Geiste den Ruodi von seinem Haus im Bödeli nach der Zwißl wandeln, um von da die Braut zur Kirche zu führen. Aber der bange Seufzer, welcher bei der Anschauung dieser Bilder aus der Brust des Geistlichen aufstieg, ward auf seiner Lippe nicht, wie das vorhin auf den Lippen Elsi's geschehen, zu einem Laut der Drohung und des Fluches. Stephan Milder war überhaupt kein Mann des Fluchens. Hatte er doch am Ende seiner Studentenzeit bei einem theologischen Colloquium, als sein Kirchengeschichtelehrer beiläufig die Angabe eines leuchtenden Beispiels priesterlichen Hochsinns verlangte, die ganz und gar undogmatische Antwort gegeben, das leuchtendste Beispiel, dessen er sich erinnere, sei die Priesterin Theano im heidnischen Athen; denn dieselbe habe die Zumuthung, den verbannten Alkibiades von Staats wegen zu verfluchen, mit den Worten abgewiesen, sie sei Priesterin zum Segnen, nicht zum Fluchen.

An der Bachrunse vor der Teufelskanzel angelangt stand der Pfarrer still, wie unentschieden, ob er weiter gehen sollte. Das scharfe Ohr Elsi's hatte aber durch das Geräusch des Wassers hindurch nahende Tritte vernommen, und als sie jetzt mit einem raschen Seitenblick die Gestalt des Geistlichen erfaßte, griff sie mit der Hand nach ihrem Bündel und erhob sich halb, als wollte sie sich wegstellen. Aber sie gab diese Absicht sofort wieder auf und sank in ihre kauernde Stellung zurück, das Auge gleichgültig von dem Pfarrer ab- und wieder dem Thale zulehrend. Milder hatte nun auch seinerseits das Mädchen wahrgenommen, und von der Anwesenheit desselben an diesem Orte zu früher Stunde augenscheinlich überrascht, rief er über die Runse hinüber:

Was machst denn du hier, Elsi?

Nichts.

Sie sagte das, ohne nach dem Frager umzusehen, und das trockene Wort klang genau wie: Was geht's dich an?

Des Pfarrers Blick fiel auf das Bündel, welches der Kleinen zur Seite lag, und er sagte:

Ich will nicht hoffen, daß du wieder einmal in der Welt herumbagirtest oder herumbagiren willst?

Herumbagiren? Ein jedes geht seinem Ehjel nach. Das ist keine Busche<sup>1)</sup>.

Nimm dich in Acht, Elsi, du redest wieder das garstige Rothwälsch, und doch hast du mir bei deiner Confirmation versprochen, diese schlimme Angewöhnung aufzugeben.

Versprechen ist leichter als halten.

Kind, ich fürchte, du bist wieder auf bösen Wegen. Weiß dein Vater, daß du so früh am Morgen von Hause gehst?

Der Strobelschäpi? Was geht mich der Baal<sup>2)</sup> an? Er ist gar nicht mein rechter Vater.

<sup>1)</sup> Ehjel, Geschäft; Busche, Schande (rothwälsch). <sup>2)</sup> Baal, Mann.

Und deine Mutter?

Oh, die ist eine gute Golle. Sie hat mich nie mehr geschlagen, seit ich ein Schicksel<sup>1)</sup> geworden, und weiß wohl, warum.

Warum?

Weil sie wußte, daß ich ihr das Gesicht grandig<sup>2)</sup> zertrazen würde.

Der Pfarrer war durch die freche Sprache des Mädchens wie angebonnert. So hatte er Elsi noch nie reden gehört. Es war eine vollständige Rücksichtslosigkeit, eine wilde Energie in dem Gebaren der Kleinen. Und außerdem griff diese Begegnung so störend in die Gedanken ein, welche den jungen Geistlichen auf seinem Morgengange tief und traurig bewegt hatten, daß er im Augenblicke gar nicht wußte, wie er dem Wildling gegenüber die Ausübung seiner Seelenhirtenpflicht anfassen sollte. Dem gutmüthigen Manne kam dabei nicht entfernt zu Sinne, daß Elsi mit bewußtem Troße sich gegen ihn stellte und daß sie auch recht absichtlich rothwälsche Ausdrücke gebrauchte, um ihn zu ärgern.

Während er sich besann, drehte Elsi den Kopf halb gegen ihn und musterte ihn mit ihren brennend schwarzen Augen vom Scheitel bis zur Sohle. Dann ließ sie ihren Blick fest auf seinem Antlitz ruhen und sagte:

Herr Pfarrer, was thut denn Ihr so früh hier oben? Sie werden jetzt drunten in der Dufe bald das erste Zeichen zur Chazne läuten. Habt Ihr gäng Eure Predigt noch nicht fertig? Was werdet Ihr der herzigen Kalle, der Rosi, die so große Augen hat wie die größte Kuh, alles sagen? Von Jakob und Lea und Rahel, wie's in der Kohdel-Flittermännche steht? Aber der Jakob, wenn er auch nicht

<sup>1)</sup> Golle, Frau; Schicksel, erwachsenes Mädchen. <sup>2)</sup> Grandig, heftig, tüchtig.

Jakob heißt, führt ja die Rahel heim, und der Andere geht leer aus. 's wird gäng beim Noozen in der Zwißl heut hoch hergehen. Der Gotsche und seine Goje werden ihre Mittel sehen lassen, und in der Finkerei wird's riechen wie in unseres Herrgöttli's Paradies. Aber lugt nur auf Euren Supper, Herr Gallach, Ihr habt gäng keine vorige Zeit mehr. Horch, da läutet's zum Ersten. Und wenn Ihr die Hochzeitkleut' zusammengebt, so lugt der Braut nicht so tief in ihre großen Linzer, Ihr könntet sonst drin versaufen, und der Ruodi könnte darob mesanisch werden. Und wenn Ihr beim Hochzeitmahl sitzet, so trinkt gäng brav Saim, damit Ihr rothe Backen überkommt, sonst könnten die Leut' was merken und 's Breneli grillisch werden. 's Breneli ist ja gäng auch keine treife Fische und hat was recht's hinterm Klemmerle, und einen Sack voll Massumen giebt ihr der Ultrisch-Kasser auch mit. Cia, vielleicht giebt's bald wieder 'ne Graunerei in der Zwißl!

Das Alles sprudelte Elsi nur so heraus, und es schlug dem Pfarrer in das Gesicht wie ein plötzlich abgefeuerter Schuß. Die Farbe wechselte rasch auf seinen Wangen, und seine Lippen zuckten. Es mußten in den Worten des übersecken jungen Dinges Anspielungen liegen, die sein innerstes Leben trafen.

Schwarzelsi weidete sich an der Berlegenheit des Geistlichen, und während er nach Worten rang, funkelten ihre Augen vor Schadenfreude und spielte ein höhnisches Lächeln um ihren trogig aufgeworfenen rothen Mund.

Die Rosi, sagte sie wieder, hätt' freilich 'ne staatsmäßige Gallächin fürgestellt, ja, ja; aber sie hat gäng nicht g'woßt. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und der Ruodi ist zuerst gekommen.

Und dazu sicherte die Kleine boshaft wie ein Teufelchen. Das Blut schoß dem Pfarrer ins Gesicht, aber er bezwang

seine leidenschaftliche Wallung und sagte nur mit nachdrücklichem Ernst:

Was faselst du, thörichtes Ding?

Sie wollte ihm keck ins Wort fallen, aber seine schlanke Gestalt aufrichtend und die Kleine fest anblickend schnitt er ihre Entgegnung mit den Worten ab:

Du wirst mir sagen, was dieses morgenfrühe Herumstreifen bedeuten soll und wohin du willst.

Für einen Augenblick, aber auch nur für einen Augenblick eingeschüchtert, versetzte sie:

Ich will fort.

Wohin?

In die weite Welt.

In welcher Absicht?

Mein Glück zu suchen.

Dein Glück? Dein Glück?

Und das Mädchen und sein seelsorgerisches Amt für einen Moment vergessend, fügte er murmelnd hinzu: Wo ist das Glück, und wer findet es?

Elfi hatte aber diese Worte doch gehört.

Wer sucht, der findet, sagte sie, und wer anklopft, dem wird aufgethan. Ich will suchen und anklopfen.

Nein, du wirst jetzt zunächst mit mir ins Dorf zurückkehren, und Nachmittags werd' ich in die Höllenschwärg gehen, um deinen Eltern ins Gewissen zu reden, daß sie ein acht-sameres Aug' auf dich haben sollen.

Ihr seid gar zu gütig, Herr Pfarrer. Aber ich bin kein Gambes mehr. Ich bin b'hört<sup>1)</sup> und kann gehen wohin ich will.

<sup>1)</sup> Duse, Kirche. Chafne, Hochzeit. „Gäng“ ist nicht rothwälsch, sondern ein Füll- und Fliedwort von unbestimmtem Sinn, welches in der Berner Mundart unzählig oft wiederkehrt. Ebenfalls mundartlich sind „vorig“ statt vorrätzig und „b'hören“, einsegnen, confirmiren.

Damit stand sie auf, faßte mit der linken Hand ihr Bündel, stützte sich mit der rechten auf den Felsblock, der neben ihr aufragte, schlug ihr rechtes Bein um das linke und balancirte mit keineswegs kindlicher Koketterie ihr hübsches Figürchen auf der linken Fußspitze. So sah sie verführerisch genug aus, mehr aber noch komisch; denn sie wollte sich offenbar das Nir einer jungen Dame geben, die mit ihrem Anbeter kokettirt. Deshalb vermied sie jetzt auch die rothwelschen Redensarten und besaß sich ein Hochdeutsch zu sprechen, wie sie es nicht so fast in der Schule von Windgellen als vielmehr zu Zeiten auf dem Fuße des Theaters in Bern kennen gelernt hatte.

Milder nahm von alledem keine Notiz. Er sah in dem Mädchen nur ein unartiges Kind, welches vor der Zeit der Ruchte entlaufen wollte. Aber das Kind hatte ihm Theilnahme abgewonnen, seit er es kannte, und er war zu der Annahme berechtigt gewesen, Elsi auf einen besseren Weg gebracht zu haben. In der „Unterweisung“, das ist, im Confirmationsunterricht, hatte sie es in schneller Fassungskraft und Fleiß allen ihren Mitschülern weit zuvorgethan und den Pfarrherrn durch ihre scharfsinnigen Fragen in Erstaunen, manchmal auch wohl in Verlegenheit gesetzt. Ein unausstilgbarer Zug von Bosheit war freilich auch da mit untergelaufen und hatte Elsi keine Gelegenheit versäumt, in ihrer Art für die bauernstolze Verachtung, welche sie von Seiten ihrer Mitschüler und Mitschülerinnen zu befahren

---

Kalle heißt im Rothwälsch Braut, Kohdel-Flittermännche die Bibel, Koozen ein reicher Mann, Gotsche Bauer, Goje Frau, Finklei Küche, Lupper Taschenuhr, Gallach Pfarrer, Gallächin Pfarrerin, Linger Augen, mesajisch verdrißlich oder mißtrauisch, Zaim Wein, grillisch eiferjüchtig, treife unschön oder unrein, Hjsche Weibsbild, Klemmerle Brusttuch, Massumen Geld, Oltrisch-Kaffer Vater, Graunerei Hochzeit, Gambes Kind.



gehabt, Rache zu nehmen. So hatte eines Tages der Pfarrer, nachdem er seinen Confirmanden eindringlich auseinandergesetzt, innerhalb welcher sittlichen Schranken der Mensch berechtigt und sogar verpflichtet sei, auch für sein zeitliches Heil zu sorgen, den Jakob Dötterli gefragt: Nun, Jakobli, sag' mir mal, was muß man thun, um hienieden glücklich und zufrieden zu leben? Die Antwort abwartend, ging Milder nach seiner Gewohnheit in der Schulstube auf und ab, und sowie er den Rücken gewandt, beugte sich Schwarzelsti blitzschnell zum Ohr des vor ihr sitzenden Jakob, ihm einzublaseu, und sofort platzte der hoffnungsvolle Junge mit der Erwiderung heraus: Ma muß luege, daß ma e reiche Buretochter zum Wyb erwitscht.<sup>1)</sup> Natürlich lachte Elsi über ihren gelungenen Streich hellauf und die Andern ihr nach, und der gute Pfarrer hatte, seit er im Amte war, noch nie größere Mühe gehabt, seine seelenhirtliche Würde zu bewahren, als bei Anhörung dieser Probe ländlich-sittlicher Moral.

Der Pfarrer überschritt den Bach, und Elsi ließ ihn ruhig herankommen. Nur warf sie rasch einen Blick rückwärts über ihre linke Schulter, als wollte sie sich auf alle Fälle der Möglichkeit eines ungehinderten Rückzugs vergewissern.

Nein, thörichter Wildfang, sagte Milder, du bist nicht in den Bund erwachsener Christen aufgenommen worden zu dem Zwecke, schlimmen Trieben frei nachleben zu können. In die weite Welt willst du? Weißt du denn nicht, daß die Heimath ein Segen ist, den man in der Fremde vergebens sucht?

Davon weiß ich freilich nichts, weil ich nie von einer

<sup>1)</sup> Man muß sehen (das ist sorgen), daß man eine reiche Bauern-Tochter zur Frau bekommt.

Heimath wußte, erwiderte Elsi kalt, aber in so respectvollem Tone, daß sich der Pfarrer dadurch täuschen ließ. Deshalb sagte er mit zutraulicher Güte:

Aber du kannst lernen, was Heimath zu bedeuten hat, indem du dir eine gründest und zwar hier in unserem Thale. Deine Aufführung ist die letzte Zeit her tadellos gewesen, und du mußt wohl bemerkt haben, daß demzufolge die Leute freundlicher gegen dich geworden sind.

Nein, davon hab' ich nicht viel bemerkt. Was hilft mir die gute Aufführung? Ich bleibe doch 's Schwarzelst aus der Höllenschwäz, die den Strobelschäpi, den Schellenwerker, zum Vater hat, wenn er's schon nicht ist. Ja, wenn ich Bagen hätte! Nur wer Geld hat, gilt in der Welt.

Bei den Dummen und Schlechten, ja. Der rechtschaffene Arme, welcher mit redlichem Fleiße sein Brot erwirbt, darf auf die Achtung aller verständigen Leute Anspruch machen, und sie entgeht ihm auch nicht. Arbeite Kind, arbeite! Das ist der feste Grund, auf welchen du deine Zukunft, deine Zufriedenheit gründen mußt. Leben heißt thätig sein. Du hast eine entschiedene Gabe fürs Zeichnen und Bildschnitzen. Der Ruodi Zurflüh hat es mir wiederholt gesagt.

Der Ruodi hat Euch das gesagt?

Ja.

Und weiter nichts?

Doch. Er meinte, man müßte dafür sorgen, daß du nach Brienz in die Holzschneiderschule kämest. Da könntest du, wenn du nur wolltest, es in der Holzschneidekunst zu was Rechtem bringen.

Elsi's Miene war sanft, fast weich geworden. Sie schwieg nachdenklich, es arbeitete in ihrer Brust, und sie senkte die Augen.

Der Ruodi hat Gutes von mir gesagt, der Ruodi! flüsterte sie selbstvergeffen.

Milder sah, daß er Terrain gewonnen, und wollte den Vortheil verfolgen, indem er fortfuhr:

Glaub' mir nur, Kind, es giebt Leute, die es gut mit dir meinen. Da ist die Kosi —

Die Kosi? fiel das Mädchen ein, heftig aufzuckend.

Der Pfarrer beachtete in seinem wohlwollenden Eifer nicht, daß schon wieder ein Wechsel über die beweglichen Büge Elsi's gekommen war, daß ihr Mund sich trotzig aufwarf und ihre Stirne zornroth brannte.

Ja, die Kosi, sagte er. Sie war dabei, als der Ruodi mir zuletzt von dir sprach, und sie meinte, ihr Vater, der ja Gemeindevorstand ist, sollte dafür sorgen, daß in der angegebenen Richtung die Gemeinde etwas für dich thue. Und wenn das nicht ausreichte, wollte sie, wie sie sagte, gern ihren Spartopf hergeben —

Sie mag ihn behalten, fiel Elsi hastig ein. Ich will nichts von ihr, keinen Sahntihm<sup>1)</sup>, gar nichts!

Was soll denn das wieder bedeuten? Was hast du denn?

Nichts hab' ich, und das ist gäng eben das Kreuz und der Jammer.

Still mit deinen koboldischen Einfällen! Und jetzt kommst du mit mir heim. Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren.

Der Pfarrer hatte mit Fug das Wort koboldisch gebraucht. Jede Spur von Weichheit war aus Haltung und Rede des Mädchens verschwunden. Die tiefschwarzen Augen blinzelten wie die eines schelmischen Kobolds, und den kleinen Mund kräufelte wieder das alte Hohlälcheln.

Leicht wie ein Vogel war sie ein paar Schritte weit

<sup>1)</sup> Centime, sonst auch Rappen genannt, deren der Schweizerfranken 100 enthält.

von dem Pastor weggehuscht, hinter einen Steinblock im Innern der Teufelskanzle, welcher ihr bis an die Brust reichte. Dort stand sie still, und ihr allerliebste rundes Köpfcgen guckte über den bemooften Granitwürfel herüber.

Lieber Herr Pfarrer, sagte sie, liegt euch denn wirklich etwas daran, daß ich in Windgellen bleibe?

Allerdings. Meine Pflicht als Seelsorger und als Vorstand der Armenpflege —

Ach was! Eure Pflicht geht mich nichts an. Ich meine, seid ihr dem armen Schwarzelsi e chli<sup>1)</sup> gut?

Gewiß bin ich dir gut, wenn du nur —

Nun dann, wißt Ihr was? Heirathet mich!

Sie sagte das mit einem so possirlich=schelmisch-naiven Ausdruck, daß die beste Schauspielerin sie darum beneidet haben würde. Ihre Augen schossen dabei unter den halbgeschlossenen Lidern hervor schmachtend=zärtliche Blicke auf den guten Pfarrer, und die Spitze ihres Büngleins spielte schlangenhaft zwischen den wie zum Kuß gerundeten Lippen.

Der arme Pfarrer wußte nicht recht, ob er lachen oder fluchen sollte.

Nun, was meint Ihr? sagte sie wieder. Ich sag' Euch, ich werde die Frau Pfarrerin spielen, daß es 'ne Art hat und Ihr 'ne rechte Freud' dran haben sollt.

Dem guten Milder war jetzt der Geduldfaden gerissen. Unverschämter Baggäugel!<sup>2)</sup> brach er los.

Ah so, Ihr wollt mich nicht haben? Ich merke schon, Ihr seid noch immer in die Rosi verschossen.

Der Pfarrer machte eine rasche Wendung .nach dem Felsblock zu, und es steht zu vermuthen, daß der sanftmüthige Mann große Lust hatte, den Heirathsantrag des Baganten=

<sup>1)</sup> Ein wenig. <sup>2)</sup> Possenreißer, Fraß, Narr, mundartlich für Bajazzo.

Kindes mit dem theologisch-pädagogischen Argument einer Ohrfeige zu erwidern, wozu er in Wahrheit vollwichtige Ursache hatte. Allein Schwarzelsti schlüpfte hinter dem Felsblock weg, bevor er dessen Rückseite erreicht hatte, flog durch das Steingetrümmer aufwärts und erschien in der nächsten Minute hoch über Milder's Haupt auf einem vorspringenden Zacken.

Lieber Herr Pfarrer, rief sie herunter, b'hüt' Euch Gott, und nichts für ungut! Wenn ich das Glück gefunden, komm' ich wieder und will Euch auch ein Stückli davon geben. Und höret, ich weiß noch alle die Bibelsprüch', die Ihr mich gelehrt, und im zweiten Buche Mose, zwanzigstes Kapitel, Vers da und da, steht geschrieben: Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weib, noch seines Knechtes, noch seiner Magd, noch seines Ochsens, noch seines Esels.

Ein schmetterndes Gelächter aufschlagend verschwand sie. Milder stand bestürzt.

Es hilft nichts, dem Wildfang nachzugehen, sagte er dann. Ich könnte ebenso leicht eine Gemse einfangen. — Aber was war das? Mein Gott, das Geheimniß meiner Seele, das ängstlich verwahrte Geheimniß im Munde dieses halbwüchfigen Kindes!

Glockenklang, welcher abermals aus dem Thale heraufkam, weckte ihn aus seinem schmerzlichen Hinbrüten. Er fuhr zusammen und raffte sich mühsam auf. Er war sehr bleich geworden und nahm den Hut ab, um sich die in kaltem Schweiß gebadete Stirn zu trocknen.

Ich will die Last tragen, die mir auferlegt ist, so lange meine Kraft aushält, murmelte er. Wenn nur sie es nicht merkt, daß ich sie trage.

Damit sprang er über den Bach und ging eilenden Schrittes den Pfad zurück, den er gekommen.

### Drittes Kapitel.

's wird doch was aus der Sach'.

Beim reichen Ruori<sup>1)</sup> Leuenberger in der Zwißl ging es an diesem Tage wirklich hoch her. Der Zwißlbauer hatte nur zwei Kinder, zwei Meitschi, und dem älteren derselben richtete er heute die Hochzeit aus. Da mußte etwas draufgehen, das verlangte schon die bäuerische Kleiderordnung, und zwar um so mehr, als es galt, dadurch zugleich das Gerede zu widerlegen, der Magnat von Windgellen sei nur schwer dazu vermocht worden, seine Kosi dem Ruodi Zurschluß zu geben.

Es war etwas an diesem Gerede, es war etwas dran. Der Ruodi war zwar ein „hablicher“ Mann, keine Frage, und ein stattlicher und braver Chnab<sup>2)</sup> war er ebenfalls, kein Zweifel; aber er hatte auch, wie der Zwißlbauer seiner Zeit ziemlich ungrammatikalisch gesagt haben sollte, „zwo bedenkli Stems“ an sich. Denn fürs erste war er ein Fremder, das heißt, er war in dem sieben bis acht Stunden von Windgellen entfernten Hasli im Grund geboren, und fürs zweite war er kein Bauer, sondern „gäng nur“ ein Holzschneider.

Kein Stolz geht über den rechten Bauernstolz. Ueberall, wo noch eine unvermischte Bauernsame deutscher Zunge sitzt, namentlich eine solche, auf deren Nacken das demoralisierende Joch der Hörigkeit nie gelegen, macht sich in ihrer Denkweise, in ihrem ganzen Gebaren der trotzigste Geist altgermanischer Gemeindefreiheit fühlbar, aber auch die starre Ausschließlichkeit altgermanischen Kastenwesens. So ein Bauer, auf seiner Hufe sitzend, deren Vererbung von Urväterzeiten her die Familientradition genau nachzuweisen

<sup>1)</sup> Konrad. <sup>2)</sup> Knabe, junger Bursch, Junggefelle.

vermag, ist gewohnt, die ganze Menschheit einzutheilen in Bauern und andere Leute, und wie immer die Lebensstellung dieser „anderen Leute“ sei, ob hoch oder niedrig, arm oder reich, gleichviel, sie sind keine Bauern und demzufolge nicht ebenbürtig. Auch der Kuori Leuenberger war vom echten und gerechten alten Bauernschlag, wem schon durch sein knorriges Wesen eine weiche Ader lief, die ihm, wie er meinte, schon manchen Pöffen gespielt hatte. Wahrscheinlich war diese Ader durch den Umstand genährt worden, daß seine Heirath mit dem Anneli, der Erbtöchter des Baglbauers, nicht allein eine bäuerliche Convenienzheirath, sondern zugleich auch eine gegenseitige Neigungsheirath gewesen war. Die Zwißlbäurin war aber zunächst Weib und Mutter und dann erst Bäurin. Auch eine große dörfliche Diplomatin war sie, die ihren Kuori vortrefflich zu handhaben wußte und sich durch sein Brummen nicht abschrecken ließ, wenn sie sich mal etwas Gutes und Rechtes vorgesetzt hatte.

Eines schönen Frühlingsabends, etwa ein Vierteljahr vor Eröffnung unserer Geschichte, hatte die Zwißlbäurin, während ihr Eheherr auf dem Söller droben tubäkelte, das heißt, seine Abendpfeife rauchte, unten in der Wohnstube eine lange flüsternde Unterredung mit ihrer älteren Tochter, der Kosi, welche an demselben Tage ihr zwanzigstes Jahr angetreten hatte. Als die jüngere Tochter, 's Breneli, ein lebhaftes hübsches Kind<sup>1)</sup> von sechzehn Jahren, in die stille Stube kam, brachen Mutter und Schwester verlegen ihr Gespräch ab, und 's Breneli bemerkte im Zwielicht, daß die Wangen Kosi's hochroth waren und Thränen Spuren zeigten. Bei so bewandten Umständen ging 's Breneli sogleich wieder hinaus und in die Küche, wo sie zu der alten Magd, einem

<sup>1)</sup> Ueberall in der deutschen Schweiz heißen die Mädchen, auch die erwachsenen, Kind', d. i. Kinder.

Inventarstück des Hauses, sagte: Gieb acht, Kathri, 's giebt ebbis<sup>1)</sup>. — Was denn? — 'ne Hochzyt. — Warum nit gar, du Göhl! Was weißt du von Hochzyt? — Ei ja fryli! Bin ich nit an Ostern b'hört worden? Und meinst, ich hätt's gäng nit g'merkt, daß d' Rosi und der Ruodi einander gäng gern haben? — So, du Nessli, das hast du g'merkt? Papperlapapp! Da wird gäng nüd<sup>2)</sup> drauß.

Während dieses Gespräch in der Küche seinen Fortgang hatte, stieg die Zwißlbäurin nachdenklich zum Söller hinauf, setzte sich neben ihren Eheherrn und begann die Unterhaltung damit, daß sie meinte, bei der ungewöhnlich günstigen Witterung dürfte es bald an der Zeit sein, mit dem Beh<sup>3)</sup> zu Berg zu fahren. Aus der Verhandlung des Viehkapitels merkend, daß ihr Alter guter Laune sei, lenkte die Bäurin mit behutsamen Uebergängen die Unterhaltung allmählich auf ein ganz anderes Feld, und dabei wurde ihre Sprache immer wärmer und eindringlicher. Der Bauer hörte ihr nach seiner Weise bedächtig zu und verrieth weiter keinen Antheil, als daß er sehr energisch tubäkelte. Die Bäurin achtete in ihrem Eifer wahrscheinlich nicht sehr darauf, denn sonst hätte sie sich nicht so weit mit dem herausgelassen, wessen ihr Herz voll war. Wenn der Zwißlbauer große Tabakswolken von sich paffte, so war das kein Zeichen der Beistimmung; im Gegentheil, ganz im Gegentheil. Die gute Zwißlbäurin sollte auch bald genug inne werden, daß es ihr nicht immer gelänge, ihren Ruori „anzubohren“, mit welchem sonderbarlichen Ausdruck sie ihre auf diplomatischer Kunst beruhende Oberherrlichkeit im Hause zu bezeichnen pflegte. Der Zwißlbauer ließ seine würdige Ehehälfte ruhig ausreden. Hernach stand er auf, klopfte über die Brustwehr des Söllers hinweg seine Pfeife aus, trat vor sein Anneli

1) Etwas. 2) Nichts. 3) Vieh.



hin, zupfte, wie das bei feierlichen Anlässen seine Gewohnheit war, seinen brettsteifgestärkten, ein gut Theil über die Ohrläppchen hinaufreichenden Hemdkragen noch mehr in die Höhe und sagte decidirt: Da schlag' gäng der Dunder dri! Aus der Sach' wird nüd, säg' i.

Nach also abgegebenem Conclusum drehte sich der würdige Beherrscher der Zwißl gegen die Thüre hin, hinter welcher in wohlverwahrter Kammer das mächtige Ehebett stand, worin schon der Mehni mit der Ahne und der Vater mit der Mutter ihre Nachtruhe gehalten hatten. Das ehrwürdige Möbel füllte die Schlafkammer zur Hälfte aus und war von einem „Himmel“ überdeckt, dessen vier eichene Tragsäulen im Nothfall ein Haus hätten tragen können. Auf der inneren Fläche des Betthimmels war ein Schnitzwerk angebracht, welches Adam und Eva im Paradiese darstellte. Die Zeit hatte dieses Kunstwerk schwarz gebeizt, und in der Kammer war es zudem nicht mehr hell genug, daß der Zwißlbauer, als er seine gewaltigen Glieder in das hochaufgestapelte Federbett versenkte, das Bild noch hätte gewahren können. Dennoch richtete er die Augen nach der Stelle hin, und wie wenn ihm der schlimme Streich, welchen Frau Eva ihrem Eheherrn weiland gespielt, eine wunderliche Ideenverbindung eingegeben hätte, brummte er: 's Wybervolk ist gäng allzyt e Dunderszüg gsi.

Derweil wälzte die Zwißlbäurin draußen auf dem Söller schwere Gedanken im Gemüthe. Sie fühlte, daß ein großer Wendepunkt in ihrem Leben eingetreten und daß es jetzt, wenn je, gälte, ganz ungeheuer klug und fest zu verfahren. Nachdem sie die Angelegenheit, welche sie beschäftigte, nach allen Seiten hin gewendet und gedreht hatte, kam sie zu dem Schluß: Er wird gäng brummen, länger und ärger brummen als je; aber 's könnt' doch gehen, 's könnt' doch gehen. Man muß nur sachte thun, sachte, sachte.

Damit machte die rüstige Frau noch ihren allabendlichen Gang durch das Haus, zu sehen, ob Alles in seiner Ordnung sei, und verfügte sich dann in die Schlafkammer. Als auch sie unter dem erwähnten Betthimmel Platz genommen, sprach sie nach ihrer Gewohnheit mit über der Bettdecke gefalteten Händen halblaut den Abendsegen und wollte sich dann, im Glauben, ihr Kuori schlief schon, ebenfalls zum Schlafen zurecht legen. Da drehte der Bauer halbwegs den Kopf auf seinem Kissen und brummte: Anneli, los', i sag', aus der Sach' wird nüd! Sprach's und legte sich wieder aufs Ohr. Die Zwißlbäurin sagte nur ganz sanft: Nu, so schlaf gäng in Gottesnamen. Sie hütete sich wohl, Widerspruch zu erheben oder auch nur ein weiteres Gespräch zu veranlassen, und begnügte sich zu denken: Der Brei ist eingerührt, jezt mag er kochen.

Er kochte auch wirklich so wacker, daß der Zwißlbauer in dieser Nacht nicht viel schlief. Raam eingebuselt, fuhr er wieder auf und murmelte: Mein' Rosi so 'nem Fremden geben, der gäng kaum in die G'meind' hereing'schmeckt hat, so 'nem Holzschnäßer!)? Ja, ahso grad! Aus der Sach' wird nüd! Der Dunder schlag'! Die Zwißlbäurin hörte es gar wohl, that aber nicht dergleichen. — Am folgenden Morgen rief der Bauer seine ältere Tochter in sein Oberstübli. Sie müsse ihm, sagte er, während die Familie mit den Knechten und Mägden ihre Hafersuppe zum Frühstück aß, bei einer Schreiberei helfen. Das kam oft vor, und wußte männiglich, daß die Gemeindeakten von der Hand Rosi's geschrieben wurden. Dennoch pochte bei der Bestellung dem Mädchen das Herz so stark unter dem rothen Brusttuch, daß sie bald den Löffel hinlegte und hinausging. Während sie dann beim Vater im Oberstübli war, schlich 's Breneli

1) Holzschneider.

leise wie ein Mutterkätzchen die Stiege hinauf. Das Kind merkte wohl, daß ebbis im Hause vorging. Und es sollte nichts davon wissen? Das war gäng schüli<sup>1)</sup>! Aber wart', es hatte seine Ohren, es, und es konnte doch wohl nicht schaden, e chli an der Stüblithür' zu lösen. Da drinnen sprach der Vater laut genug und auch gäng ernsthaft, aber die Lauscherin konnte es doch nicht recht hören; und dann sprach 's Kosi, aber das war noch weniger zu verstehen. Zuletzt ging die Thüre halb auf, und so hörte 's Breneli den Vater sagen: Los', Kosi, aus der Sach' wird nüd, jäg' i — der Dunder schlag'! Die Lauscherin huschte erschrocken über den Gang und die Treppe hinab. Aber ihre heraustretende Schwester hätte das Kind auch bei geringerer Eile kaum wahrgenommen, denn ihre Augen waren vom Weinen trüb.

Und doch wurde was aus der Sach'! Geduld überwindet Sauerkraut und noch viel mehr, will sagen einen Bauer aus dem Bernerbiet, der doch aus dem zähesten Holz geschnitten ist, das auf Gottes Erde wächst.

Zunächst freilich gab's eine trübe Zeit in der Zwiwl. Der Bauer war brummig, die Bäuerin unruhig, die Kosi traurig, und 's Breneli lachte weit weniger als sonst. Es war etwas, wie es nicht sein sollte. Das merkten auch die Knechte und Mägde, welche die Köpfe zusammensteckten und untereinander munkelten. Die Zwiwlbäurin machte die Erfahrung, daß der fragliche Brei sich keineswegs von selbst auskochte, und besaß sich daher, von Zeit zu Zeit frisches Holz unterzulegen. Aber es wollte nicht brennen, und die gute Frau begann zum ersten Mal ihrer diplomatischen Kunst zu mißtrauen. Eines Morgens nach der Hafersuppe sagte der Bauer mit einem ganz eigenthümlichen Seitenblick auf

<sup>1)</sup> Abscheulich.

seine ältere Tochter, er werde sich gäng resolviren müssen, den Türk, den alten Hoshund, abthun zu lassen; denn der Sundskeker, meinte er, sei gäng gar nicht mehr wachsam. Und im Hinausgehen brummte er noch zwischen Thüre und Angel verständlich genug, er werde dem Riltgänger, der nachtschlafender Weile um das Haus streiche, schon das Handwerk zu legen wissen. Nosi wurde vor Schrecken über und über roth. Aber am Tage darauf hatte sie noch gewichtigere Ursache, zu erschrecken. Nämlich vor dem Schlafengehen sagte ihr der Vater, der Schurbauer drüben in der Schur, sein alter Sozi<sup>1)</sup>, habe bei ihm für seinen einzigen Sohn und Erben um die Hand der Nosi angefragt, und sei das gäng ein Wort, welches sich hören lasse. Ein urchiges Heime<sup>2)</sup>, der Schurhof, und sei des Schurbauers langer Toni ein Schnab, der einem rechten Meitschi gäng anstehen könne. Was meint, Ghind? — Oh, Vater, Ihr wißt ja — — Was weiß ich — der Dunder schieß! B'sinn' dich drüber, Nosi, und sag' mir morgen gäng ein g'scheideres Wort.

Nosi war kein „Zimpfertrinetli“, kein „Teigaff“, keine Buttersemmel-Natur, sondern ein kerngesund, frisches Bergmädchen, das seinen Katechismus gut inne hatte, geläufig lesen und schreiben, für den Hausgebrauch auch rechnen konnte, aber weiter von der Blasse der Civilisation nicht angekränkt war. Sie wußte weder von Nerven noch von Empfindsamkeit, und Siegwart und Werther waren ihr wildfremde Namen. Sie hatte sich daher aus der Liebe kein Geschäft zurechtgemacht, wie „gebildete Töchter gebildeter Stände“ zu thun pflegen, welche dann doch nicht gar selten, sondern recht häufig, ja gewöhnlich, aus den ätherischen Regionen einer irrlichterirenden Liebespoesie mit einmal und im Grunde ohne viel

---

<sup>1)</sup> Socius, Freund, Kamerad. <sup>2)</sup> Ein stattliches Heimathwesen, Weissthum.

Federlesen, jedenfalls aber ohne Herzbruch in die Convenienzprosa einer „standesmäßigen Versorgung“ herabplumpen, mitunter auch wohl noch reflektiv tiefer. Aber die arme Rosi liebte, und tief und wahr, wie ihr ganzes Wesen, war auch ihre Neigung. Romantik war dabei eigentlich blutwenig im Spiele. Sie hatte einen Mann liebgewonnen, der, kaum fünf Jahre älter als sie, stattlich von Gestalt, gewandt im Benehmen, freundlich und mild von Sitten war, einen Mann, an dessen Lebensführung kein Makel haftete, der außerdem ein hübsches Heimwesen besaß, völlig unabhängig war und sein gutes Auskommen hatte. Warum also sollte sie dieses Mannes Weib nicht werden? Weil er nur erst seit kurzer Zeit ein eingebürgerter, nicht aber ein geborener Windgellener oder weil er kein Bauer im vollen Sinne des Wortes war? Rosi ehrte und liebte ihren Vater aus Herzensgrund; aber daß ihr nur ein Altbürger von Windgellen und ein Bauer als Mann anstünde, das hätte ihr Verstand nicht begriffen, auch wenn das Herz einer solchen Logik nicht den Weg zum Kopf verlegt haben würde. Vielleicht wurde Rosi's Zuneigung vermehrt und gestärkt durch den Umstand, daß Ruodi Zurflüh, welcher als angehender Jüngling zum Lehrerberuf bestimmt gewesen und demnach eine länger dauernde und einläßlichere als die gewöhnliche Volksschulbildung genossen hatte, auch geistig über das bäuerische Niveau bedeutend emporragte; aber so viel ist gewiß, Rosi hatte sich diesen Umstand nie zum Bewußtsein gebracht. Dazu war sie viel zu naiv, viel zu wenig reflectirt. Mit der ganzen Frische und Kraft ihres bis dahin mehr herben als weichen Mädchenthums hatte sie den Eindruck von Ruodi's Persönlichkeit empfangen, und mit der ganzen Frische und Kraft ihres Herzens hielt sie diesen Eindruck fest. Das war Alles, und es war gerade genug.

Da brauch't's gäng kein W'innen: es kann nit sein!

dachte Rosi, als sie in ihre Kammer hinaufstieg. Es war ihr jetzt, wo ihr plötzlich der bestimmte Vorschlag gemacht worden, einen Anderen zu heirathen, erst recht klar geworden, wie sie mit so ganzer Seele an dem Ruodi hing. Das Nichtseinkönnen, nämlich die Unmöglichkeit einer Heirath mit des Schurbauers langem Toni, war ihr so etwas Abgemachtes, Thatständliches, daß sie sich darüber weiter keine Gedanken machte. Aber die Gedanken kamen von selbst, denn sie kannte ihren Vater und mußte um so mehr glauben, derselbe würde einen einmal gefaßten Plan mit allen Mitteln durchzusetzen trachten, da sich die Zwißlbäurin mit richtigem Takt von jeher wohl gehütet hatte, ihren Töchtern einen Einblick in die Diplomatie zu gestatten, womit sie ihren Ruori in letzter Instanz zu dessen eigenem Besten lenkte. Sanft von Gemüth, wie Rosi war, fühlte sie instinkartig und mit nicht geringem Bangen, daß in ihrem Leben eine Wendung eingetreten, wo das Geschehenlassen, das geduldige Hinnehmen und Abwarten nicht mehr ausreiche, sondern wenn auch nicht Begehrtes fest anzustreben, so doch Verhaßtes muthig abzuweisen sei.

Nei au, Rosi, was machst du für ein grüßli ernst Gesicht! rief 's Breneli von dem gemeinschaftlichen Bette der Schwestern her, als die ältere in die Kammer getreten war und die Lampe auf den Tisch gestellt hatte.

Was werd' ich gäng für ein besonderes Gesicht machen, Ghind? Schläfst du denn noch nicht?

Ei was, bei Nacht soll ich allzyt schlafen und bei Tag nüd merken. Du und ihr Alle im Haus vergesset allweil, daß ich letzte Ostern b'hört worden. Aber ich bin nicht so dumm, ich. Los', ich will dir ebbis sagen. Gest, der lang' Toni aus der Schur geht dir im Kopf umme!)

1) Umher, herum.

Der? B'hüt mi Gott!

Hast recht. Was nur dem Vater einfällt? Als wär' der Toni ein Mann für dich! Pfüdi<sup>1)</sup>! Der lang' Dalk ist gäng grad' so ein Gythung<sup>2)</sup> wie sein Alter.

Aber woher weißt du denn —

So, meinst, unsereins hab' keine Ohren? Wer Ohren hat, zu hören, der höre, heißt's in der Bibel. Verstanden?

Ja, du hast deine Ohren überall, wo sie hingehören und nicht hingehören. — Aber weißt du was, Brel? fuhr Kosi fort, sich zum Scherzen zwingend. Weil du doch kein Kind mehr sein willst, so könntest du mir einen großen Gefallen thun.

Gern, Kosi, gern. Sag' nur, was du haben willst.

Du könntest die Sach' mit dem langen Toni ins recht Gleis bringen, wenn du dem Vater sagtest, du wolltest ihn nehmen. Dem Toni wird's gäng einerlei sein, und so wäre dir und mir geholfen.

Jetzt schweig aber, Kosi. Du red'st gäng schüli! Den langen Toni nehmen — pfüdi! Nei! nei! Los', laß dir sagen, im ABC kommt nach dem R nicht das T, wohl aber das S. Verstehst mi?

Nein, wahrli nit, entgegnete Kosi, die Lampe löschend und zu der Schwester ins Bett steigend.

Gelt, ich kann dir gäng auch Räthsel aufgeben?

Ja, das seh' ich. Aber jetzt halt dein Plappermüli<sup>3)</sup>. Ich bin gäng schläfrig.

Mit Kosi's Schläfrigsein war es jedoch nicht weit her. Denn als sich die jüngere Schwester mit der glücklichen Sorg-

---

<sup>1)</sup> Pfui! <sup>2)</sup> Geizhund. Das Wort Gung (Hund) kommt in der Berner Mundart in vielfachsten Zusammensetzungen vor. Die originellste von allen dürfte sein, daß der Berner einen Frömmeler einen Bet-Gung nennt. <sup>3)</sup> Plappermäulchen.

losigkeit ihres Alters auf die Seite gedreht hatte und bald eingeschlafen war, setzte sich die ältere im Bett auf und versank in ein quälendes Nachdenken über ihre Lage.

So mochte sie etwa eine Stunde lang gefessen haben, als die Stille um sie her durch ein kaum bemerkbares Geräusch unterbrochen wurde. Es kam von dem Laden her, womit das Kammerfenster von außen verschlossen war. Dort pöpelte es in drei Absätzen, ungefähr so, als würden kleine Steinchen an den Laden geworfen. Dann ward es wieder ganz still.

Kosi lauschte mit verhaltenem Athem. Hierauf beugte sie sich zu der Schwester hinüber, deren tiefe Odemzüge einen festen Schlaf bezeugten. Nun schlüpfte sie sachte, sachte aus dem Bett, warf ihre Tüppe<sup>1)</sup> über und zog ihr Hemdprük<sup>2)</sup> fest am Halse zusammen. So ging sie, schob leise das Schiebfenster hinauf und öffnete vorsichtig den Laden.

Kein Lichtstrahl, aber ein feuchtkalter Lufthauch drang in die Kammer, denn eine Regennacht lag schwarz über Berg und Thal.

Kosi beugte sich hinaus und fühlte nicht den kalten Regenschauer, welcher ihr ins Gesicht schlug; sie fühlte nur die warme Hand, welche ihre in die Finsterniß hinausgebotene ergriffen hatte. Ein heftiger Föhn schüttelte rauschend die Aeste des alten Hornbaumes, welcher dem Kammerfenster nahe stand, aber doch konnte er vier Ohren nicht verhindern, das Geflüster zu verstehen, welches zwischen dem Kammerfenster und dem Horn hin und her flog.

Es währte lange. Endlich zog Kosi ihre Hand zurück, aber schon im Begriffe, den Laden wieder zuzuziehen, beugte sie sich noch einmal hinaus und flüsterte mit einer tief aus der Seele kommenden Betonung:

1) Rod. 2) Hemdband.



Nei, Ruodi, nei. Dich oder keinen!

Darauf schloß sie behutsam den Laden, schob das Fenster nieder, that die Züppe ab und glitt vorsichtig wieder in das Bett. Fast erschrak sie, denn sie hörte die Schwester murmeln, und aufhorchend vernahm sie von Breneli's Lippen die Worte: Der Herr Pfarrer, 'ja, der ist gäng e Männli! Aber das war nur im Traume gesprochen.

Das Kind träumt von dem Pfarrer, dachte Rosi, und es spricht auch im Wachen immer von ihm, wo es nur kann. Arm's Breli, solltest auch du schon —. Aber 's ist noch ein pures Kind. Und doch —. Nun, Gott wende Alles zum Besten! fügte sie laut hinzu, und so schlief sie ein.

Unerwarteter Weise sprach der Zwißlbauer am folgenden Tage kein Wort von dem langen Toni aus der Schur und seiner Freiwerberei. Sollte während der Nacht die Politik der Zwißlbäurin mit Erfolg thätig gewesen sein? Es schien doch kaum. Wenigstens wußte die Mutter der Tochter wenig Tröstliches zu sagen, und als ein paar Tage darauf Vormittags 's Rosi mit dem Breneli nach der gegen das Bödeli zu gelegenen Matte hinabgehen wollte, um den früh Morgens dort gemachten ersten Grasschnitt zu wenden, hatte sie im Hausflur eine Begegnung von übler Vorbedeutung.

Wie nämlich die Mädchen mit ihren Rechen auf der Schulter zur Hausthüre hinaus wollten, kam der alte Schurbauer die steinerne Staffel herauf. Der Mann hatte ein höchst wichtiges Aussehen, auch seinen Sonntagsschoppen an und darunter ein ganz frisches Hemd, dessen Kragen accurat so hoch hinaufging wie die Ohren. Die Zwißlbäurin, welche, unter der offenen Stubenthüre stehend, den Kommenden wahrgenommen, trat hervor und begrüßte ihn. Der Alte gab den Gruß zurück, und als die beiden Mädchen ohne Ceremonie an ihm vorüberschlüpfen wollten, sagte er galant:

Boß Bluest, wei't<sup>1)</sup> die Zumpfere scho in Heuet? Rei, bym ewige Dunder, 's geit<sup>2)</sup> doch kei tölleres<sup>3)</sup> Meitschi als 's Kosi in der Zwißl. Das wird gäng 's prächtigst Brütli<sup>4)</sup> abgä<sup>5)</sup>, das ma centum g'feh' cha.

Kosi ging schnell zur Hausthüre hinaus, aber 's Breneli kehrte sich um und sagte schnippisch:

Wisset Ihr, Schurbaur, was sie im Dütschland draußen für ein Sprichwort haben?

Was denn für eins, Ehind?

D' Nürnberger henken Keinen, eh sie ihn haben.

Wart, du Alessli! Bym ewige Dunder, 's ist doch schad', daß mein jüngerer Bub', der Uli, hat sterben müssen. Der wär' für dich wie a'g'messen, gäng wie der —

's Breneli war aber schon weg, und die Zwißlbäurin unterbrach den Gast mit den Worten:

Wollet Ihr nicht in die Stube treten, Nachbar, und ein Schnäppzli nehmen, bis mein Baur von den Mähderen auf der Bühlmatte heimkommt? 's wird nicht lang währen.

Sehr neugierig kam 's Breneli, sehr zaghaft die Kosi zum Mittagessen heim. Dieses ging aber so gemessen vorüber wie immer. Kosi warf zuweilen einen verstohlenen Blick auf den Vater. Aber das braunrothe Gesicht des Zwißlbauers in seinem weißen Hemdkragen war undurchdringlich.

Als die Dienstleute hinausgegangen, sagte 's Breneli draußen zu der alten Küchenmagd: Paß auf, Kathri, jetzt wird's drinnen losgehen.

Es ging aber drinnen nicht los. Kosi räumte den Tisch ab, an welchem Vater und Mutter noch sitzen blieben.

---

<sup>1)</sup> Wollen. <sup>2)</sup> Giebt. <sup>3)</sup> Stattlicheres, wohlgethaneres. <sup>4)</sup> Bräutchen. <sup>5)</sup> Abgeben.

Während sie das Geschirr hinausstrug, hörte sie die Mutter sagen:

Kuori, der Schurbaur ist gäng —

Schwyg, Anneli, unterbrach ihr Eheherr die Redende barsch. I säg', der Tüfel kann meinthalb den —

Weiter hörte Rosi nicht, aber bald darauf kam die Mutter aus der Stube, zog ihre Tochter beiseite und flüsterte ihr froh erregt zu:

Lof', Rosi, wenn du z' Obig<sup>1)</sup> z' Bett gehst, so knie nieder in deiner Kammer und dank' unserem Herrgott! Vom langen Toni in der Schur bist erlöst. Aus der Sach wird gäng wahrli nüd.

Gott sei Lob und Dank, Müetti<sup>2)</sup>!

Ja, Chind, kannst gäng froh sein, daß das so ausg'ländet hat. Weißt, der alt' Schluff<sup>3)</sup>, der Schurbaur, war e Stündli bei mir, eh der Vater kam, und da hab' ihn gäng es bizzeli z'wegg'no. Hab' ihm nämli so viel vo euferem Geld und Gut g'seit, daß der Ma vor Gyd und Nhd afsograd' hätt' veräbble<sup>4)</sup> möge. Da ist er dann in seiner Gytbrunst mit dem Vater uff e ins Oberstübli, und bald hernacher find die beiden Mannen wieder abe cho und hät der Schurbaur gäng den Kopf lampen<sup>5)</sup> lassen, als hätt' ihm einer mit dem Holzschlägel drauf g'schlagen. Und der Vater hat nur noch zu ihm g'seit: B'hüt' Euch Gott und lebet wohl, Nachbar, und der Toni soll sich gäng anderswo umsehn. Und als der Alt' fort war, hat der Vater zu mir g'seit: Der Dunder schlag'! Der Gytzung hat nu afsograd' die ganz' Zwihl zum Heirathsgut für d' Rosi haben wollen, als wären du und ich schon todt und begraben und 's Breneli gar nicht

<sup>1)</sup> Am Abend. <sup>2)</sup> Zärtliches Deminutiv von Mutter. <sup>3)</sup> Ein Berachtungswort von sehr dehnbarer Bedeutung. <sup>4)</sup> Berrückt werden.

<sup>5)</sup> Hängen.

da. — Siehst du, Chind, so ist mir der alt' Vogel auf d' Leimruth' gangen, und sei du gäng ruhig, von denen in der Schur, vom Alten oder vom Jungen, will der Vater nüd meh wissen.

Anneli, wo steckst? rief der Bauer in der Stube, und die Bäurin folgte hastig dem Rufe.

Es war heute augenscheinlich ein Tag für Staatsactionen in der Zwihl, denn man sah sofort den Hausherrn und seine würdige Hälfte von der Stube her über den geräumigen Flur nach der Treppe gehen, welche ins Oberstübli führte, von wo die Hausbewohner alle wichtigen Beschlüsse und Erlasse ausgehen zu sehen gewohnt waren.

Im Vorübergehen an der offenen Rüchenthüre rief der Bauer seinen Töchtern zu:

Nu, ihr Meitschi, machet gäng, daß ihr waidli wieder uf d' Bühlmatt' kommet. Wenn ihr euch brav an d' Arbeit haltet, cha ma den heutigen Frühschnitt morgen fürzundeltrocken<sup>1)</sup> einthun.

Rosi bemerkte, daß der Vater, die Treppe hinaufsteigend, einen Blick nach ihr zurückwarf, und es wollte ihr vorkommen, dieser Blick sei ein freundlicherer gewesen, als sie seit lange von ihm zu erhalten pflegte.

Gieb acht, Rosi, wisperte 's Breneli, als es mit der Schwester das Haus verließ, das hat gäng ebbis z' bedeuten Für nüd und aber nüd geht der Vater nit an 'em Werchtig<sup>2)</sup> mit dem Muetti ins Oberstübli.

Die Nachmittagssonne brannte heiß auf die Bühlmatte herab, und die beiden Mädchen hatten die Hände wacker zu rühren, um ihr Geschäft zu Ende zu bringen. Endlich, kurz vor Sonnenuntergang, waren die duftenden Grummetschwaden regelrecht zu zierlichen „Schochen“ zusammengehäuft, in welcher

<sup>1)</sup> Feuerzundertrocken. <sup>2)</sup> Werktag.

Gestalt sie der Einwirkung des Nachtthaus besser zu widerstehen vermochten, und die Schwestern machten sich nach vollbrachtem Werk auf den Heimweg.

Breneli ging voran und stimmte munter einen Jodler an, daß die Bergwand, an deren Fuß der Weg im Zickzack hinführte, von der hellen Stimme des frohherzigen Mädchens widerhallte. Rosi folgte langsamer, blieb dann ganz zurück und setzte sich auf einen Stein am Wege. Sie nahm den breitrandigen Strohhut ab, damit ihre heiße Stirne sich verfühle, und blickte auf das Thal hinab, welches im abendlichen Frieden vor ihr lag. Da und dort sah man kleine Gruppen von Dorfleuten aus den Matten und Feldern heimwärts schlendern. Durch die Schluchten drüben rauschte eintönig der Fluß wie tagmüde, und die Berggipfel schwammen im Purpurlicht des scheidenden Tagesgestirns, während auf die Niederung schon die Schleier der Dämmerung sich zu breiten begannen. Die Scene war ganz dazu angethan, einen Bergwanderer zu entzücken, aber die Wahrheit zu sagen, Rosi's Gedanken machten sich wenig mit der schönen Abendlandschaft zu thun. Nicht einmal ihre Augen. Von ihrem Ruheplatz aus war links hin das neue Haus auf dem Hügel am See zu sehen, und dorthin waren ihre Blicke gerichtet, so fest, so selbstvergessen, daß sie zusammenfuhr, als der Schall der Schritte sie aufstörte.

Hinter einer Arbengruppe hervor kam der Zwißlbauer auf seine Tochter zu, und im nächsten Augenblick war er bei ihr. Sie achselte ihren Rechen, um sich dem Vater auf dem Heimweg anzuschließen. Allein der Bauer stand still, schaute nach der Richtung hin, woher er gekommen, und sagte trocken:

So, so, Rosi? Da sieht ma gäng gut ins Bödeli nüber.

Das Mädchen senkte die Augen.

Seid ihr fertig worden da drunten auf der Böhlmatt'?  
fragte der Bauer.

Ja, Vater.

Der Bauer sah das schöne Kind an, wie es so verlegen vor ihm stand, und etwas wie väterlicher Stolz bligte in seinem Falkenauge auf. Dann sagte er:

Was wahr ist, ist wahr. Der Ruodi hat sich ein hablich's Heime eingerichtet. 's fehlt seinem Haus gäng jezt nur noch e recht's Huswuh.

Kosi senkte den Kopf noch tiefer, und das Blut schoß ihr bis zu den Schläfen hinauf. Um doch etwas zu sagen, fragte sie:

Wo kommt Ihr denn her, Vater?

Woher ich komm'? Woher werd' ich kommen? Vom Rütli komm' ich.

Vom Rütli? entgegnete Kosi mit einem Ton, worin Ueberraschung, Staunen, Freude und Angst sich mischten.

Au, ja doch, Kosi. Weißt, Chind, ich muß' gäng mit dem Ruodi ein Wörtli reden von wegen der Aussteuer und der Hochzeit, da du ihn doch absolute haben willst. Der Dunder schlag'!

Kosi ließ den Rechen fallen und sprang dem Vater an den Hals, weinend, lachend, halbnärrisch vor Glück.

### Viertes Kapitel.

Von der Zwißl zum Bödli.

Die Grundzüge des Bauerncharakters sind in der ganzen Welt die gleichen, und sie concentriren sich in der Umkehrung eines berühmten evangelischen Wortes: Nehmen ist seliger denn geben. Der echte Text steht auf dem Papier, die Travestie ist eine Maxime, die in der ganzen Welt und unter allen Ständen praktische Geltung hat. Sie ist obenan in jener weltlichen Bibel, welche nicht aufgezeichnet wurde, wohl

aber unendlich eifrig practicirt wird. Unbefangener jedoch wird jener Grundsatz nirgends befolgt als in der bäuerischen Welt, nicht einmal in der kaufmännischen, und das will doch viel sagen. Man muß den crassen, den bleiernen Egoismus der Bauern kennen, um zu wissen, wie unendlich lächerlich die kunstfeuerwerkmäßige Glorification des „Volkes“ war, welche zum Beispiel Anno 1848 von gutmüthigen Enthusiasten getrieben wurde. Und doch trotz alledem, wo ist etwas wahrhaft Großes, dessen Wurzel nicht ins Volk hinabreichte? Das liebe Ich ist und bleibt im Grunde die Springfeder aller menschlichen Thätigkeit, und am Ende aller Enden hat es etwas Ehrenwerthes, wenn der Bauer dieses liebe Ich herb und derb, sozusagen in klassischer Nacktheit ins Leben herzustellen, während die „gebildeten“ Klassen dem Ding ein chamäleonisch schillerndes Mäntelchen umzuhängen lieben.

Glücklicher Weise geht dem großen Gemälde menschlicher Selbstsucht die Monotonie ab. Es ist an Farbennüancen noch reicher als die Landkarte des weiland Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Und mitten in dieser bunten Farbenwüste taucht unversehens da und dort eine Oase auf, so frisch, so grün und heilig still, als blinkten die Thaupferlen des Schöpfungsmorgens noch an allen Gräsern, und ein Quell von köstlicher Lauterkeit sprudelt aus dem unentweiheten Boden. Ja, es giebt Ausnahmen von der großen Regel des Egoismus, sogar in der Bauernwelt. Ist es dir nie begegnet, daß du, im Hochgebirge wandernd, mit freudiger Ueberraschung am Gletscherrand mitten unter starren Granitmassen eine Soldanelle fandest, die thaubesprengte Blüthentraube in der Morgensonne funkelnd? So eine Blume gedeiht nicht selten auch inmitten granitharter Bauernmoral. Das Mädchen, dessen Geschichte ich erzähle, kann den Beweis dafür liefern.

Und das auch darf nicht übersehen werden, daß der

grundgleiche Typus bäuerischer Anschauungsweise eine unendliche Mannichfaltigkeit im Einzelnen nicht ausschließt, eine unendliche Mannichfaltigkeit in der Art und Weise schon der Stämme, geschweige der Personen. So ist zum Beispiel der Berner Bauer, so hagebuchen er sein mag, immerhin in gewissem Sinne ein nobles Wesen, verglichen mit der Bevölkerung anderer Gegenden der Schweiz, wo die Verquickung des bäuerlichen Elements mit dem industriellen Alles mit einer Kruste calculirender Gemeinheit überzogen hat. Freilich wäre es sehr gewagt, zu meinen, der Zwißlbauer habe, als er so plötzlich und unverhofft in die Heirath seiner Tochter mit dem „Holzschnäfler“ Kuodi willigte, nur einer rein menschlich schönen Regung nachgegeben. Ein sehr stark wirkendes Motiv war dabei vielmehr ein echtbäuerisches gewesen. Der Zwißlbauer wollte dem Schurbauer, welcher bei der Verhandlung über die Mitgift der Kosi nicht nur schrankenlose Habgucht an den Tag gelegt, sondern auch ein gewisses beleidigendes Mißtrauen in Betreff der Leistungsfähigkeit des Leuenbergers hatte durchblicken lassen, einen recht gesalzenen Poffen spielen, indem er seine Tochter auf der Stelle einem Anderen gab. Aber nachdem er sich einmal dazu entschlossen, hatte er freimüthig und nobel gehandelt. Er war ohne Weiteres zu dem Kuodi gegangen, hatte diesem den ganzen Hergang der abgebrochenen Heirathsunterhandlung mitgetheilt, hatte dann dem Ueberraschten selber seine Tochter angetragen und schließlich beigelegt, er werde jetzt der Kosi eine größere Aussteuer geben, als im Falle sie den langen Schurtoni geheirathet hätte.

Also war des Zwißlbauers ältere Tochter fast noch schneller, als der Schurbauer gemeint hatte, aber keineswegs in seinem Sinne, ein „prächtig's Brütli“ geworden. Ja, das mußte ihr selbst der Reiz lassen, und „wenn's auch allen Mäusen in den Schwänzen wehthät“, wie sich die Jungfer



Bibbeli dichterisch ausdrückte, des Sahli-Jakobli's Tochter, ein Meitschi von sehr „bestandenenem“ Alter, genannt die Zytig<sup>1)</sup> vo Windgellen, eine sehr respectable und nicht wenig gefürchtete Person, von welcher ein dörflicher Wigbold behauptete, sie hätte sich aus Aerger und Kummer, keinen Mann bekommen zu haben, einen „urthigen“ Schnurr- und Kinnbart wachsen lassen. Selbige Jungfer Bibbeli musterte mit der ganzen kritischen Schärfe ihrer Augen den Hochzeitszug, welcher im Laufe des Septembermorgens, in dessen Frühe der junge Pfarrer das Schwarzelfi droben bei der Teufelskanzeln getroffen hatte, von der Zwihl herab zur Kirche ging. Bei dieser Gelegenheit that die Zytig vo Windgellen den erwähnten Ausspruch, konnte aber doch nicht umhin, beizufügen, die Augen der Rosi seien doch gäng es bizzeli zu groß, und ferner, der Hut des Ruodi sei gäng es bizzeli zu modig, ja, und 's Breneli, das als „Brutzjümpferli“ hinter der Schwester herging, sei nummeeinisch für sein Alter mehr als es bizzeli zu viel wie ein „Döckeli“ oder gäng wie 'ne „Prinzeßli“ aufgepußt, und der Brautvater, der Zwihlbanr, der gab' sich gäng gar ein Ansehen, als wär' er der Burgermeister von Bern.

Groß waren die Augen der Rosi, das ist wahr, aber beileibe nicht zu groß, und es war eben kein Wunder, daß noch andere Leute als der Ruodi gern, zu gern in diese sanften und guten Kornblumenaugen schauten. Da war kein Falsch darin, und so war auch kein Tadel und Makel an der ganzen hochschlanken Mädchengestalt, welche die Blüthe ihrer Jugendfülle so leicht trug, als hätte sie nichts an ihr zu tragen. Wie Jedermann weiß, gedeiht im Bernerbiet ein Mädchenschlag, so hübsch wie nicht bald wo. Ja es ist 'ne rechte Freude, diese Meitschi in ihrem Sonntagsstaat zu

<sup>1)</sup> Zeitung.

sehen, und recht staatsmäßig ist auch diese Frauentracht. Das müssen wahrlich „habliche“ Bauern sein, welche ihre Weiber und Töchter so „ufrüsten“ können, ja bei Gott! nichts als Seide und feines Linnen der ganze Anzug. Aber ihr kennt ja die faltreiche, dunkelfarbige Züppe mit dem handbreiten Sammetstreif am unteren Saum, den kurzen Tschopen, welcher den Wuchs straff hervorhebt, das schwarze Nieder, von welchem schwere silberne Ketten herab und unter der Achselhöhle durchgehen, das blendend weiße Koller, welches aus dem Nieder hervor bis zum Hals sich hinaufwölbt und sich eng um diesen und den Nacken schließt. Droben in Windgellen tragen die Mädchen zwischen Nieder und Koller noch ein fünffingerbreites Brusttuch von Scharlach, und trug das auch die Kosi an ihrem Ehrentag, heute zum letztenmal. Auch die beiden prächtigen, mit einem rothen Seidenband durchflochtenen Böpfe ihres goldbraunen Haares fielen ihr nur noch heute frei über den Rücken hinab. Morgen schon mußte sie sich dieselben um den Kopf winden, denn so wollte es der Brauch bei jungen Frauen. Oh, sie war schön, die Kosi, wie sie züchtig einherging unter dem Brautkranz, der ihr an der Stirne und den Schläfen von der Natur gar reizend gekräuseltes Haar einfaßte. Der Bräutigam seinerseits war, wie schon früher erwähnt worden, ein stattlicher Chnab', und der weitberühmte Schneidermeister Düpferli drunten in Mehringen hatte alle seine Kunst aufgeboden, daß der schwarze Anzug des Hochzeiter's „gäng herrenmäßig“ sei, und wie profaisch auch dieser Anzug neben dem malerischen Kostüm der Braut erschien, so gefiel er dieser doch. Wenigstens warf sie im Gehen zuweilen einen verstohlenen Blick auf ihren Bräutigam, und so oft der Kuodi so einen Blick auffing, ließen seine lachenden braunen Augen gewahren, daß in seinem Herzen die Freude mit Trompeten und Pauken

musicierte. Das that sie auch in dem Herzen der Brautmutter, die heute so rothe Backen und so frohmüthige Augen hatte, als wollte sie aller Welt damit sagen: Lueget, aus der Sach' ist gäng doch ebbis worden!

Für eine alte Jungfer ist jede Hochzeit, von der sie Zeugin, und wenn auch eine freiwillige, immer so 'ne Art von Daumenschrauben- oder Spanischestiefelprocedur. Man muß daher die herben Gefühle, womit des Sahli-Jakobli's ehrsame Tochter heute in die Kirche von Windgellen eintrat, mit christlicher Billigkeit beurtheilen. Es ist wahrhaftig kein Spaß, noch immer nur ein Mädchen zu sein, während man hinlänglich Zeit gehabt hat, Mutter und sogar Großmutter zu werden. Das arme alte Geschöpf! Es war kein Gebet, was die dünnen, bleichen Lippen der Jungfer Bibbéli zitternd sich regen machte, als das Hochzeitgesolge in den Stühlen Platz genommen. Auch ich, dachte sie, hatte dermaleinst einen rothen Mund, frische Backen, lange Zöpfe und — noch keinen Bart. Ob sie den letzteren Gedanken, den Bartgedanken, wirklich gehabt, will ich allerdings nicht beschwören; daß sie aber denselben hätte haben können, ist eine, wie die Studenten sagen, „haarige“ Thatsache, von der ich mich mit eigenen Augen zu überzeugen Gelegenheit hatte. Und auch Bazen hatt' ich, sprach die Gute weiter zu sich, ja, gäng auch Bazen. 's kann drum gäng nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, daß mich Keiner genommen. Oh, das Mannenvolk, das grüskli dumme Mannenvolk! Bei solchen Betrachtungen war es kein Wunder, daß die ehrsame Jungfrau nicht in die andächtige Stimmung hineinkommen konnte, welche Zeit und Ort forderten, ebenso wenig, daß der Stachel der Kritik in ihrem jungfräulichen Gemüthe zu dieser Stunde ganz besonders spitzig sich regte. Sie war sonst eine große Verehrerin des Herrn Pfarrers, aber heute konnte er ihr

nichts recht machen. Der sieht ja nummeeinisch so elend dri, als wär' die ganz' Nacht der Stollwurm<sup>1)</sup> auf ihm gelegen, dachte sie. Und als Milder, neben dem Taufstein im Chor stehend, die Trauerrede begonnen hatte, flismete Jungfer Bibbeli ihrer Nachbarin zu: Du lof' au, der Herr Pfarrer datteret und gackeret ja wie 'ne Henn', die ihr Ei verlegt hät. 's ist ja, als ob er gäng brieggen<sup>2)</sup> wött'.

Der Tadel war nicht ganz unbegründet. Dem armen Milder war es noch nie so schwül im Kirchenrock gewesen wie heute. Dürfte es doch eine der peinlichsten Situationen sein, in welche man überhaupt kommen kann, das Mädchen, das man liebt, mit einem Anderen zusammenzugeben, und es gehört fürwahr kein geringer Aufwand von großherziger Selbstüberwindung dazu, wenn da der laut zu sprechende Segen nicht auf den Lippen in einen stillen Fluch sich verkehrt. Aber Stephan Milder war ja kein Priester zum Fluchen, sondern zum Segnen, und, oh, in der ganzen Kirche schlug kein Herz, das reicheren Segen auf das Haupt der Braut herabgefleht hätte als das seinige. Er fühlte wohl, daß seine Gedanken in der Irre gingen und daß seine Stimme zitterte; aber vermöge eines energischen Aufschwungs seines Geistes bemeisterte er im Verlaufe seiner Rede seine Unruhe, und so gelang es ihm, Weihende Worte zu sprechen, die vom Herzen kamen und zum Herzen drangen.

Dann kam noch eine große Prüfung. Der Pfarrer mußte vortreten, um die Hand der Braut in die des Bräutigams zu legen. Er that es, aber dabei zitterte seine Rechte, und die Agende, welche er in der Linken hielt, bebte, als wollt' er das Buch zu Boden fallen lassen. Dem Pfarrer wird gäng übel, dachte Jungfer Bibbeli, und es war in der Kirche noch ein Augenpaar, welches das Wehen des Pfarrers

1) Der Alp. 2) Weinen.

wahrnahm, als er, seine Rechte auf die zusammengefügte Hände des Brautpaares legend, die entscheidende Segensformel sprach.

Wie ein Blitz schlug die Ahnung dessen, was in dem Pfarrer vorging, in das junge Herz Breneli's. Das blendend plötzliche Licht, das ihr aufging, hellte ihr auch die eigene Seele. Jetzt, von diesem Augenblick an, war sie kein Kind mehr. Sie liebte und — sie wußte es.

Die Trauung war geschehen. Milder trat in seinen Stuhl im Chor zurück, und als er, wie es Brauch, zu stillem Gebet seinen Hut vor das bleiche Gesicht hielt, murmelte er darunter: Es ist gethan. Das Bitterste ist vorüber! Er fühlte sich matt und krank, Lichtfunken tanzten ihm vor den Augen, und als jetzt der Vorsänger das Lied anstimmte: Gott, dessen liebevoller Rath den Ehestand gestiftet hat — und die Gemeinde einfiel, meinte er, ein Meer umbrausete ihn und die Fluten rauschten über seine Seele.

Er saß aber doch Mittags mit beim Hochzeismahl in der Zwihl. Wir alle sind nun einmal in die Kette der menschlichen Gesellschaft eingeringt und müssen wohl oder übel unsere Stelle ausfüllen. Was hätte das nicht alles den Leuten zu reden gegeben, wenn der Herr Pfarrer heute dort gesehlt haben würde? Die ehrfame und so zu sagen auch ehrwürdige Jungfer Bart-Bibbéli, wie eine pietätlose Dorfjugend sie zu nennen pflegte, wäre im Stande gewesen, aus diesem Umstand, zusammengehalten mit den Beobachtungen, die sie Morgens in der Kirche gemacht hatte, die merkwürdigste Dorfnovelle zu erschaffen, welche jemals in Windgellen ausgeheckt worden. Das Decorum, die Etikette, das Complimentirbuch, überall regieren sie. Ihre Vorschriften lauten freilich anders in einem Appendorf und anders in großstädtischen Salons, aber der Sinn ist allenthalben derselbe: du mußt dich in die Leute schicken!

Auch Milder mußte das und noch dazu auf einem der Ehrenplätze an des Zwißlbauers gastlichem Tische, an einem Platze, wo er sich die schöne Braut gerade gegenüber hatte. Und wie war sie freundlich gegen ihn! Es war, als sagten ihre sanftleuchtenden Augen, so oft sie den armen Pfarrer ansah: Wie dank' ich dir, daß du mich meinem Ruodi für immer verbunden hast, für ewig! Wie gerne wäre er weiter hinuntergerückt, aber das ging nicht an. Unser ganzes Leben ist ein Netz von kleinen, unumgänglichen Rücksichten, und zuletzt geht uns unter den eisernen Maschen desselben der Athem aus. Zum Glück für den Pfarrer saß der heute ganz ungewöhnlich gesprächige Brautvater ihm zur Seite und verwickelte ihn mehr und mehr in ein ernstes Gespräch über das Project einer neuen Schulhausbaute, welche Milder angeregt hatte. Das war doch ein Thema, das nach und nach seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Aber was war denn dem Chind, dem Breneli, übers Leberli gekrochen? All die Zeit her hatte es sich ganz unbändig auf den heutigen Tag gefreut, und jetzt lugte es drein, als müßt' es etwa nicht nur des Schurbauers langen Toni, nein, vielmehr den Schurbauer selber heirathen, der ja auch unter den Gästen war. Denn der Leuenberger hatte sich den boshaften Spaß gemacht, seinen „alten Sozi“ ebenfalls einzuladen, und der Schurbauer, ob er auch im Herzen die ganze Familie in der Zwißl hätte vergiften mögen, war nicht der Mann, sich eine Gelegenheit entgehen zu lassen, wo es vollauf zu essen und zu trinken gab, ohne daß es was kostete. Er aß noch immerzu, als die Mahlzeit eigentlich schon längst zu Ende war und draußen auf der geräumigen Haussternne die Musikanten von Hasli im Grund dem jungen Volk zum Tanze aufspielten. Er machte sich auch gar nichts daraus, daß sich's Breneli, das „Dunders-Messli“, zu ihm setzte und ihm, ihre verzweifelte üble Laune an irgend Jemand

auszulassen, mit allerlei „Baggäugel-Züg“, das heißt, stacheligen Anzüglichkeiten zu Leibe ging. Zuletzt war auch sein Appetit erschöpft, und um sich seinen Qualgeist vom Halse zu schaffen, forderte er das Mädchen auf, einen Tanz mit ihm zu thun. Breneli aber nahm den alten „Chünmi“ zu dessen nicht geringem Schrecken beim Wort und zog ihn lachend hinaus. Ihre Stimmung war mit einmal in eine tolle Lustigkeit umgeschlagen. Sie drehte sich, nachdem sie ihren ersten Tänzer bald entlassen, mit den jungen Burschen den ganzen Abend über wild im Kreise und ließ sich nicht wieder in der Stube sehen. So ein sechzehnjährig Herz möchte sich nur geradezu ausschäumen, wenn ein heftiger Anstoß, sei's in Freud, sei's in Leid, es zu stürmischem Wallen gebracht hat.

Als die Lichter angezündet worden, winkte Mutter Anneli die bräutliche Tochter ins Oberstübli, um ihr noch alle die guten Worte zu sagen, welche sich den Müttern auf die Lippen drängen, wenn sie ihre Töchter weggeben, damit diese selber Mütter werden fortwirkend an des Lebens unendlichem Gewebe. „Und das Weib wird Vater und Mutter verlassen, um dem Manne anzuhängen.“ Einer jener Aussprüche, vor welchen alle Sophistik zu Schanden wird, ein Naturlaut von furchtbarer Wahrheit, der das Herz einer Mutter zerreißen müßte, wenn nicht jede die unwiderstehliche, die süße Nothwendigkeit an sich selber erfahren hätte.

Der Ruodi war den beiden Frauen bald nachgeschlichen, denn er verlangte danach, seine Braut und sich selbst aus dem Geräusch hinweg zu retten, hinaus in die stille Nacht. Der junge Mann war ein Stück von einem Künstler, ja man durfte ihn in seinem Fache wirklich für ein rechtes und ganzes Stück von einem solchen ansehen, und darum widerstrebte es seinem Gefühle, die bäuerischen Hochzeitscherze länger mit anzuhören, welche, durch die Anwesenheit des frühzeitig weg-

gegangenen Pfarrers nicht länger gezügelt, drunten in der Stube laut geworden.

Ihr habt jetzt einander, Kinder, sagte die gute Zwißlbäurin, sich die Augen trocknend. Nun seht zu, daß ihr einander behaltet bis in den Tod.

Damit öffnete sie ihnen die Hinterthüre auf dem Gange neben dem Oberstübli, von wo eine schmale Stiege in den hintern Hof hinabführte. Während die Beiden da hinunterstiegen, blieb die Mutter in der Thüröffnung stehen und flüsterte ein inbrünstiges Gebet, daß Gott den Weggang der Tochter aus dem Waterhaus und ihren Eintritt unter das Dach des Gatten segnen möchte.

Verstohlen eilten Bräutigam und Braut über den Hof, um keinen Blick auf sich zu ziehen und dadurch etwa die muthwilligeren der Gäste zu einer unerwünschten lärmenden Geleitgebung zu veranlassen. Als sie dann durch den zwischen Scheune und Stallung gelegenen Gang ins Freie geschlüpft und rechtshin abbeugend auf den zum Bödeli führenden Weg gelangt waren, mächtigten sie ihre Eile.

Rosi blieb stehen und schaute nach dem väterlichen Gehöfte zurück. Die Thränen, welche ihr der Abschied von der Mutter in die Augen getrieben, zitterten noch an ihren Lidern. Ruodi verstand, was seine Braut bewegte.

Lieb's Rosi, sagte er, es thut dir weh, von der Zwißl wegzugehen.

Nein, Ruodi, nein, versetzte sie, das Raß von den Wimpern schüttelnd und dem Geliebten die Hand hinreichend. 's ist schon vorbei. Ich geh' ja mit dir und würde mit dir freudig bis ans Meer gehen, wenn du wolltest, und über das Meer.

Man muß die Anhänglichkeit der Bergbewohner an ihre Heimath, sowie das geheime Bangen kennen, welches ihnen



die Vorstellung vom Meer erregt, um die ganze Innigkeit dieser Betheuerung von Seiten Rosi's zu würdigen.

Kuodi zog die Braut an sich, küßte ihr die Thränen-spuren von den Wangen und schlang seinen rechten Arm um ihren Nacken, während sie den linken um seinen Leib legte und mit der rechten Hand seine linke festhielt.

So verschlungen wandelten sie langsam den Pfad hinab.

Die Herbstnacht war ungewöhnlich mild und klar. In den letzten Tagen hatte der Föhn geweht und den Himmel aufgehellt. Die Sterne zogen leuchtend in ihren ewigen Bahnen, und hinter der weißen Kuppe des Nixlihorn's stieg prächtig der Mond herauf, seiner Völle zuwachsend.

Bei dem Stein am Wege, wo Rosi damals ausgeruht, als der Vater mit der frohen Botschaft zu ihr getreten, standen sie still.

«Gueg', lieb's Manni, sagte sie, du weißt gar nicht, wie lieb mir der Stein da ist.

Und sie erzählte ihm wieder, was er schon wußte und doch immer wieder gern hörte.

Dann gingen sie weiter durch die Stille, deren träumerische Magie durch das klingende Klauschen der stürzenden Bergwasser eher erhöht als gestört wurde. Sie empfanden den Zauber der Stunde. Sie fühlten sich so leicht, so frei, so glücklich, daß sie meinten, es müßte schön sein, fort und fort durch die mondhelle Einsamkeit so hinzugehen.

Im Bödefi angelangt, hatten sie ihre stille Freude daran, zu sehen, wie klar der Spiegel des kleinen Sees das Mondlicht widerstrahlte, und statt sich sofort links die Halbe zum Rütli hinan zu wenden, machten sie noch einen Umweg das Seeufer entlang, denn was hatten sie sich nicht alles noch zu sagen!

Sie plauderten fröhlich mitfammen wie Kinder. Ihr war zu Muth, als müßte sie singen, und ihm stieg ein

Jodler in die Kehle. Jetzt lachten sie hellauf, ohne doch eigentlich zu wissen warum, und jetzt gingen sie wieder schweigend, eng Seite an Seite gedrückt, an dem schlafenden Wasser hin, auf welchem die Mondstrahlen gaukelten wie neckische Träume von Liebe und Glück.

Der Felspalt, durch welchen der See seinen Ueberfluß thalwärts entrauschen läßt, hemmte ihre Schritte. Da gingen sie zurück, nahmen einen Anlauf und sprangen Hand in Hand und mit Lachen über den Spalt hinweg.

Komm, Rosi, sagte er, als sie am Fuß des Schuhkopfes stillstanden, komm, wir wollen noch da hinauf. 's muß schön sein, von da droben herab noch einen Blick auf das Thal zu werfen.

Sie hatte ihm einmal gesagt, daß sie als Kind gar gern auf den Schudereulkopf geklettert sei und von der Höhe des Felsens nach den schwimmenden Wasserlilien des Sees hinabgeblickt habe. Da hatte er ihr eine Ueberraschung bereiten wollen, indem er in der letzten Zeit heimlich einen bequemen Fußsteig auf die Höhe des Felskegels, welcher auf seinem Grund und Boden stand, angelegt. Rosi merkte im Hinaufsteigen diese Freundlichkeit wohl und war gar angenehm überrascht, als sie droben auch eine neu angebrachte Bank antraf. Der Scheitel des Schuhkopfs war von der Natur abgeplattet, und bestand der größere Theil dieser Fläche aus blankem Gestein, auf welchem sich nicht einmal Moos ansetzen konnte. Aber etwas seitwärts hatten in den Felspalten Zwergföhren und Hagedornesträucher Wurzel geschlagen, und inmitten dieses Gebüsches hatte Ruodi die Bank hingezimmert.

Oh, du! sagte Rosi. Das hast du mir zu Liebe gethan. Wem sonst? entgegnete er.

Da nimm, denn dafür sollst du einen Extrafuß haben.

Er war nicht blöde, und der durch das Buschwerk lugende Mond sah nicht nur diesen einen Kuß.

Sie setzten sich auf die Bank, und Rosi legte ihren Kopf an die Brust des theuren Mannes.

Lueg', Rosi, sagte er und deutete mit der Hand über den kleinen Seespiegel hinweg nach dem Hügel, von welchem die mondbeglänzten Fenster des Rütli herüberschimmerten, lueg', das ist jetzt dein Heimeli.

Ja, Ruodi, bei dir, bei dir!

Und nun begann wieder jenes süße Geplauder mit allen seinen „Weißt du noch?“ und „Denkst du noch daran?“, womit Liebende so gern alle die frohen und traurigen Scenen des durchlebten Liebedrama's einander im Gedächtniß auf-frischen.

Am längsten weilten ihre Erinnerungen bei der Stunde, wo sie einander zuerst gesehen und einander lieb gewonnen hatten.

Das war jetzt zwei Jahre und etliche Monate her. Damals war drunten in Meyringen eines jener „Schießen“, das ist Schützenfeste, abgehalten worden, welche zur Sommerszeit in der Schweiz so häufig sind. Dabei war auch der Zwißlbauer mit seiner Rosi erschienen und hatte das junge Meitschi, welches, wie viele andere Meitschi im Berner, Argauer und Solothurner Biet, den „Stußer“ gar waidlich zu handhaben verstand, auf dem Schießstand sich vor vielen Schützen hervorgethan. Der Ruodi, sonst gäng ein urchiger Schütz, hatte an jenem Tage nicht eben viele Nummern auf den Hut gesteckt. Das machte, er lugte eifriger, viel eifriger nach der „niedlinetten“ Schüzin als nach der Scheibe. Rosi ihrerseits mußte wohl auch den stattlichen Schnaben mehr als einmal angelugt haben. Denn wenige Tage darauf kam er nach Windgellen herauf — nach altem Rhornholz, wie er im Dorfe sagte. Er war aber gäng nicht von wegen Altem,

sondern von wegen Jungem gekommen, fand auch Gelegenheit, die Kosti zu sehen und ihr zu sagen, daß es ihm hier oben ganz absonderlich gefalle und daß er wohl wüßte, was er thäte, wenn sie ihn bleiben hieße. Sie hieß ihn nicht gehen, so viel ist gewiß. Denn als während seiner Anwesenheit die Halbe und der Grund im Bödeli sammt dem alten dort stehenden Hause zum Verkauf kam, that der Ruodi das höchste Angebot und erhielt das Heimwesen zugeschlagen. Nach einigen Wochen kam er wieder aus Hasli im Grund herüber und brachte eine Schaar von Werkleuten mit. Das alte Haus auf dem Hügel wurde abgetragen und ein neues nebst Zubehör aufgebaut. Als es fertig dastand und recht stattlich auf den See hinabschaute, fragte Ruodi — es war bei Gelegenheit der windgellener Kilbe<sup>1)</sup> — die Kosti zum erstenmal, ob sie sich wohl entschließen könnte, mit ihm in seinem Rütli zu wohnen. Sie hatte nicht nein gesagt, aber der Ruodi hatte doch noch lange allein in seinem neuen Hause leben müssen.

Das alles sprachen sie, die jetzt vereinten, droben auf dem Schuhkopf noch einmal durch, und fiel ihnen dabei nicht entfernt ein, auch nur mit einem flüchtigen Gedanken des armen Mannes zu denken, der zur selbigen Stunde droben im Dorfe in seinem einsamen Pfarrhause saß und sich bemühte, seine Gedanken auf das vor ihm aufgeschlagene Buch zu bannen. Aber er vermochte kaum zu unterscheiden, ob er griechische oder deutsche Buchstaben vor sich hätte, und der vergeblichen Anstrengung müde schlug er das Buch zu, stützte das Kinn in die Hand und starrte, in düstere Träumerei versunken, in das herabgebrannte Licht. — Armer Milder! Auch du warst damals bei dem Schießen in Meyringen gewesen, auch du hattest damals

<sup>1)</sup> Kirchweih.

die Rosi zum erstenmal gesehen und ihr viel zu tief in die blauen Augen geblickt, auch du warst ihrer wegen nach Windgellen heraufgekommen und warst ihrer wegen dageblieben. Ihrer wegen hattest du die Entwürfe jugendlichen Ehrgeizes und die schon erlangten Erfolge desselben beiseite gestellt, um dich in dieses entlegene Hochthal zu vergraben. Und das alles war umsonst gewesen; denn nur wer das Glück hat, führt die Braut heim. Wer aber das Glück nicht hat, muß unter Umständen wohl gar noch die Braut mit einem Andern trauen. Das Volkslied vom traurigen Priester weiß davon zu singen, und vielleicht wühlte die schwermüthige alte Weise dem jungen Pfarrerherrn zu dieser Stunde im Herzen.

Er war fünfundzwanzig Jahre alt, also gerade alt genug, um über jenen glücklichen Leichtfinn der Jugend hinaus zu sein, welcher gar kein Arg hat, heute als Werther sich zu fühlen und die nächste beste Lotte ossianisch als „Stern der dämmernden Nacht“ anzuseufzen, morgen aber schon den Don Juan zu spielen, der in Ermangelung einer Donna Anna auch mit einer Berline vorlieb nimmt. Und auf der andern Seite war Stephan Milder noch lange nicht alt genug, Liebe und Liebesglück vom Standpunkte der Objectivität, das ist der Enttäuschung anzusehen, als die schimmerndste jener vielen schimmernden Illusionen junger Seelen, welche der rauhe Wind der Wirklichkeit so bald zerflattern macht. Die Wunde, welche dem Flackerherz eines achtzehnjährigen Jungen geschlagen wird, heilt sich leicht und schnell aus, spurlos sogar. Bei einem fünfundzwanzigjährigen Manne ist die Sache viel bedenklicher. Heilt auch die Wunde wieder, so geschieht es doch nur langsam und schmerzlich, und — die Narbe bleibt. Später, wann uns die Erfahrung das leidige Noheleth'sche Credo: „Alles ist eitel!“ in sehr leserlichen Zügen auf die Stirne geschrieben, sind wir gar zu geneigt,

Narben der bezeichneten Art nur noch mit einem Lächeln der Verachtung anzusehen. Und doch drängt sich hinter diesem Lächeln der Selbstverspottung immer wieder der verhaltene Seufzer hervor: „Du bist damals doch besser und glücklicher gewesen.“ Nein, das Leben ist kein Traum, wie der spanische Poet, sondern „Sorg' und viel Arbeit“, wie der deutsche gesagt hat. Aber der Glückstraum dieses sorgenvollen Wachens ist die Liebe. Und wo sie einmal in ihrer ganzen Wahrheit gewaltet, bleibt sie auch: es ist nie ein wahreres Wort gesprochen worden als dieses, vom Apostel Paulus bis zum Propheten Schiller herab.

Sie saßen noch immer mitsammen auf dem Felsen im Schutze des Buschwerks, durch dessen Gezweige das träumerische Mondlicht auf das schöne, an der Brust des Bräutigams halb versteckte Antlitz der Braut niederrieselte. Kein Lüftchen regte sich. Drunten hob zuweilen eine neugierige Bergförelle den blitzenden Schuppenleib schmalzend aus dem Wasser, und droben von der Zwißl herab kam durch die Stille der Fodler oder Fußeischrei eines ins Dorf heimkehrenden Burschen, langsam an den Bergwänden verhallend. Da tastete und trippelte mit einmal etwas den Schuhkopf herauf, und im nächsten Augenblick stand ein großer Hund mit langem, schwarzgrauem Zottelhaar vor unserem Paar und legte seine Schnauze auf das Knie Kosi's, die sich horchend aufgerichtet hatte.

Türk, Türk, lieber alter Türk, bist du mir nachgegangen?

Der Hund setzte sich auf die Hinterpfoten, wedelte eifrig mit dem Schweif und blickte die Fragerin an, als wollt' er sagen:

Siehst du, ich lasse mich nicht nur so beiseite stellen, jetzt, da man mich nicht mehr braucht.

Den Liebenden kamen der Ahorn vor Kosi's Kammer=

fenster und die zarten Rücksichten, welche der kluge Türk auf die verstopften Kiltgänge Ruodi's genommen, zumal zu Sinne.

Rosi tätschelte den Kopf des Hundes, und Ruodi sagte lachend:

Der alte Kerl will gewiß sein Trinkgeld haben für geleistete gute Dienste.

Und er soll es haben. Wär' er doch gäng fast un's Leben gekommen, weil er aus Vorliebe zu dir und mir still geblieben, wo er, wie der Vater dazumal meinte, gar nicht laut genug hätte sein können. Oh, Ruodi, das war gäng 'ne schwere Zeit!

Ja, das war sie. Aber jetzt ist sie vorbei, und du bist mein, Rosi, ganz mein, und ich wollt', der Türk könnt's ausbellen, daß die ganz Welt centum wüßt', wie froh ich darüber bin.

Und ich erst, Ruodi, ich erst! Aber du weißt es wohl.

Ja Rosi, ich weiß, ich weiß; aber glaub' nur, Ghind, ich weiß auch, was ich an dir hab'. Doch komm jetzt, komm ins Heimeli. Queg', der Mond steht schon über dem Gipfel des Glanzhorns da oben und will alsg'mach abe gehen.

Sie erhoben sich von der Bank. Rosi schaute zu dem Gestirn der Nacht empor, aber in demselben Augenblick verschwand die silberne Scheibe hinter dem Berggipfel, und geisterhaft kalt und unheimlich dämmerte droben der Firnschnee.

Die Braut fuhr unwillkürlich zusammen. Ein unerklärliches Bittern und Bagen fröstelte ihr das Herz an. Aber es verschwand so schnell, wie es gekommen, als sie sich wandte und Ruodi's Augen voll Bärtlichkeit auf sich geheftet sah.

Sie stiegen den Felspfad hinab, umkreiften die kleine

Seebucht und gingen die Halde zum Rütli hinan. Droben auf der Terrasse bemerkte Kosi, daß der Türk ihnen gefolgt war, und sagte freundlich zu ihm:

Türk, du mußt jetzt heim in die Zwißl. Aber komm nur gäng recht oft zu uns ins Bödeli. Du wirst sehen, daß ich dir dein Trinkgeld allweil redlich auszahlen werde.

Der Hund zögerte und sah mit gesenkten Ohren zweifelnd zu ihr auf.

Weißt, Türk, fuhr sie fort, die Hand Ruodi's drückend, du brauchst kein' Kummer und kein' Sorg' um mich z' haben. Lueg', da ist mein Schutz und Schirm. Du kennst ihn ja wohl und hast ihn gäng auch lieb. Geh drum jetzt heim, Hundli, geh heim!

Der gute Türk sah ein, daß diese Aufforderung ernstlich gemeint sei, und schlich mit hängendem Schweife den Hügel hinab. Drunten blieb er noch einmal stehen, lauschend, ob er nicht zurückgerufen würde. Aber er wurde nicht zurückgerufen, und so trotete er der Zwißl zu, in tiefen Gedanken über die Freundschaft der Menschen.

Derweil waren die Beiden an der Thür des stillen Hauses angelangt. Der im Scheiden seitwärts über die Arvenschatten der Bergeinsattelung hereinblickende Mond beschien hell die Inschrift über dem Eingang.

Lueg', Kosi, sagte der Bräutigam, auf die Schriftzüge weisend, ich hab' mein, unser Heimeli Rütli genannt zum Andenken an den Bund der Altvorderen, der unser Schweizerland frei und glücklich gemacht. So wollen auch wir unsern Rütli-Bund halten, fest in Freud' und Leid. Sag', willst, lieb's Wybli?

Oh, my lieb's, lieb's Manni!

Mehr sagte sie nicht. Aber wie sie es flüsterte und sich innig an ihn schmiegte, fühlte er, daß er grenzenlos geliebt sei.



Mit einem unwillkürlich ihm aus dem Herzen brechenden Jauchzlaut faßte er die Braut in seine Arme, führte sie hinein, und die Thüre fiel hinter den Glücklichen ins Schloß.

---

### Fünftes Kapitel.

Ruodi und Rosi.

Wie Alles, was die Menschen beseligt oder vergrämt, vorübergeht, ging für das junge Ehepaar auch jene süße Zeit vorüber, für welche sich unsere theure Muttersprache das schöne Wort Honigmond geschaffen hat. Ach, der Honig ist oft schon ausgeschlürft, bevor der Mond Zeit gehabt, zweimal seine Gestalt zu ändern, und nicht selten birgt der Ehebecher unter dem rasch genippten Schaum des Glückes nur noch die Bitterkeit der Enttäuschung, der Sorge, der ganzen herben Lebenswirklichkeit.

Nicht so im Rütli auf dem Hügel am See. Mochte der Herbst gehen und der Winter kommen mit seiner ganzen Schneelast und allen seinen Nordstürmen, da droben in dem wohnlichen Haus mit seinen hellen Fenstern grünte das Reiz der Liebe und des Glückes fort und fort.

Gegen Lichtmeß zu, wo sich auch in diesem hochgelegenen Alpenthal die ersten leisen Anzeichen verspüren ließen, daß wieder eine Zeit kommen würde, wann Eis und Schnee sich Schritt für Schritt aus der Niederung weiter und weiter berghinan zurückziehen müßten, um zuletzt auf den Gipfeln des Rißlihorn's und des Glanzhorn's sommerlang ihr Standort zu nehmen — also gegen Lichtmeß zu gingen der Zwißlbauer und seine Bäurin von dem Rütli heimwärts zur Zwißl. Es war den Winter über keine Woche vergangen, ohne daß sie mehrmals ins Bödeli herabgekommen wären. Die Mutter mußte doch gäng ihre Herzensfreude

daran haben, wie ihre Kosi so 'ne „gattige“ Hausfrau für-  
 stellte, wie in Stube, Kammer und Küche, in Gaden und  
 Stall Alles und Jedes so „hübschli in Ordniig“ war und wie  
 der Ruodi beim dritten Wort immer sagte: My guet's  
 Kosi oder: My lieb's Wybli. Der Vater seinerseits hatte  
 den „Holzschnäfler“ mächtig liebgewonnen. Sowie es ihm  
 in den Winternachmittagen daheim langweilig wurde, tu-  
 bälte er ins Rütli abe und sah da stundenlang dem  
 Schwiegersohn zu, wie der, an seinem Werktsch am großen  
 Erkerfenster sitzend, so fix und flix Sägen, Messer und  
 Meißel von allen Arten handhabte und, ohne daß man sich's  
 versah, unter seinen „künstlichen“, will sagen kunstreichen  
 Händen so „verfligt niedlinetti“ Sachen und Säckelchen  
 hervorgehen ließ, deren er gar nicht genug gen Bern und  
 anderswohin versenden konnte, so begehrt waren sie. Und  
 dabei mußte der Ruodi so „wetterli g'schyd“ z' reden von  
 Gemeinds- und Staatsfachen, und war es drum nummeeinisch  
 nur billig g'fi, daß er neulich in den Gemeinderath gewählt  
 worden. Ein weiteres Band zwischen Schwiegervater und  
 Schwiegersohn knüpfte der Umstand, daß dieser ein ebenso  
 großer Jäger vor dem Herrn wie jener und es für Beide  
 eine Feiertagsfreude war, droben in den Bergen den Gemsen  
 nachzustreichen. Für den Ruodi war das zudem noch ein  
 künstlerisches Studium, was nicht ohne Früchte blieb. Von  
 allen seinen Schnitzwerken hatten seine Gemsen und anderen  
 Alpenthiere, einzeln oder zu mancherlei Gruppen vereinigt,  
 den größten Ruf. Das machte, er lauschte sie der Natur  
 ab, und arbeitete nie rascher und glücklicher, als wenn er  
 Tags zuvor mit seiner Büchse in den Bergen gewesen war  
 und der Hausfrau einen feinsten Jährling von Gemshock in  
 die Küche geliefert hatte.

Nu, Vater, sagte die Zwihlbäurin im Heimgehen zu  
 ihrem Bauer, gelt, ich hei doch recht g'ha, daß euser Kosi

mit dem Ruodi würd' glücklich werden? 's ist gäng e Freud', die junge Lütli so beisamme z' g'feh.

Wohl, wohl, Muetti — seit der Verheirathung ihrer Tochter nannte der Leuenberger sein Anneli Mutter und die Bäurin ihren Ruori Vater — wohl, Muetti, hast recht g'ha. Aber säg', ist denn gäng noch Nüd um d' Weg'?

Was meinst?

Der Dunder schlag'! Was werd' ich meinen? Weißt gäng wohl.

Ein höchst charakteristischer Kopfruck und ein ungeheuer pfißiges Augenblinzeln begleitete diese Worte.

Ah so, Vater? Nei, wahrli nei, 's ist noch Nüd um d' Weg'.

Der Zwißlbauer kratzte sich auf diesen Bescheid hinter den Ohren, tubäkelte mörderisch und sagte auf dem ganzen Heimweg kein Wort mehr. Es ging ihm ein widerwärtiger Gedanke im Kopfe herum; es war Etwas nicht, wie es sein sollte, das war klar. Er blieb den ganzen Abend über schweigsam, und als die Bäurin beim Zubettegehen beschwichtigend zu ihm sagte: 's wird sich wohl machen, Vater; 's hat ja gäng noch alle Zyt dazu, brummte er nur wie zweifelnd: Gott geb's!

Der Winter ging, der Frühling kam, und diesem folgte ein zweiter, ein dritter, ohne daß das Leben in dem Thal von Windgellen eine Abweichung von den gewohnten Gleisen gezeigt hätte, wenigstens im Ganzen und Großen, denn im Besonderen wurde doch dies und das anders, als es gewesen.

Da war zum Beispiel 's Breneli während dieser Zeit aus einem überlustigen Chind zu einer recht gefesteten Jungfrau geworden, so daß sie nicht mehr Gefahr lief, von der alten mürrischen Kathri ein „Göhl“ gescholten zu werden. Ja, selbst der alte Schurbauer hätte kaum noch Veranlassung gehabt, sie ein „Messli“ oder einen „Baggäugel“ zu nennen.

Die Zwihlbäurin fragte sich oft verwundert: Was ist's denn mit dem Thind? 's thut ja gäng so still und sacht wie ein Nönneli. Zu Zeiten brach freilich die angeborene Heiterkeit des Mädchens wieder durch, aber zu anderen Zeiten hörte man wochenlang Breneli's herzliches Lachen weder in der Zwihl noch sonstwo. Ihre größte Lebensfreude war der zweimalige sonntägliche Kirchgang. Da saß sie in ihrem Stuhl, die ganze Seele in den Ohren, um ja kein Wort von den Predigten des Pfarrers zu verlieren. Sie hätte dieselben nachher immer auswendig hersagen können und that es auch oft im Stillen, ganz im Stillen. Eine Kopfhängerin wurde sie darum doch nicht. Wohl aber wurde sie, weil sie sich nach und nach ganz in die Anschauungs- und Denkweise Milder's hineinlebte, mehr auf die geistigen Lebensbezüge hingewiesen, als sie sich je hätte träumen lassen. Ihr Gedankenhorizont wurde weiter, denn sie ergriff jede Gelegenheit zur Erweiterung desselben mit Begierde. Sie las gerne, an den Sommersonntagsnachmittagen und zur Winterszeit, wenn das Spinnrad Feierabend hatte. Ihr Schwager hatte ein Bücherbrett in seinem Erkerwinkel, und standen darauf Tschudi's Chronik, Bschoffe's Schweizergeschichte, Hebel's Schatzkästlein und Allemannische Gedichte, ein sehr zerlesenes Exemplar von Schiller's Tell und noch mehr solche „herzige“ Sachen, deren Inhalt sich Breneli nach und nach aneignete. Daß sie nicht verbildet wurde, dafür war gesorgt. So ein Bauerngewerb wie die Zwihl giebt der Tochter des Hauses jahrein jahraus genug zu schaffen. Aber ihr Geist war für ihre Stellung ungewöhnlich bereichert, ihre Vorstellungsweise geklärt, sie wußte sich auszudrücken und die Feder zu führen. Als einmal, etwa zwei Jahre nach Rosi's Hochzeit, der Herr Gemeindevorstand dem Pfarrer einen schriftlichen Bericht über Armensachen zu Händen der Bezirksbehörde zugestellt

hatte, kam Milder nach der Zwihl und sagte dem Hausherrn viel Artiges über die umsichtige und klare Fassung des Schriftstücks. Ja, lueget, Herr Pfarrer, meinte darauf der Zwihlbauer mit verzeihlicher Väterlichkeit, eigetli solltet Ihr das dem Chind da, dem Breli sagen. Denn es hat gäng den B'richt nit nur g'schriebe, sondern au g'machet, nach myne Angabe, versteht si. Breneli wurde blutroth, dann ganz bleich und wieder roth, aber es that ihr doch bis ins Herz hinein wohl, daß sie der Pfarrer so wohlgefällig ansah und ihr ein so herzliches Lob spendete, wie er that.

In Wahrheit, Milder hatte bei dieser Gelegenheit das junge Mädchen aufmerksamer angesehen als jemals. Sie ist schön, sagte er auf dem Heimweg bei sich, und besitzet eine ganz eigene Anmuth in ihrem Thun und Reden. Auch ist sie gewiß von Herzen gut, aber eine Kosi ist sie doch nicht. Es giebt in der weiten Welt keine zweite Kosi.

Breneli, als sie in der Dämmerung auf dem Söller stand und, wie es allabendlich geschah, nach dem Pfarrhaus hinüber sah, wo das Licht in Milder's Studirzimmer schon brannte, flüsterte in sich hinein: Ein so braver, seelenguter, g'lehrter Herr, den centum alle Leut' voll Achtung und Zutrauen ansehen, und doch ist er so traurig. Wenn ich nur wüßt', was ihm Kummer und Sorgen macht. Ich wött' eins meiner Augen, ich wött' alle beide, ich wött' mein Leben drum geben, daß ich Ebbis könnt' thun, was ihn fröhli und glückli thät machen.

Und allweg, glücklich und fröhlich war der arme Milder nicht. Schon zum äußerlichen Behagen ist es so einem Landpfarrer, und vollends in solcher Vergeinsamkeit, schlechterdings nothwendig, daß er verheirathet sei, wohlverstanden mit einer Frau, die ihrem Eheherrn wirklich häusliches Behagen zu schaffen vermag. Er aber lebte noch immer

einsam in seinem Pfarrhaus, welches daher auch von einem gewissen anfröstelnden Unbehagen durchzogen war. Die „Zytig vo Windgellen“ hatte zwar schon zu wiederholten malen „aus sicherer Hand“ die bestimmte Nachricht in Umlauf gesetzt, daß der Herr Pfarrer ein „Hochzyter“ sei. Zuletzt wollte sie drunten in Meyringen ganz gewiß, ja diesmal gäng ganz gewiß in Erfahrung gebracht haben, daß der Herr Pfarrer mit Nächstem eine der „rychsten Zumpfere“ von Bern heimführen werde. Aber es hatte mit diesen geredeten Zeitungsnachrichten die nämliche Bewandtniß wie mit so vielen gedruckten, das heißt es war am Ende immer wieder nichts daran, gar nichts. Jungfer Bart-Bibbeli ermüdete aber nicht, stets neue Heirathspartieen für den Pfarrer auszuhecken. Denn was man wünscht, hofft man. Ein lediger Pfarrer war ja gäng eigetli gar kein rechter Pfarrer, und in ein Pfarrhaus gehörte eine Frau Pfarrerin, so gut wie die Bibel und der Kirchenrock. Die Gute hätte nachgerade „verzwarzeln“ mögen, daß ihr der Herr Pfarrer, „abg'seh davon ein meisterlicher und kreuzbraver Herr“, noch immer nicht den Gefallen thun wollte, ihren kanonischen Rechtsbegriffen nachzuleben.

Milder hatte freilich keine Ahnung davon, welche schwere Sorgen sich das Bart-Bibbeli um ihn machte. Es war Etwas in dem ganzen Wesen und Auftreten des jungen Geistlichen, was Schranken um ihn zog, welche dürflische Klatschfreude nicht zu durchbrechen wagte. Er war eine vornehme Natur, wenngleich ein standhafter Bekenner des demokratischen Glaubens. Alles Gemeine widerte ihn an, und war das vielleicht sein Unglück, insofern wenigstens, als dieses sein Feingefühl den nach Rossi's Heirath unternommenen Versuch, seine unterbrochene politische Laufbahn wieder aufzunehmen, scheitern gemacht. Er hatte bei aller von der Hinneigung zur Beschaulichkeit nicht ganz freien

Idealität seiner Denkweise die Nothwendigkeit empfunden, aus der lähmenden Verdüsterung, die infolge jenes Ereignisses ihn übermannt, sich aufzuraffen. Er wollte im Geräusch der Parteipolemik sich selbst vergessen, und noch einmal tauchte sein Name im Staatsleben auf. Aber nur vorübergehend. Man merkte bald, daß er nicht mehr der studentische Heißsporn, der rücksichtslose Agitator sei, und er merkte es selber. Er merkte noch mehr. Einsamkeit und Nachdenken hatten seinen Geist gereift, und es konnte daher nicht ausbleiben, daß er Manches, Vieles, ja Alles anders ansah als früher und daß er, der Redliche und Selbstsuchtslose, an dem vulgären Liberalismus mit seinen aufgebauhten Phrasen, seinen kleinen Pfiffen und Kniffen und seinen jammerfälligen Persönlichkeitskränkereien sich verfehlen mußte. Dieselbe Gemeinheit erkannte er unter der frommen Tünche des Conservatismus, welcher ihn noch dazu durch seine allerschaffenden Kraft bare Bornirtheit abstieß. Solche sensible Naturen passen nicht für das Forum und vollends nicht für das Forum einer kleinen Republik, wo sie täglich und stündlich Begegnungen und Reibungen mit den zudringlichsten und widerwärtigsten Elementen ausgesetzt sind. Wilder trat daher ebenso rasch wieder in seine Verschollenheit zurück, wie er plötzlich aus derselben hervorgetreten. Fortan wollte er sich damit begnügen, der Pfarrer von Windgellen zu sein; aber wohl ihm, daß ihm sein Amt Zeit ließ, aus jenem ewigen Jungbrunnen des Trostes zu schöpfen, welchen dem wahrhaft Gebildeten Kunst und Wissenschaft allzeit sprudeln lassen. Er hatte eine Ader vom Poeten in sich, allein er täuschte sich nicht über den Umfang derselben. Er wußte, daß er kein productives Talent sei, aber seine Gabe der Reproduction bildete er um so schöner aus, als ihm dabei sein reiches Wissen, namentlich im Fache der Sprachenkunde, zu Hilfe kam. Der hagestolzen Unbehaglichkeit des

Pfarrhauseß ungeachtet gingen dort Götter und Genien aus und ein und weilten gerne unter dem stillen Dache. Er las wieder und wieder die großen Dichter und Geschichtsschreiber des Alterthums, verwandte viele seiner Mußestunden auf die Sammlung und Sichtung der Sagen und Mythen des Gebirges oder versuchte sich in der poetischen Uebersetzungskunst, indem er die Idyllen des Theokrit, das Gedicht Virgil's vom Landbau und die Lieder von Burns und Gogg in die berner Mundart übertrug.

Unter solchen Beschäftigungen und überall, wo er als Mensch oder Geistlicher dazu Gelegenheit hatte, mit Rath und That wohlthätig eingreifend lebte er so hin. Aeußerlich stets ruhig und gefaßt konnte er doch den großen Fehlschlag seiner schönsten Lebenshoffnung nimmer verwinden, so wenig als er die Nachwehen dieses Fehlschlags aus seinen Zügen zu wischen vermochte. Es war doch immer etwas Störendes da, ein Stachel, den die Zeit wohl einigermaßen stumpfte, aber nicht vernichtete. Er vermied es, wo er, ohne auffällig zu werden, konnte, Rosi Zurflüh zu sehen, denn so oft er sie sah, flüsterte es schmerzlich in seiner Seele: Oh, wie glücklich hättest du werden können! Und wenn vollends die junge Frau, in der Zwihl oder wo sie sonst sich gelegentlich trafen, in ihrer freundlichen Art mit ihm sprach oder ihn gar scherzend fragte, ob denn die Gemeinde noch lange ohne eine Frau Pfarrerin sein sollte, dann kamen finstere Stunden und Tage über ihn, Tage, wo ihm das Herz in Galle schwamm, Himmel und Erde, die Menschen und das eigene Selbst ihm verleidet waren. Dann trieb es ihn in die ödeften Wildnisse des Gebirges hinauf, als müßte er, dem düsteren Helden Byron's gleich, sein geheimes Weh den Gletscherwinden preisgeben. Das Rütli hatte er noch nie betreten, obgleich der Ruodi es gerne gesehen hätte, weil sich mit dem geistlichen Herrn gar so „unterhaltlich sprächlen“



ließ. Einmal aber konnte er doch nicht wohl umhin, in das Haus im Bödeli zu gehen. Nämlich bei einer Begegnung mit der Rosi in ihrem väterlichen Hause, wohin den Pfarrer häufige Amtsgänge führten und zwar nicht immer die angenehmsten — pflichttreue Landgeistliche, die mit prozigen Dorf magnaten zu verhandeln haben, besonders in Armensachen, wissen davon zu erzählen — also die junge schöne Frau lud den Pfarrer einmal zu einem „Familien-Anlaß“ ein, zur Feier ihres zweiundzwanzigsten Geburtstages, welche im Rütli von der Familie begangen werden sollte. Er konnte die Einladung nicht wohl ablehnen, obgleich er es gerne gethan hätte. Er versuchte es auch, aber während er sich anschickte, seine Entschuldigung vorzubringen, sahen ihn Rosi's Augen mit so viel Herzensgüte an, daß er es nicht über sich brachte, ihr zuwider zu handeln. So sagte er denn ja statt nein; aber indem sie, zufrieden mit dem Bescheid, sich wegwandte, murmelte er zwischen seinen Zähnen den virgil'schen Vers:

*Infandum, regina, jubes renovare dolorem.<sup>1)</sup>*

Die gute, harmlose Rosi! Ihre großen Kornblumenaugen blickten doch sonst klar und verständig in die Welt, aber in Betreff der Gefühle des Pfarrers für sie waren diese Augen wie blind. Sie hatte in der Unschuld ihres Herzens keine Ahnung davon, daß sie die „Königin“ Milder's gewesen war und noch war. Es ist freilich eine der gewagtesten Behauptungen, zu sagen, es gebe ein Mädchen oder eine Frau, welche die innige, wenn auch noch so stumme und zurückhaltende Neigung eines Mannes für sie jahrelang nicht gemerkt hätte. Aber trotzdem, es giebt solche weibliche Wesen, nicht viele allerdings, aber es giebt welche, deren Seele und Augen von dem Bilde Dessen, den sie lieben, so

<sup>1)</sup> Aufzuzrischen unsäglichen Schmerz, o Kön'gin, gebeutst du.

voll sind, daß ein zweites keinen Platz darin findet, nicht den allerkleinsten. Solche Frauen bewahren die Jungfräulichkeit der Seele, die mädchenhafte Unbefangenheit auch in der Ehe. Die Einsicht in solche Frauengemüther hat jenen großen Malern den Pinsel geführt, welche Madonnen schufen, die mit dem vollen Ausdruck der Jungfrauschafft auf den göttlichen Säugling an ihrer Brust niederblicken.

Der arme Pfarrer hatte am folgenden Tage einen schweren Abend im Rütli durchzumachen. Er mußte mit ansehen, wie glücklich der Ruodi war, mit ansehen, wie Rosi, weit entfernt von jener Zurschaustellung von Bärtlichkeit vor Zeugen, welche die Taktlosigkeit junger Eheleute leider nicht immer vermeidet, dennoch eigentlich nur für ihren Gatten da war. Eine brennende Eifersucht wandelte ihn an, und es half wenig, daß er sich die Thorheit dieser Regung in ihrem ganzen Umfange klar machte. Um sich aus dem quälenden Gedränge seiner Gefühle zu retten, zwang er sich zuletzt, recht angelegentlich mit dem neben ihm sitzenden Breneli zu plaudern, und es fiel ihm dabei nicht im entferntesten ein, zu bemerken, daß die schönen Augen seiner Nachbarin freudig aufleuchteten. Der Rosi entging es nicht, daß die Schwester heute so munter war und so herzlich lachte wie seit lange nicht mehr, und wenn sie das traulich mitsammen plaudernde Paar ansah, lächelte sie stillvergnügt. Sie hätte wenig Ursache dazu gehabt, wenn sie ein paar Stunden darauf den heimgekehrten Milder in seiner Studirstube gesehen haben würde, wo er bis spät in die Nacht ruhelos auf und ab ging. Er hatte noch nie einen solchen Ueberdruß am Leben empfunden. Jener Dämon, welcher uns in Stunden herbster Prüfung zuflüstert: Was bist du für ein feiger Thor, daß du das Alles länger tragen magst! wisperte auch ihm ins Ohr. Zum Glück war der Pfarrer

ein Mann, dem es groß erschien, wie Demosthenes und Cato, aber klein, wie Werther und Ortis zu sterben.

Eine zufällige Wendung des Gesprächs hatte es an diesem Abend gefügt, daß die Rede auf das anrühliche Ehepaar in der Höllenschwäz kam, und so erinnerte man sich auch wieder einmal des Schwarzelji's, mit welchem 's Breneli in die Schule gegangen und „b'hört“ worden war. Das wilde Kind war verschwunden, seit es damals, an Rosi's Hochzeitmorgen, einen so wunderlichen Abschied von Milder genommen — spurlos verschwunden. Der Pfarrer war zwar, bevor er sich an jenem Tage zum Brautmahl in der Zmühl begab, nach der Höllenschwäz gegangen und hatte den Stobelchäpi und sein Weib tüchtig „abcapitelt“, daß sie auf ihr Kind nicht besser achtgegeben. Aber die Leute hatten das Abcapiteln nicht minder gleichmüthig aufgenommen als die Nachricht, daß Elsi in die weite Welt gelaufen. Der Stobelchäpi meinte, das wunderfözig Närrli würde schon von selber wiederkommen, wenn es ihm draußen unter den Leuten schlecht ginge, und die Stobelbäbi sagte mit Fassung, es sei gar nicht verwunderli, daß 's Elsi sich auf und davon gemacht. Was hätt' es denn da in der Höllenschwäz hocken bleiben sollen? Es hätt' ja doch nie ein windgellener Gotschem<sup>1)</sup> ihr Töchterli zum Weib genommen. Und 's Elsi sei ein verflirt kochem Schifsel<sup>2)</sup>, das gut lisamen und kessajamen<sup>3)</sup> könne und zu was Besserem da sei, als all sein Lebtag' Hafersuppe und Knollen<sup>4)</sup> zu essen. Nein, nein, sie habe gar keine Mooren<sup>5)</sup> für das Elsi. Das werde sich schon forthelfen können in der Welt und sicherlich in keine Wisemaschine<sup>6)</sup> gerathen. Als dann der gute Pfarrer dieser zigeunerischen Lebensphilosophie und diesem Rothwälsch

<sup>1)</sup> Lebiger Bursch. <sup>2)</sup> Gescheides Mädchen. <sup>3)</sup> Lesen und schreiben. <sup>4)</sup> Kartoffeln. <sup>5)</sup> Furcht. <sup>6)</sup> Schwere Noth.

gegenüber den sittlichen Gesichtspunkt betonte und die Gefahren andeutete, welchen ein so junges, leichtsinniges und unerfahrenes Mädchen in der Welt ausgesetzt sei, gab ihm die würdige Mutter die tröstliche Versicherung, 's Elsi sei gar nicht so unerfahren, wie er glaube, 's Elsi sei kein schlimil Gambeß<sup>1)</sup>, es werde sich nicht mit Boreß<sup>2)</sup> einlassen, und was seine Tugend angehe, oh, da brauche der Herr Gallach keine Sorge zu haben. 's Elsi sei viel zu gewißt, als daß es sich nur so mir nichts dir nichts zur Raffine machen ließe. — Gegen diese mütterliche Ueberzeugung war nicht aufzukommen, und es blieb dem gewissenhaften Pfarrer nichts Anderes übrig, als von Amtes wegen die Bezirkspolizei aufzufordern, den Flüchtling im Betretungsfalle anzuhalten und heim zu liefern. Diese Maßregel kam aber zu spät. Elsi war zur Zeit schon über alle Berge und hatte die Polizei der Mühe enthoben, sich mit ihr zu beschäftigen. Wohin sie gerathen und was aus ihr geworden, man hatte darüber nicht einmal Vermuthungen. Doch ja, das ehrsame Bart-Bibbeli wollte allerlei über diesen Casus wissen. Hatte doch das Schwarzelsi nach seinem Verschwinden vierzehn Tage oder gar drei Wochen lang einen stehenden Artikel auf den Blättern, will sagen auf der Zunge der Zytig vo Windgellen ausgemacht, bis es durch eine Fatalität „abg'löst“ wurde, welche des Grüblibauers Hans Heiri begegnete, indem er beim Riltgang von einer Holzbeige fiel und den Arm brach. Thatsache war aber, daß weder damals noch später weder 's Bibbeli, die allwissende Schöne von fünfzig und etlichen Jahren, noch sonst Jemand etwas vom Elsi wußte. Auch das würdige Ehepaar in der Höllenschwärz nicht, und, die Wahrheit zu sagen, es kümmerte sich wenig darum. Hatte doch 's Strobelbäbi, als es, wenige Tage

1) Dummes Kind. 2) Gesindel.

vor der erwähnten geselligen Zusammenkunft im Rütli, bei einer zufälligen Begegnung von dem Pfarrer gefragt worden, ob denn Elsi nie geschrieben, beim Nachhausekommen weiter nichts zum Stobelchäpi gesagt als: Was geht's den Gallach an, ob das Schifsel gekesfajemet hat oder nicht? Die Schwarzfärber<sup>1)</sup> müssen doch ihre Schnörre<sup>2)</sup> in jede Massenmaite<sup>3)</sup> stecken.

Da, so um Ostern herum, ja gerade in der Charwoche geschah es, daß das verschollene Schwarzelsi wieder zu Windgellen in aller Leute Mund kam. Herrgott, was bekam da Bart-Bibbeli zu thun! Die ehrsame Jungfrau war Feuer und Flamme. Sie galoppierte nur so im Dorfe herum, als wären ihre Beine fünf= statt fünfzigjährig. Die Zytig vo Windgellen erlebte täglich fünf bis sechs Auflagen. Es war aber auch gäng 'ne große G'schicht'. Der Postbote, welcher in der Regel wöchentlich einmal, zuweilen auch zweimal von Hasli im Grund herüber kam, brachte eine „grüßli schweri“ Thalerrolle mit, und war dieselbe an die Stobelbäbi in der Höllenschwärz adressirt. Nun allgemeiner Katschaufruhr. Zwei Stunden nachdem der Postbote vom Dorfe zur Höllenschwärz gegangen, setzte Bart-Bibbeli das Thal hinunter. Sie mußte ja um jeden Preis heute noch ein Telegramm ausgeben, was es mit dieser mysteriösen Thalerrolle für eine Bewandniß habe. Allein selbst der redlichste Pflichteifer kann nicht immer, was er will. Das angekündigte Telegramm erschien nicht, denn Bibbeli war bald wieder heimgekommen und zwar mit dem Aussehen einer Person, die einen großen Staatszweck verfehlt hat. Sie hatte die Höllenschwärz noch nicht erreicht, als ihr der Stobelchäpi und sein Weib begegneten und ohne viel

<sup>1)</sup> Geistlichen (rothwälsch). <sup>2)</sup> Mäuler (bernerisch). <sup>3)</sup> Angelegenheit, Handel (rothwälsch).

Notiznahme an ihr vorübergingen, als wollten sie gen Meyringen hinunter. Weiter wußte die Zytig nur zu sagen, das Bäbi habe sie „schüli spötttisch“ angelugt und dazu mit harten Thalern in der Tasche „gekläpperet“.

Indessen klärte sich dieses nicht unwichtige Kapitel der Geheimnisse von Windgellen schon am Ostersonntag einigermaßen. Da kam nämlich die Stobelbäbi in die Kirche und hatte eine „sprizfunkelnagelneue“ Züppe an von schwarzem Tübet, die Elle zu zwei Franken mindestens — (Zytig vo Windgellen vom Ostermontag 185\*) — und ein dito neues Schäpli mit Seidenbändern und Silberzindeln auf ihrem struppigen grauschwarzen Haar. Und aber am Nachmittag erschien, angethan mit einem neuen oder wenigstens wie neu aussehenden Tschopen und auf dem Kopf einen ewig hohen neuen Cylinder, der Stobelchäpi im blauen Fuchs, das heißt im Wirthshaus von Windgellen, und hatte, wie er bald sehen ließ, ein neues „Bohrmunnäh“ in der Tasche und darin wohl 'ne Handvoll Franken- und Halbfrankenstücke. Und nachdem der Mann erst warm geworden, das ist, nachdem er einen Schoppen „Brannt's“ versorgt, fing er an zu flunkern und zu glorificiren und erzählte von seinem Elsi, dem „Tufigedunders-Blüntli“, wie er das Mädchen in überwallender Bärtlichkeit nannte. Ja, das syg es Meitschi, das, centum gäb's kei sölligs. Es Meitschi? Ja, ahsograd'! Mei, e Dam' syg's<sup>1)</sup>, und was für eine! E grüßli große, ja, bym ewige Stralsakerment! Jetzt sollten nur die herkommen, welche früher sein Schwarzelßi uszännet<sup>2)</sup> hätten. Er woll's ihnen schon sagen, er! Da draußen, „im Düttschland“, in der schüli großen Stadt Soundso, da hätt' 's Elsi sy Glück g'macht. Rüd als Syde uf em Lyb, urche<sup>3)</sup> Syde und Sammet, sogar an den Füßen, und Geld hätt's wie Dreck.

1) Sei es. 2) Verpottet, ausgehöhnt. 3) Lauter.

Und mit de fürnehmste Herre, im Berglych mit dene d' Herre vo Bern syge wie Gütle<sup>1)</sup> im Berglych mit Rosooli<sup>2)</sup>, geh' das Kezers = Glüntli um, als hätt's sy Lebzig nüd Anders g'feh'. Ja, das syg e wahre Pracht, und d' Windgellener würden, hym ewige Hagel, nit schlecht d' Augen ufryße, wenn 's Efseli so eines Tages daher käm' g'fahren, vier-spännig und langg'spanne<sup>3)</sup>. Er könnt' no viel sagen, er, wenn er wött', hym Eid! Aber ma werd' schon sehen, ma werd' schon sehen. — In dieser Tonart ging die Vitanei noch lange fort. Als, gegen Abend zu, der Strobelschäpi, mehr bedufelt als billig, sich heimgetrollt hatte, hielt Bart-Bibbeli in der Küche des blauen Fuchses mit der Wirthin eine geflügelte Zungenconferenz ab, und hernach telegraphirte die Pflichteifrige im Dorfe umher, es sei richtig, das Schwarze elsi werde einen Grafen, einen Fürsten, einen Prinzen oder gar einen König zum Ma übercho<sup>4)</sup>.

## Sechstes Kapitel.

### Wolken.

Während weder die Zeitung von Windgellen noch ihre Abonnenten darüber einig werden konnten, ob der Zukünftige des verlaufenen Bagentenkindes aus der Höllenschwartz, welches laut dem Strobelschäpi da draußen in Deutschland in Seide und Sammet einherging, ein Graf, ein Fürst, ein Prinz oder gar ein König sei, während die Einen die ganze Geschichte gläubig hinnahmen, die Andern sie anzweifelten und einige kühnste Sceptiker sie wohl auch geradezu für ein „Märli“ erklärten, erhielt die öffentliche Meinung der Thal-

1) Sauche. 2) Rosenwasser. 3) Mit langgepannten Strängen, was für besonders vornehm gilt. 4) Ueberkommen, bekommen.

schaft durch ein wirkliches Ereigniß nach einer andern Richtung hin neues Material.

Der „erst' Ma“ in der Gemeinde, der Beherrscher der Zmühl, erkrankte so gefährlich, daß man bald an seinem Aufkommen verzweifeln mußte. Der Rüstige, all sein Lebenslang Kerngesund hatte sich auf der Gemüßjagd eine Erkältung zugezogen, aus der er sich aber nicht viel machte. Sein Anneli drang zwar darauf, daß er die Sach' besser abwarte, insonderheit bei dem unbeständigen Frühlingswetter, das zwischen Wärme und Frost so häufig und jäh wechselte. Er meinte aber, er hätte jetzt keine Zeit zum Kranksein, und wies den Vorschlag, einen Arzt zu beschicken, brummig zurück. Es schien auch wirklich, das Unwohlsein des Bauers sei wieder verschwunden, und es wäre auch wohl so geschehen, wenn nur der Patient, wie die Bäurin wollte, noch ein paar Tage lang die Stube gehütet hätte. Aber er mußte hinaus, er mußte, maßen das „ewig' Sumpfloch“ drunten am Fluß, die Haardtmatte, jetzt einmal „in Ord'nig g'stellt“ werden sollt'. Er leitete aller diplomatischen Opposition seiner Ehehälfte ungeachtet die dort angeordneten Drainirarbeiten, und die Folge davon war ein Rückfall, der sich sofort zu einer heftigen Lungenentzündung gestaltete. Die Bäurin ließ hinter dem Rücken des Kranken, der auch jetzt noch von dem „Ap' thekerzüg“ nichts wissen wollte, eilends einen Arzt von Meyringen heraufholen; aber es war zu spät. Der Doctor konnte erst am folgenden Tag kommen, und er traf den Kranken bereits in einem Delirium, welches nur das Vorpiel des Todeskampfes war.

Bevor dieser eintrat, kam der Kranke noch einmal zu klarer Besinnung. Er sah seine Töchter an, die seit vielen Stunden nicht von seinem Bette gewichen waren, und sagte: Kinder, ich merk', mit mir ist's Matthäi am letzten. Nu, nu, briegget gäng nit so schüli! Sterben muß nummeeinisch



Jeder. Bleibet brav, wie bisher, und machet dem Müetti Freud', wie ihr mir g'machet habt. Und loset, Kosi und Breli, i säg', der erst Bub', den eine von euch überkommt, der soll ein rechtschaffener Bauer werden und soll auf der Zwihl hausen. Lasset d' Zwihl nit in fremde Händ' kommen! Ich müßt' mich ja sonst im Grab umbrehen.

Diese Vorstellung regte einen Gedanken in dem Sterbenden an, der ihn seit langer Zeit gequält hatte. Er blickte die verweinte Kosi forschend an und sagte dann halbleise zu seinem Anneli:

Müetti, säg', ist bei der Kosi noch immer Nüd um d' Weg?

Kosi bedeckte das Antlitz mit den Händen, wie um die Thränen wegzuwischen, in Wahrheit aber, um ein schmerzliches Erröthen zu verbergen.

Die Mutter warf über das Bett hinweg ihrer Tochter einen ängstlich bittenden Blick zu, bevor sie antwortete. Ach, die treffliche Frau fühlte jetzt in ihrem Jammer, daß es auch fromme Lügen gäbe. Warum sollte man einem Sterbenden nicht seine letzten Augenblicke versüßen? So sagte sie:

Doch, Väterli, doch!

Ist's wahr, Kosi? fragte er hastig, und sein schon umdunkeltes Auge glomm noch einmal auf.

In qualvoller Verlegenheit beugte sich Kosi zu ihm herab. Er nahm ihr Schweigen für eine verschämte Bejahung seiner Frage, legte seine Hände auf ihr Haupt und segnete sie. So that er auch mit Breneli, und dann sagte er zu seiner Frau, indem er ihr die Hand hinbot: Anneli, was meinst, wir hei doch glückli mitsämme g'lebt?

Als sie das unter strömenden Thränen bejahte und beschwichtigend beifügte, Gott würde so gnädig sein, sie noch länger beisammen zu lassen, versetzte er:

Nei, nei, Anneli, mit dem ist's gäng nüd. 's ist neime

do in mir inne 'ne Schrub<sup>1)</sup> losgange und will si nimme la festmache. Aber 's ist au so recht. 's ist Alles in Ordng jetzt, und der alt' Basti, euser Oberknecht, wird dir und dem Breneli an d' Hand go im G'werb — 's ist e treue Seel'. Haltet nu allzyt fest z'sämme, du, Müetti, mit den Chinde, und ihr, Chinde, mit dem Müetti. Und loset, i säg', lasset d' Zwißl nit in fremde Händ' cho, nie, nie!

Eine Stunde darauf verschied er in den Armen des herbeigeeilten Kuodi, der den wuchtigen Körper des Sterbenden in den Armen hielt, bis er ausgeathmet hatte.

Es war ein großer Leichenzug, der den todten Zwißlbauer zu Grabe geleitete. Er war wie die Tannen unserer Berge, sagte der Pfarrer in der Leichenpredigt, rauß von außen, aber innen gesund und voll Markigkeit. Ein Mann vom echten, alten Bauernschlag, der überall, soweit sein Blick reichte, das Rechte gewollt und demgemäß gehandelt hat. Er that, was er für seine Pflicht erkannt hatte, unter allen Umständen, ohne rechts oder links zu schauen, und wohl geziert uns deshalb, mit aufrichtiger Trauer zu sagen: Ein Mann ist von uns gegangen. In der ganzen Gemeinde und soweit außerhalb derselben der Kuori Leuenberger bekannt war, hätte diesem Nachruf Niemand widersprechen mögen. Eine so auf sich gestellte, spröde, im Auftreten herbe und harsche Natur, wie der Zwißlbauer gewesen, hatte freilich nicht ohne Feinde bleiben können. Bald nach seinem Hingange gestanden aber auch diese, es dürfte lange währen, bis wieder so Einer der Gemeinde Windgellen vorstünde. Er sei gäng es bizzeli und neime mehr als es bizzeli „eigenrichtig“ und „stiergründig“<sup>2)</sup> drein g'fahren, aber dabei hätt' er 's Herz auf dem rechten Fleck g'habt, sei sauber über's

1) Schraube. 2) Eigensinnig und stierköpfig.

Nierenstück g'si<sup>1)</sup>, und für d' G'meind' hätt' er 's Leben g'lassen, wenn's hätt' sein müssen. Dieser Wahrspruch des über den Zwißlbauer gehaltenen Todtengerichts charakterisirt zugleich das Wesen bäuerischen Patriotismus. Die Gemeindegemark ist die Welt des Bauers, wenigstens die des Bauers von germanischem Stamme. Sein durchaus localer Patriotismus ist noch gar nicht oder doch nur in seltenen Fällen dazu gelangt, sich zur mit dem Herzen erfaßten Vorstellung vom Staat zu erweitern. Im Gegentheil, vom Staat möchte er am liebsten gar nichts wissen, und er betrachtet ihn ziemlich unverhohlen als seinen und der Gemeinde Feind.

Der Kosi ging des Vaters Verlust sehr nahe, und die Mutter, obschon selber tief betrübt, mußte der Tochter Trost zusprechen, als diese nach dem Leichenbegängniß mit ihrem Manne von der Zwißl zum Rütli sich aufmachte. Die junge Frau hatte ihren Vater doppelt liebgehabt, seit er, ihr schwächernes Hoffen nicht nur erfüllend, sondern überbietend, den Ruodi so recht wie einen Sohn gehalten. Und jetzt, gerade jetzt, da sie Alle so freundlich und friedlich mitfammen gelebt, hatte der Vater sterben müssen! Als auf dem Wege zum Bödeli dieser Gedanke Kosi's Herz mit Bitterkeit erfüllte, ließ sie sich nicht träumen, daß bald eine Zeit kommen würde, wo sie den Todten glücklich preisen müßte, daß er hingegangen, bevor er sein Kind unglücklich gesehen.

Daheim ging die Trauernde in das an ihre Schlafkammer stoßende Hinterstübli, sich auszuweinen. In diesem kleinen Gemach, welches Ruodi mit besonderer Sorgfalt hatte ausgerüsten lassen, verwahrte die junge Frau ihre und ihres Mannes liebste Sachen. In Kasten und Kästchen hing und lag da mancherlei Werthvolles und Werthloses, Andenken

<sup>1)</sup> Er sei unbestechlich gewesen oder kein Heuchler, der unter dem Deckmantel seines Amtes seinen persönlichen Vortheil gefördert.

an frohe und trübe Stunden, Dentzeichen der Freuden- und Leidenstationen der Lebensreise. Dort auf der Kommode stand eine zierlich geschnitzte Lade, und darin verwahrte der Ruodi seine Papiere, worunter auch die Kapitalbriefe, in der Schweiz schlechtweg Briefe genannt, welche seine Frau ihm zugebracht hatte. Ueber der Lade hing hinter Glas und Rahmen Kosi's Brautkranz an der Wand, für die junge Frau immer noch eine Reliquie, welche nur die süße Erfüllung der liebsten Hoffnung ihres Lebens bezeugte. Gegenüber zog sich eine Truhe oder Sidel an der Wand hin, und darin lag das Brautkleid Kosi's, in schimmernde Leinwand sorgfältig eingeschlagen.

Auf dieser Sidel sitzend überließ sich die junge Frau ihrer Wehmuth. Was müßte aus den Frauen werden, wenn ihnen Thränen versagt wären! Man ist versucht, ihre Gabe, zu weinen, für ein wohlthätiges Ventil anzusehen, mittels dessen das reizbare weibliche Gemüth sich Luft macht, der zusammengepreßte Schmerz sich ausströmt. Dank dieser vorsorglichen Einrichtung der Natur setzt sich in der Seele der Frau nicht so leicht jener bittere Niederschlag an, welcher nur zu oft wie eine Salzkruste die Seele des Mannes überzieht.

Als Kosi sich ausgeweint und ihre Fassung wiedergewonnen hatte, fiel ihr Blick auf einen Gegenstand, der sie mit neuer Kümmeriß erfüllte. In einer Ecke des Stübchens stand eine allerliebste Wiege, die, ach, noch immer leer war. In der ersten Zeit ihrer Ehe hatte Ruodi all seinen Fleiß und Geschmac auf die Herstellung dieses Hausrathstückes verwandt und richtig die schönste Wiege zu Stande gebracht, die man je im Gebirge gesehen. Aus Stücken blüthenweißen Ahornholzes war sie zusammengefügt und mit feinem Lack überzogen. Ein zierlich geschnitzter Kranz von Alpenrosen zog sich außen herum. An der Innenseite des

Kopfstücks hatte Ruodi, der ein gewandter Zeichner war, ein Medaillonbild seiner Kosi in Reliefschnittwerk angebracht, und darunter war fein und ihr Name und das Datum ihrer Hochzeit eingegraben. Wie hatte sich der Zwißlbauer gefreut, als er die fertige Wiege gesehen! Nu, Kosi, hatte er gesagt, jetzt ist's gäng an dir, 's Kinderbettli herz'richten und z'luege, daß d' Hauptsach' dry kommt. Das Kinderbett war auch richtig bald genug in die Wiege gekommen, und recht niedlich guckten die kleinen weißen Rissen und die rosafarbene Decke daraus hervor; aber die Hauptsache war ausgeblieben.

Das Alles beschäftigte die Gedanken der jungen Frau und bemühte sie schwer. In ihrer trüben Stimmung machte sie sich einen Vorwurf daraus, daß sie den fast leidenschaftlich lebhaften Wunsch ihres Vaters, einen Enkel auf den Knien zu schaukeln, nicht erfüllt hatte.

Sie zog die Wiege aus der Ecke, und während sie in schmerzlicher Betrachtung davor stand, kam Ruodi herein. Sie versuchte den theuren Mann anzulächeln, um ihn durch den Anblick ihrer Trostlosigkeit nicht zu betrüben. Aber das Lächeln erstarb auf ihren Lippen, als sie den eigenthümlichen Blick erhaschte, welcher aus den Augen des Vatten auf die Wiege fiel, in welche er so viele zärtliche Vaterhoffnungen hineingearbeitet hatte.

Dieser unbedachte Blick ging der schönen, armen Kinderlosen wie ein Stich durch das Herz.

Oh Ruodi, stammelte sie, in Schluchzen ausbrechend, ich weiß wohl, ich —

Ruodi begriff unschwer, was seine Frau so heftig bewegte; aber da er des Zartgefühls keineswegs ermangelte, schien es ihm wohlgethan, sich unwissend zu stellen.

Was meinst, lieb's Kosi? fragte er, ihre Hand zärtlich drückend.

Oh, du weißt schon, du weißt schon! — Dem Vater selig hat's ja noch auf dem Todbett Kummer und Sorg' g'machet, und als d' Mutter, ihn z' trösten, sagte, es sei Ebbis um d' Weg' bei mir, da durst' ich ja doch nit nein sagen, damit er im Frieden sterben könnt'. Aber — oh, gelt, Ruodi, du bist mir nit böß?

Dir böß sein, arm's Wybli? Was' denkst doch auch! Mach' dir doch, ich bitt', keine so trübsinnig' Gedanken und laß dir die Sach' nit so z' Herzen gehn. Weißt, was noch nit ist, kann werden, und kommt Zeit, kommt Rath.

Will's Gott, Ruodi!

Er merkte, daß der Ton dieses Wunsches wenig hoffnungsreich klang, und fuhr fort:

Gieb dich z'frieden, Rösli, my lieb's Rösli, gieb dich z'frieden. Lueg', ich will mit dir wetten, was d' wott'st, eh' zwei Jährli um sind, liegt e hübsch Chnäbli in der Wiege da.

Jetzt konnte sie lächeln, wenn auch immer noch durch Thränen; denn, oh, wie gern nimmt ein kummervolles Weib Beschwichtigung und Trost von dem entgegen, welchen sie liebt.

Ihm und ihr schwante nicht, wie seine Prophezeiung in Erfüllung gehen sollte. In dem Hinterstübli im Rütli war zu dieser Stunde eins jener räthselhaften Worte gesprochen worden, wie sie manchem Menschengeschick bestimmenden Ereigniß lange vorangehen, aber selten beachtet, geschweige in ihrer ganzen Bedeutung gefaßt werden.

Seltzam, Rosi glaubte an die tröstliche Verheißung ihres Mannes, und doch kostete sie es von jenem Tage an eine Art Ueberwindung, die schmutze Wiege anzusehen. Der Blick, welchen er da bei seinem Hereintreten von ihr ab auf die Wiege hatte gleiten lassen, sie konnte ihn nicht vergessen. Er

blieb auf dem Grund ihres Herzens haften, schwer wie ein Bleigewicht, dessen Druck die Zeit nicht minderte, sondern nur mehrte.

## Siebentes Kapitel.

### Schwüle.

Das Leben ging in dem Hochthale von Windgellen wieder seinen altgewohnten Gang. Doch trat bald ein für die Bewohner des Rütli und mittelbar auch für die der Zwißl nicht unwichtiger Zwischenfall ein.

Unser Thal mit seinen ragenden Bergkolossen, seinem Gletscher, seinem Seespiegel, seinen bizarren Felsbildungen und seinen stäubenden Wasserfällen ist für jene Klasse von ungefederten Zweifüßlern, welche in der Zoologie unter *genus homo, species Tourist Linn.* rubricirt sind und Sommers das Berner Oberland, den Bierwaldstätter- und Genfer-See unsicher machen, noch nicht „entdeckt“. Wenigstens steht es noch nicht im Bädeler oder Tschudi oder Berlepsch. Auch nicht im Murray, und aus letzterem Umstand erklärt es sich hinlänglich, warum sich hier noch keins jener Bees-eatersgesichter, welche der darauf eingefrorene anglicanische Heuchlerdümel so widerwärtig macht, hatte sehen lassen. Wenn es wahr ist — und es ist so wahr wie nur irgend eine „brutale“ Thatsache —, daß das Touristenwesen auf den schweizerischen Volkscharakter nicht sehr moralisirend gewirkt habe und fortwährend wirke, so muß auf der andern Seite auch zugegeben werden, daßselbe habe die poetische Begabung der Schweizer, mit der es, wie Unkundige fälschlich meinen, nicht eben weit her sei, höchst bedeutend angeregt und entwickelt. Phantasie ist die Grundkraft dichterischer Thätigkeit, das steht fest. Nun wohl, Niemand wird läugnen wollen,

daß die Einbildungskraft der Schweizer bei dem löblichen Bestreben, die Gastlichkeit ihres Landes den Fremden darzulegen, zu einem wahrhaft bestaunenswerthen Reichthum an Hülfsmitteln aller Art sich entfaltet habe. Die Wirthe und andere Besitzer von Wasserfällen, Gletscheransichten, dito von Felswänden mit obligaten Echos, haben sich zu einem Virtuositenthum hinaufästhetisirt, dessen Spiel auf der G(eld-) Saite das eines Paganini unendlich weit hinter sich läßt. Und was vollends jene edle freie Kunst, die achte, anlangt, welche in dem prosaischen Lexikon der Polizei unter dem Buchstaben B eingereicht ist, so wird, wer die paradiesische Tour von Meyringen über Rosenlauri, Grindelwald, Wengernalp und Lauterbrunnen nach Interlaken oder umgekehrt ein- oder ein paarmal gemacht, nicht anstehen, zu bekennen, daß auf diesem klassischen Boden die Idee des Bettels voll und ganz und in wahrhaft bezaubernder Mannichfaltigkeit zur künstlerischen Erscheinung gekommen sei. Die Verehrer der guten alten, frommen Zeit der Romantik haben es zu beklagen, daß die Bewohner der Ost- und Nordschweiz des prosaischen Dürfhaltens sind, die achte der freien Künste gehöre nicht nothwendig zum Leben, ja, daß sie es auf dem Wege privatvereintlicher Thätigkeit in mehreren Cantonen glücklich dahin gebracht, dieselbe gänzlich abzuthun. Du kannst da in manchen Gegenden tagelang reisen, ohne auch nur einmal angefochten zu werden, woraus wieder klärllich erhellt, daß die Schweiz der Herd der Revolution ist.

Ewig sich erneuernd und unbestimmbar buntscheckig wie die Menschheit selbst ist das Gebiet der menschlichen Narrheit. Weder Sebastian Brant noch Erasmus von Rotterdam noch alle die Autoren des Anno 1575 in furchtbarem Folio gedruckten *Theatrum diabolorum* haben sich träumen lassen, daß am Ausgange des 18. Jahrhunderts eines schönen Tages der dänische Poet Baggesen an den Höllenschlund des



Händekfalls sich hinsetzen und in das betäubende Gewühl und Gedonner der stürzenden Aare hinein die Flöte blasen würde, um so seiner Naturbegeisterung Ausdruck zu verleihen. In unsern eigenen Tagen aber kam ein deutscher Freiherr auf den sublimen Einfall, in einer der trostlosesten Lüneburgerfläcken, wo seine Güter lagen, in der unmittelbaren Nähe einer großen norddeutschen Haupt- und Residenzstadt, sich eine kleine Schweiz anzulegen.

Wunderlicher Zusammenhang der menschlichen Dinge! Der Umstand, daß ein norddeutscher Junker, der mit viel Narrheit und viel Geld behaftet war, auf die Idee verfiel, in einer Art Raritätenkabinet müßte sich's hübsch wohnen lassen, sollte zerstörungsmächtig in das Leben der schönen armen Rosi Zurflüh eingreifen.

In seiner Art ein Mann von Thätigkeitstrieb und Energie, ruhte der Freiherr von der Schnarrbiß nicht, bis er mittels Aufwandes von viel Zeit und Geld das zu Stande gebracht hatte, was er seine Berge und seinen See nannte; erstere zwei Erdaufwürfe, die sich aus dem bräunlichen Sandboden der Baronie Schnarrbiß erhoben wie die zwei Höcker auf dem Rücken eines Kameels, letzterer ein schwarzgrüner Tümpel, welcher einer in denselben versetzten unglücklichen Bergforelle wie ein dante'scher Inferno hätte vorkommen müssen. Ein ganzer Steinbruch wurde geleert, um diese „Schweiz“ mit der gehörigen Anzahl von Felspartieen auszustaffiren. Die Kiefern gaben ein leidliches Surrogat für Urven ab, und mittels eines starken Verbrauches von flüssiger Delfarbe wurden schwarze Geißböcke in Steinhöcke und grauweiße Ziegen in Gemsen umgeschaffen. An Adlern ist bekanntlich in den Gegenden, wo der von der Schnarrbiß nach Kräften Patriarchalismus trieb, durchaus kein Mangel; auch lassen sich diese edlen Vögel dort so leicht fangen und zähmen, daß schier jeder anständige Mensch vom

Militär und Civil einen mit sich herumträgt. Dagegen hatte der Freiherr mit der Erstellung von Wasserfällen eine Noth, die, ganz entgegen dem Sprichwort, kein Eisen und kein Silber zu brechen vermochte. Ein mißführender Freund rieth unserem Liebhaber der Alpennatur, mit der Intendanz der Oper einen Miethcontract abzuschließen, um zeitweilig die bekannten Cascaden aus dem Freischütz und anderen Opern, Decorateur und Maschinisten inbegriffen, auf sein Gut zu übersiedeln. Allein Herr von der Schnarrbiß wies diesen Vorschlag mit geziemender Entrüstung zurück. Er bildete sich nämlich ein, zu der bekannten kleinen, aber großmächtigen Partei zu gehören, welche so viel von „organischer Entwicklung“, von „naturwüchsigem Leben in Staat und Kirche“ redete und verlangte, daß jeder Polizeidiener, bevor er eine recht fastige Brutalität zur Ausführung brächte, sich mit Weihwasser wüsche. Kein Wunder also, daß unser Freiherr in seinem „Gebirge“ nur naturwüchsiges, organisch fallendes Wasser haben wollte. Wenn er des Reichenbachs, des Gießbachs, der Bissevache, des Rheinfalls, der Reuß- und Aarefälle gedachte, begann der fünfzigjährige Knabe — Viele meinten, er sei weitaus ein sechzigjähriger — unbändig zu schwärmen. Alle die genannten Wasserfälle rauschten, während er schlief, mit Donnergetöse in seinen Ohren und gingen ihm während des Wachens unaufhörlich im Kopfe herum. Da war er denn nahe daran, das zu werden, für was ihn die unermessliche Mehrheit seiner Bekannten schon längst hielt. Es verbreitete sich das Gerücht, der edle Freiherr sitze stundenlang in seinem halbbausgebauten, zwischen der „Jungfrau“ und dem „Schreckhorn“ — die beschriebenen beiden Kameelhöcker — gelegenen Schweizerhause, starre melancholisch auf seinen „See“ hinab, fahre dann oft wie rasend auf und schreie, als ob er vor Durst lechzte: Wasser! Wasser! Die Baronie Schnarrbiß für einen organischen

Wasserfall! Unter so bewandten Umständen war es ganz in der Ordnung, daß aus dem hintersten Pommern, wo dem kinderlosen Hagestolz zwei Nissen saßen, deren Grundbesitz gerade so kurz wie ihr Stammbaum lang war, die Anfrage bei den Behörden einlangte, ob es nicht im Interesse der geheiligten Sache von Thron und Altar wäre, den theuren Oheim für wahnsinnig zu erklären oder wenigstens vorläufig unter Curatel zu stellen. Es heißt aber bekanntlich in jenen gesegneten Gegenden: „Wir leben in einem freien Lande“ — und in der einem „Stück beschriebenen Papiers“ (alias Verfassungsurkunde) voranstehenden Erklärung der Herrenrechte und der Volkspflichten lautet ein Paragraph ausdrücklich: „Jeder, der Geld hat, ist berechtigt, ein Privatnarr zu sein, falls er nur im Uebrigen ein loyaler Unterthan ist.“ Man überließ also den von der Schnarrbiß ungestört seiner Wasserjucht, deren Nichtbefriedigung dem guten Manne ums Haar seine ganze Alpenschöpfung verleidet hätte. Seine Lust daran kehrte jedoch zurück, als das Schweizerhaus, genau im Stil der stattlichen Gehöfte im Emmen- oder Haslithal aufgeführt, fertig dastand.

Als es an die Ausrüstung und Möblirung des Innern ging, kam der Freiherr täglich aus der Stadt gefahren, um den Fortgang der Arbeiten zu beaufsichtigen. Er war dabei immer von einer jungen Dame begleitet, welche ebenfalls großes Interesse für die ganze schweizerische Anlage bezugte und nach deren Angaben vielfach verfahren wurde. Augenscheinlich übte diese junge Dame einen bedeutenden Einfluß auf den Gebieter der Schnarrbiß, in dessen Hause sie seit einiger Zeit unter dem Titel einer Vorleserin lebte. Ein gewisses romantisches Halbdunkel umgab ihre hübsche Persönlichkeit. Der Freiherr, hieß es, habe sie von einer seiner Reisen mit heimgebracht. Andere wollten mit Bestimmtheit wissen, sie sei eine natürliche Tochter des „alten

Narren“, die er jetzt zu sich genommen. Dritte glaubten sich zu erinnern, die junge Dame in der vorhergehenden Saison unter dem Balletcorps, Vierte, sie anderswo in noch weniger tugendhaften Umgebungen gesehen zu haben. Hausfreunde des Freiherrn waren des Dafürhaltens, die Mamsell Vorleserin vereinige die Manieren einer Lorette aufs glücklichste mit der Sprache einer Soubrette zweiten Ranges, im Uebrigen sei sie ein allerliebsteß Persöchen von der niedlichsten „Berve“.

Wie dem sei, der von der Schnarrbiz wollte seine schweizerische Schöpfung bis ins kleinste Detail hinein vollendet haben. Aus diesem Grunde reifte er sehr frühzeitig im Sommer nach der Schweiz, um an Ort und Stelle alle nur immer möglichen raren Sachen von nationalem Geschmack einzukaufen. Zu Mehringen im Gasthaus zum wilden Mann sah er in dem großen Glasschrant, welcher im Speisesaal steht und jeder Zeit eine reiche Sammlung von Holzschneidwerken aufzeigt, mit Bewunderung eine Gruppe von Gemsen, eine Arbeit, welche Ruodi Zurflüh im letzten Winter zu Stande gebracht. Er kaufte sie sogleich und erkundigte sich mit Antheil nach dem trefflichen Holzschneider, von welchem er, wie es schien, schon gehört haben mußte. Am folgenden Tage machte er sich nach dem Thale von Windgellen auf den Weg. Seine Erscheinung im blauen Fuchs war ein Ereigniß, denn das Thal ist, wie schon erwähnt worden, für Touristen noch nicht entdeckt.

Nachdem er das Gemüth der Wirthin durch hier oben unerhörte und unerhörbare Wünsche in Betreff des von ihm bestellten Essens in den Zustand gelinder Verzweiflung versetzt hatte, ließ er sich zum Rütli führen, stellte, im Bödli angelangt, eine unliebsame Vergleichung an zwischen dem dortigen See und seinem daheim, den Umstand erwünschend, daß der erstere nicht transportabel war. Die

Kosi, welche er in dem Gärtchen vor dem Hause traf, brachte er als Mann von Welt durch das sehr herablassende Compliment zum Erröthen und Lächeln, welches er der jungen Frau über ihre „merkwürdig feine Taille“ und ihre „exquisit schönen“ Augen machte. Er besichtigte dann die Schnitzarbeiten, welche der Kuodi gerade vorrätzig hatte, und kaufte sie sammt und sonders, ohne viel zu markten. Hierauf lud er gar den „Herrn Künstler“ ein, im blauen Fuchs mit ihm zu speisen, beifügend, er hätte ein wichtiges Geschäft mit ihm zu besprechen. Natürlich wurde diese „Ehre“ angenommen, und Kosi holte, voll Freude über die Anerkennung, welche ihrem Manne widerfuhr, seinen Sonntagserock herbei.

Erst gegen Abend zu kam Kuodi zurück, begleitet von einem Diener in Livree, welcher die eingekauften Sachen in den blauen Fuchs abholte. Als er fort war, sagte Kuodi in freudiger Erregung zu seiner Frau:

Denk' dir, Kosi, der fremd' Herr — und ein großer Herr muß er sein, denn er hat außer dem Bedienten, den du vorhin gesehen, noch einen zweiten bei sich, der einen schwarzen Frack anhat, als wär' er gäng selber ein Herr — ja, der fremd' Herr hat mit ein Geschäft angetragen, das gäng viel Geld einbringen muß. Er hat sich draußen in Düttschland, in seinem Heime, ein Schwyzerhus gebaut, gäng ein recht's Schwyzerhus, und drin ist, sagt er, ein Saal, und den möcht' er nummeeinisch mit allerhand Schnitzwerk gar reich und schön ausgeziert haben. Den Saal soll ich ihm machen, so wie ich's für recht und gattig fänd'. Er müßt' ganz schweizerisch sein, sagt er. Derhalb soll ich mit ihm ins Düttschland und soll unter unsern besten Holzschneidern hier herum zwei oder drei Gehülfsen auslesen, ganz, wie ich's für gut fänd', und die sollten auch mit. In einem halben Jährli oder so wär' die Sach' g'machet, so

viel konnt' ich aus seinen Reden schon abnehmen. Bezahlen will er gäng Alles so splendid, daß ich z'erst glaubte, er spaße nur. Doch er blieb dabei und will zu meiner Sicherheit gäng Alles schriftli mache. Aber ich müßt' mich schnell entschließen, denn 's pressirt dem Ma gar schüli, und müßt' ihn schon nach drei Tagen z' Bern im Bernerhof treffen, um von da mit ihm über Basel ins Düttschland z' reisen. Was meinst, Kosi?

Die junge Frau war überrascht und schwieg eine Weile nachdenklich. Sie merkte wohl, daß Ruodi höchlich für das ihm gemachte Anerbieten eingenommen sei, welches seinem Künstlerbewußtsein — er besaß wirklich ein solches — und seinem Erwerbssinn gleichermaßen schmeichelte. Was den letztern betraf, so genügt es, zu sagen, daß Ruodi ein Schweizer war. Ja, auch Kosi ihrerseits war hinlänglich Schweizerin, um die in Aussicht gestellten Vortheile des Unternehmens nach Gebühr zu würdigen. Aber — aber — ihr Ruodi sollte von ihr fort? Für ein ganzes halbes Jahr und vielleicht noch für länger? Kosi's Erwerbssinn verhielt sich zu ihrer Liebe wie eins zu hundert, zu tausend. Aber ihr Mann freute sich offenbar ganz außerordentlich über den ihm gemachten Vorschlag. Konnte er sie so leicht verlassen? Für ein halbes Jahr und vielleicht für noch länger? Nein, leicht würde ihm das nicht: sie glaubte, sie wußte es. Und doch wollte er gehen? Kosi hatte das Geistigere, das Künstlerische in Ruodi's Wesen von Anfang an instinktmäßig herausgefunden, und so fühlte sie auch jetzt gar wohl, wie lochend für ihn eine noch dazu so gewinnreiche Gelegenheit sein müßte, seine Kunst einmal in ihrem ganzen Umfange zu zeigen. Und doch wollte sich mit alledem ein geheimes Bangen, welches die junge Frau vor dieser Reise „ins Düttschland“ empfand, nicht beschwichtigen

lassen. So, zwischen Für und Wider schwankend, setzte sie der Frage ihres Mannes diese entgegen:

Und du könntest nur so von mir fortgehen, Ruodi?

Ja so, Kössli? Lueg', an das hab' ich, by Gott, gar nicht gedacht! versetzte er aufrichtig, denn in der Frage Kosi's lag ein Ton, der ihm das Herz bewegte. Und er hatte auch wirklich nicht daran gedacht oder wenigstens die Vorstellung einer zeitweiligen Trennung von seiner Frau nicht weiter in Erwägung genommen. Es rollten in seinem Blute einige Theilchen Künstlereielleit, ja, ja, und auch etliche Theilchen Künstlerleichtsinn, wenigstens zu Zeiten. Jenen wie diesen hatte es bislang an Anregung gefehlt. Nun eine solche erfolgt war, rührten sie sich.

Der Erzähler dieser Geschichte aus den Bergen hat einen erfahrenen und daher etwas schwarzichtigen Menschenkenner zum Freunde, welcher zu sagen pflegt, alle menschliche Tugend reducire sich, genau angesehen, auf Mangel an Veranlassung und Gelegenheit zum Sündigen. Das ist, so ohne Einschränkung hingestellt, wohl mehr pessimistisch als wahr; aber auf die Durchschnittszahl der Menschen dürfte es doch so ziemlich passen.

Weißt du was, Kosi? fuhr Ruodi fort. Es wird sich gäng wohl machen lassen, daß du mit mir gehst. Denk' nur, wie wir da mitsammen die Welt sehen könnten.

Nein, nein, Ruodi, das geht nit. Man kann Haus und Heime nit nur so stehen lassen, und was sollt' ich da draußen im Dütschland thun? Ich weiß auch gar nit, wie man leben kann, wo's keine Berg' giebt.

Ja, ohne Heimweh wird's gäng auch bei mir nit abgehen, aber ich hätt' g'wiß noch mehr Heimweh nach dir als nach eufere Berg'. Doch die ganz' Sach' währt ja nit

lang, und lueg', 's wird gäng ein grüskli groß Sümmlli einbringen.

Aber los', Ruodi, hast ja ohne das dein gut's Auskommen. Weißt, die Brief' in der Lad' im Hinterstübli sind noch alle da und sind sogar zwei neue dazu gekommen, und von der Zwihl muß uns ja zu seiner Zeit — die aber noch ferne, ferne sein mag! — auch ein schöner Antheil zufallen. Oh, wir haben, Gott sei Dank, was wir brauchen, und noch mehr, viel mehr; ebbis anders wär's freilich, wenn wir —

Sie brach erschrocken ab und verschluckte den Schluß, um ihren Mann nicht zu betrüben. In seiner Stimmung lag es aber heute nicht, den heikeln Punkt unberührt zu lassen.

Wenn wir Kinder hätten, willst du sagen, lieb's Köskli? Jetzt lueg', das ist's gäng grad'! 's ist nummeeinisch noch nit aller Tag' Abend, noch lang nit. Weißt, dein' Mutter hat dich auch erst vier Jahr' nach ihrer Hochzeit zur Welt bracht als ihr erstes Kind.

Ja, das ist wahr, Ruodi, das ist wahr, und sie tröstet mich drum auch allfort.

Siehst du, lieb's Wybli, siehst du? Nur Geduld, nur Geduld! Ich bin g'wiß, daß ich 's Wiegli nit umsonst g'machet hab', und daß du mir nit eins und zwei, aber ein voll's Halbdutzend Kinder schenken wirst, Chnabe und Chinde, und wenn sie nur halb so schön und gut sind wie mein' Kosi, so werd' ich der glücklichst' Vater sein centum, und wenn sie dann da sind, so wird ihr Muetli gäng auch froh sein, daß ihr Vater beizeiten drauf aus ist g'si, z' sorgen, daß für die liebe Dingli ein hübsch Vermögeli vorhanden sei.

Der Schlaufopf! Aber seine Schlaueheit kam aus dem Herzen, und gerade deshalb wirkte sie so überzeugend auf Kosi, daß diese ihren Widerstand aufgab. Sie verlangte



nur noch, daß Ruodi in Betreff seines Vorhabens die Mutter um Rath fragen sollte, und dazu war er ganz willig, weil er zum Voraus wußte, daß die lebenskluge Zwißlbäurin, welche rüstig und umsichtig nicht nur auf die Erhaltung, sondern auch auf die Mehrung der Erbschaft ihrer Töchter bedacht war, seine Beweggründe, den Vorschlag des fremden Herrn anzunehmen, billigen würde.

Das geschah denn auch, wiewohl so ganz erst dann, als Ruodi seiner Schwiegermutter den schriftlichen Vertrag vorlegen konnte, welchen er im Laufe des folgenden Tages im blauen Fuchs mit dem fremden Herrn vereinbart hatte. Nein, so 'nen Vortheil, so 'ne gattig's G'schäftli dürfe man sich nicht entgehen lassen — poß Tusig, nein! meinte die Zwißlbäurin, 's wär' 'ne Sünd', ahso grad' ne' Sünd'. Der Ruodi soll gäng in Gottesnamen mit dem fürnehmen Herrn, der: d' Wirthin im blauen Fuchs von wegen sei'm Essen so schüli drangsalirt habe — nit drum, die Wirthin syg auch keine von denen, die wüßten, was kochen heiße — ins Düttschland gehen. Was syg es auch, wenn e Ma numme-einisch für e halb's Jährli von Heime fort wär'? Mit der Red' werth! Das syg auch schon vorkommen in der Familie. Da syg der Tochtermann von ihrer Schwester Schwager drüben in Grindelwald; der hätt' eines Erb's wegen vor ein paar Jährli weit, weit hintere ins Rußland müssen und syg doch wiederkommen. Und heutig's Tag's ging's ja auf den Posten und Eisenbahnen — sie hätt' zwar noch kei so Ding selber g'seh, aber der Herr Pfarrer syg scho druf g'fahre — ja, da ging's wie g'floge. Und was vollends 's Brieffchicken angeh', da hätten sie ja gäng jetzt auch drunten in Meyringen so 'nen Tregelaff oder wie neime die Dinger g'heiße syge, usg'richt't; da häng' ma d' Brief' nur so d'ra, und, wutsch, syge sie in aller Wyte. Der Ruodi solle nur fleißig schreiben; sie wolle im Uebrigen

schon Sorg' haben, daß sein jung's Fraucli derweil nit trüb-sinnig werde.

So war denn die Frage entschieden, und Ruodi ging sofort nach Hasli im Grund hinüber, wo er zwei geschickte Holzschnitzer kannte, die er sich zu Gehülffen bei seinem Unternehmen außersehen hatte. Sie gingen auf seine Vorschläge ein, und er bestellte sie auf den Abend des dritten Tags gen Bern in den Bernerhof. Heimgekehrt, machte er sich, während Kosi ihres Gatten Wäsche und Kleider in den Koffer legte und dabei jedes Stück insgeheim mit einem liebevollen Wunsch feite und weihte, ans Auswählen und Verpacken von Zeichnungen, Holzmustern und Werkzeugen. Zwei Träger schafften das Gepäc nach Meyringen hinunter, und am folgenden Morgen machte sich, vor Sonnenaufgang, der Ruodi selber auf den Weg.

Kosi war früh auf, um dem geliebten Reisenden noch den Morgenimbiß zu bereiten. Will's Gott, ist's gut Wetter! dachte sie, während sie in ihre Kleider schlüpfte; denn dem Volksglauben von Windgellen gemäß war es von übler Vorbedeutung, bei Regenwetter eine Reise anzutreten.

Ruodi schlief noch, als die junge Frau leise das Fenster öffnete, um nach dem Stande der Witterung zu sehen. Es hatte während der Nacht gewittert, und schwere Regenwolken wucherten von den Bergen tief in das Thal herein, von einem schwülen Luftzug träge hin und her geschoben. Himmel und Erde zeigten nur ein verdrießliches Grau in Grau. Ein widrig schwüler Windhauch schlug von draußen in Kosi's Gesicht, und eintönig, so zu sagen mürrisch plätscherte der Regen herab.

Ach Gott, was für ein grüßli Wetter! rief die junge Frau unwillkürlich aus.

Was hast, Kößli? fragte der inzwischen erwachte Ruodi von dem ehelichen Lager her.

Oh, Ruodi, lieb's Manni, geh heut' nicht! Weißt, 's bringt keinen Segen, bei Regenwetter ausz'reisen.

Ei, du Narrli, da müßten ja die Leut' 's Reisen ahso-grad' ganz bleiben lassen, entgegnete Ruodi, aus dem Bette springend.

Aber könntest du die Abreis' nicht verschieben, wenn auch nur auf morgen? 's Wetter könn't sich derweil ändern.

Nein, Rösli, das geht nicht. Was würd' der Herr Baron, der z' Bern auf mich und die zwei Andern wartet, denken? Ich muß allweg fort.

Bei solchem Wetter?

Freilich. 's ist widerwärtig, ja. Aber weißt, auf Regen folgt Sonnenschein. Ich darf mich nit säumen und muß tüchtig ausschreiten, wenn ich z' Mittag 's Dampfschiff z' Brienz nit verfehlen soll.

Rosi machte Licht, aber sie vermochte einen schweren Seufzer, der ihr die Brust hob, nicht zu unterdrücken. Er entging ihrem Manne nicht.

Komm, komm, Rösli, sagte, er. Du mußt dir die Sach' nit schwerer machen, als sie ist. Dent', Schätzli, wie viel Manne müßet zeitweilig von ihren Frauen fort! Bist doch gäng sonst 'ne rechte Schweizerin, hast ein kräftig G'müth. Muß ich denn in den Krieg oder in sonstige G'fahr? Bewahre! 's ist ja neime nur 'ne einfache G'schäftsreis'. Drum mach' dir und mir 's Herz nit schwer! Lueg', ich freu' mich schon jetzt unbändig auf den Tag, wo ich wieder heimkomm' zu mei'm liebe, gute Wybli.

So tröstete er sie, und Rosi bemühte sich eine Fassung zu zeigen, die sie nicht besaß. Sie konnte ein räthselhaftes Bangen, daß diese Reise für Ruodi und sie selber zum Unheil ausschlagen würde, nicht loswerden. Aber sie wollte dem theuren Manne das Herz nicht schwer machen und gab sich deshalb, als sie mitsammen frühstückten, alle Mühe,

ruhig zu erscheinen. Sie versuchte sogar über die zärtlichen Scherze zu lächeln, womit er sich und sie über den Ernst der Stunde zu täuschen strebte.

Als er zum Ausbruch bereit war, ließ sie es sich nicht nehmen, ihm bis zum Ausgange des Thals das Geleite zu geben. So gingen sie Hand in Hand durch das Regengeriesel der Morgendämmerung hin.

Da, wo der Fluß, durch eine enge Felsenklause sich drängend, in ein breiteres Thalgebiet hinabfällt, bat er sie, umzukehren, und so ging es ans Scheiden.

Mit nach der ihm Nachschauenden rückwärts gewandten Augen schritt er dann den Weg abwärts. Da rief sie laut seinen Namen, eilte ihm nach und umklammerte ihn fest mit den Armen. Sie mußte noch einmal ihr Antlitz an sein Herz legen, das jetzt noch ganz ihr gehörte. Jetzt noch? Sollte es denn je anders sein können? Sie vermochte den unwillkürlich in ihr aufgestiegenen Gedanken nicht auszudenken, und doch war ihr, als müßte sie den Geliebten mit Gewalt zurückhalten, mit der ganzen Kraft und Gewalt ihrer Liebe.

Er hatte sich zuletzt mit feuchten Augen sanft von ihr losgemacht und war gegangen. Sie wußte nicht, wie sie zum Rütli zurückgekommen. Da saß sie nun im Hinterstübli, allein mit ihrer Trübsal. Es ward ihr zu eng in ihrem Nieder, zu eng in dem Zimmer. Sie meinte, der Athem müßte ihr ausgehen vor lastender Schwüle, und sie mußte das Fenster aufreißen. Aber es war auch draußen schwül und trübe. Ihr Blick fiel auf die Wiege in der Ecke. Hätt' ich ein Kind, so wär' ich jetzt nicht so allein und verlassen, sagte sie und weinte bitterlich.

## Achstes Kapitel.

## Wetterleuchten.

Der Sommer verstrich, und der Herbst hatte droben auf den Bergen schon deutlich genug die weißen Vorboten des Winters mehr und mehr thalwärts vorrücken lassen, aber noch immer verzögerte sich Ruodi's Heimkehr. Mit dem Wechsel der Jahreszeit wurde Rosi's Sehnsucht nach dem Abwesenden wieder quälender, als sie sommerlang gewesen. Denn während der guten Zeit hatten doch allerhand Beschäftigungen im Freien willkommene Ableitung und Zerstreuung geboten. Es gehörte ein kleines „Feldg'werb“ zum Rütli, und wenn auch den Sommer über zwei von den drei Rühen, welche den Viehstand ausmachten, mit der Herde aus der Zwißl auf die Alpen gingen, so gab es doch in Haus und Feld für eine so arbeitsame Hausfrau, wie Rosi war, genug zu schaffen. So oft sie Abends mit ihrer Magd, dem Mareili, einer stillen und anhänglichen Person, ermüdet heimkam, sagte sie immer: Gottlob, schon wieder ein Tag weniger! und es braucht nicht erklärt zu werden, was sie damit meinte. Die Zwißlbäurin, obgleich die Rüstigkeit und Thätigkeit selbst, sagte zuweilen: Los', Rosi, du brauchst dir's gäng nit so sauer z' machen. Hast's ja nit nöthig. Aber die Tochter war gleich mit der Entgegnung bei der Hand, 's arbeiten thät' ihr wohl, und sie hielt' was drauf, daß ihr Ruodi, wenn er heimkäm', Haus und Heime in bester Ordnung vorfänd'.

Ruodi schrieb fleißig, recht fleißig — bis in den Herbst hinein. Er war wohllauf, und es ging ihm nach Wunsch. Seine Briefe waren Anfangs der süßeste Trost für Rosi: es war darin ganz der herzliche Ton, die ungezwungene Wärme und unerünstelte Bärtlichkeit, wie er stets zu seiner Frau gesprochen hatte. Traf es sich, daß der Postbote so

einen Brief an einem Samstag brachte, so gab es immer eine Sonntagsfreude in der Zwißl. Denn Rosi aß dann nach dem vormittäglichen Kirchgang im väterlichen Hause zu Mittag, und nach dem Essen las sie im Oberstübli den eingelangten Brief der Mutter und Schwester vor. Im October schrieb Ruodi zum ersten Male eine kürzere Epistel als bisher, und er sagte darin, seine Arbeit würde noch bis zum Neujahr, ja vielleicht bis zum Hornung oder März währen, denn der Herr Baron, welcher ihn übrigens sehr freundlich behandle, wisse immer wieder diese oder jene Erweiterung des ursprünglichen Planes in Vorschlag zu bringen. Das war freilich ein leidiger Umstand. Rosi zählte an den Fingern ab, wie viel Monate, Wochen, Tage es noch währen könnte, bis sie ihren Mann wiedersehen sollte. Es war noch lange, lange. Aber noch viel leidiger war es doch, daß die arme Frau zu fühlen glaubte, es hauche sie Etwas — sie wußte nicht was — aus dem Briefe kühl an. Mit unsäglicher Spannung sah sie dem nächsten Briefe entgegen. Es dauerte zwei volle Wochen länger als gewöhnlich, bis er eintraf. Oh, Gottlob, er ist doch nicht krank! sagte Rosi schwer athmend, als sie das Schreiben überflogen hatte. Dann las sie es genauer und las es zum dritten und vierten Male. Sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, wie um Etwas abzuwischen oder abzuwehren. War der kühle Hauch wieder da? Vielleicht stärker, anfröstelnder sogar? Was ich mir nur Wunderlich's einbilde! dachte sie. Da steht es ja: My lieb's Rosi — und da wieder und noch einmal!

Und doch — was war das nur? — fühlte sie dunkel, daß Etwas, Vieles, Alles an und in diesem Briefe, wie schon im vorhergehenden, nicht war, wie es eigentlich sein sollte. Sie konnte sich mit dem besten Willen dieses Gefühls nicht erwehren und doch auch nicht weiter darüber ins Klare kommen. Hätte sie das gekonnt, würde sie vielleicht erkannt

haben, daß zwischen den Zeilen Ruodi's ein Verschweigen zu lesen war, ein Verschweigen von bedrohlichem oder gar von schon eingetroffenem Unglück. Aber der Ruodi schien ja ganz heiter zu sein. Freilich auch in einer gewissen Unruhe und Hast. Der Brief sprang so unstät, fast zappelig von Einem zum Andern. Da eine abgebrochene Beschreibung von einer großen Militärparade, dort die nur zur Hälfte vollendete Schilderung einer Vorstellung im Opernhause, in welcher von einem „gesungenen“ und „getanzten“ Tell die Rede war. Kosi wußte nichts von Rossini, sie hatte überhaupt von einer Oper keine Vorstellung und sagte sich naiv, das müßten „apartige“ Leute sein, da draußen im Dötschland, die den Wilhelm Tell so auf dem Theater singen und herumspringen ließen. Es waren in dem Briefe noch andere Vorgänge aus dem Leben einer großen Residenzstadt beschrieben oder vielmehr angedeutet, welche sich die junge Frau nicht zurechtzulegen wußte. Soviel aber entnahm sie daraus, daß ihr Mann neuestens mehr in der Stadt verkehren mußte als draußen in der schnarrbiß'schen Schweiz, welche er ihr in seinen früheren Briefen so greifbar anschaulich und mit so viel Humor geschildert hatte, daß sie und das Breneli oft mitammen über das „Schreckhorn“ und die „Jungfrau“ und den „Brienzersee“ in der Schnarrbiß herzlich gelacht hatten, während die Zwißlbäurin über die Schnarrbiß und deren Beherrscher das Conclusum abgab: Große Herre dürfet gäng so baggäugelig sein, als es ihnen g'fällt.

Die folgenden Briefe Ruodi's hielten sich im nämlichen Ton. Wenn sich Kosi nur zu sagen gewußt hätte, warum denn eigentlich dieser hastige, fahrige Ton sie so tieftraurig machte! Ihr Mann ließ es doch an Liebesbethenerungen, an zärtlichen Worten wahrhaftig nicht fehlen. Ja — aber gerade das war es! Diese Zärtlichkeiten, diese Bethenerungen,

sie klangen doch so ganz anders als früher, so fremd, so frostig! Früher brauchte er ja seine Frau seiner Liebe gar nicht zu versichern, die verstand sich ja von selbst, und er hatte es auch nicht gethan, wenigstens nicht so, nicht so! Wenn Rosi das Theater gekannt hätte, würde sie die Bärtlichkeitsergüsse in den späteren Briefen ihres Mannes theatralisch gefunden und gemeint haben, das sei in den großen Städten so Mode. In ihrer ländlichen Einfachheit jedoch wußte sie mit den hochtrabenden Redensarten gar nichts anzufangen. Aber nein, etwas doch. Aus der unklaren Beängstigung, in welcher sie schwebte, entwickelte sich ein bitterer Zweifel, nicht gegen Ruodi, oh nein, aber gegen sie selbst. Wird er, fragte sie sich mit Schrecken, der so viele Dinge gesehen, von denen du nichts weißt und verstehst, er, der jetzt so viel mit den Herrenleuten umgegangen ist und sich, scheint's, ihre Art angeeignet hat, wird er dich noch gern haben können? Oh, ich hätt' ihn nicht gehen lassen sollen, ich hätt' ihn nicht gehen lassen sollen!

Das „Zu spät!“ ist ein Alltagswort in den Familiengeschichten so gut wie in den Staatsgeschichten, aber dort gerade von so wenig Belang wie hier. Man gedenkt seiner überall erst dann, wenn es eben zu spät ist.

Indessen da droben im Rütli schien Alles wieder gut zu werden, Alles wieder ins alte glückliche Geleise zu kommen, als zu Ende des März der Ruodi heimkehrte, volle vierzehn Tage früher, als seinem letzten Briefe zufolge Rosi ihn hatte erwarten dürfen.

Aber sie hatte ihn das Thal heraufkommen sehen, im Zwieliicht von der Hügelhalde spähend, wie sie seit Wochen allabendlich zu thun pflegte. Das Mareili drinnen am Küchenherd hörte ihre Frau draußen einen lauten Schrei ausstoßen, und als es hinausging, zu sehen, was es gäbe, sah es die Rosi schon unten am Seeufer hineilen



Wie stürmisch sie den Kommenden bewillkommt! Es war etwas rührend Wildes in ihrer Freude. So heiß hatte sie den geliebten Mann nie geküßt, nie, selbst in den Tagen und Nächten des Honigmonds nicht.

Das war ein Jubel!

In der Unschuld ihres Entzückens überfah es die Glückliche, daß Ruodi vermied, ihr in die Augen zu sehen.

Sie fand auch nichts Besonderes, nichts Störendes darin, daß er, kaum in seinem Hause angelangt, mit einer fast prahlerischen Eile und Wichtigkeit seine Reisetasche aufthat und in Gold und Silber den bedeutenden Netto-Ertrag seines glücklich abgethanen Geschäftes auf den Tisch hinzählte. Nur sollte er nicht verlangen, daß sie sich gar zu viel daraus machte. Was war ihr das Alles gegen das Eine, daß sie ihn wieder hatte? Ihren Ruodi!

Ihren Ruodi?

So glaubte sie.

Sie nahm keinen Anstoß daran, nein, sie fand es ganz in der Ordnung, daß der Heimgekehrte mit einer gewissen Hast noch an demselben Abend nach der Zwihl hinausbekehrte. Hätte sie doch in ihrer Seligkeit eher an den plötzlichen Einsturz des Glanzhorns gedacht als daran, daß in den ersten Stunden des Wiedersehens für den geliebten Mann in dem Alleinsein mit ihr etwas Drückendes, Beängstigendes liegen könnte. Sie war sogleich bereit, mit ihm zu gehen, und bis tief in die Nacht hinein saßen sie mit der Mutter und der Schwester im Oberstübli der Zwihl, dem Reiseberichte Ruodi's lauschend.

Was hatte der Mann inzwischen nicht Alles gesehen, und wie mußte er davon zu erzählen! Ma könnt's absograd drucken, meinte die gute Zwihlbäurin. 's Breneli war zwar etwas abweichender Meinung. Sie dachte: Der Ruodi ist gäng ein g'scheider Mann, aber was er da erzählt, ist doch

lang nit so schön, wie wenn der Herr Pfarrer vom Dütschland redet, wo er auf Hochschulen gewesen. Aber sie hütete sich wohlweislich, diesen Gedanken zu äußern. Der Kosi war Alles recht, und sie hing mit Aug' und Ohr an den Lippen ihres Mannes. In ihrer freudigen Aufregung nahm sie jedes Wort, das er sprach, wie ein Orakel hin, und wo sie seine vornehm thuende Redeweise nicht immer ganz verstand, so war ja nicht er, sondern nur sie daran schuld.

Ja, sie fühlte sich glücklich, endlich wieder so ganz glücklich. Alles Leid, alles Bangen war vorüber, war vergessen, für den Augenblick — nein, für eine ganze Woche.

Eine ganze Glückswochen ist aber schon viel im menschlichen Leben. Hat nicht der siebzugjährige Goethe, den man vor und nach seinem Tode mit Grund als einen der glücklichsten Menschen pries, gesagt, wenn er Alles zusammenzählte, so ergäbe sein ganzes Leben kaum die Summe von vier Wochen reinen Glückes?

Kuodi war in den Freudensturm, welcher Kosi's Seele bewegte, mit hineingerissen worden. Sehr bald jedoch mußte die arme Frau die Bemerkung machen, daß aus seinem ganzen Gebahren sie etwas so Fremdes, Kühles anhauchte, wie damals aus seinen Briefen. Sie glaubte sich zu täuschen, und oh, wie gab sie sich Mühe, sich wirklich zu täuschen! Aber es ging nicht, es ging nicht! Der wochenlange Glückstraum zerrann wie ein Regenbogen, wie der Schatten eines Regenbogens.

Sie bemerkte, daß ihr Mann, der sonst so rastlos und fröhlich Thätige, halbe und ganze Stunden lang müßig an seinem Werkisch im Erker saß, nachdenklich, träumerisch vor sich hinsehend. Wenn sie ihn ansprach, schrak er auf, heftig, fast wie zornig. Gewahrte er dann ihr Befremden, so versuchte er sie anzulächeln wie sonst. Aber, oh, dieses Lächeln, es war nicht mehr wie sonst, so gar nicht mehr wie sonst.

Es kam ihr auch vor, Ruodi sei abgemagert, und gewiß, seine früher so hellen Augen waren trübe. Er hatte auch keinen rechten Appetit.

Ruodi, fragte sie ihn liebevoll, bist du krank?

Kränk? Ich? Rosi, was fällt dir ein? Ich bin mein' Lebtag' nie krank gewesen.

Aber du magst nicht essen, bist mager und müde —

Oh, das hat gar nichts zu sagen. Die Luftveränderung und der plötzliche Wechsel der Lebensweise — weißt du? Laß nur erst noch ein paar Wochen um sein, so wird unsere Bergluft Alles wieder in Ordnung gebracht haben.

Alles? Rosi meinte, ihr Mann habe das Wort so ganz eigen betont. Was wollte er nur damit sagen?

Zweifelnd äußerte sie:

Aber los', lieb's Manni, wenn Ebbis nit in Ord'nig sein sollt', so wär' es gäng —

Ei was, Rösli! Das war ja nur so 'ne Redensart von mir. Ich bin ganz wohlauf. Aber da fällt mir ein, daß ich nach meinem Holzvorrath sehen muß, der jedenfalls einer Erneuerung bedarf.

Damit ging er rasch zur Stube hinaus und die Treppe hinunter.

Was ist denn das? fragte sich Rosi. 's ist neime, wie wenn er ungern mit mir würd' reden. 's kann ihn doch nit verzürnen, wenn er sieht, daß ich um ihn b'sorgt bin? G'wiß und sicherli ist er nicht wohlauf.

Es ließ ihr keine Ruhe, sie mußte nach einer Weile ihm nachgehen und traf ihn hinter dem Hause in dem Gaden, wo das Material seiner Kunst aufbewahrt war. Da kramte er unter den Hölzern und Brettern herum, so in Gedanken verloren, daß er seine Frau lange dastehen ließ, ohne sie anzureden. Endlich sagte er:

Mit dem Zeug da ist nicht mehr viel zu machen. 's

muß je baldier je besser neuer Vorrath beschafft werden. Ich will drum noch heut' in d' Höllenschwärz zum Strobelschäpi.

Zum Strobelschäpi? Aber du wolltest ja nichts mehr mit dem Mann zu thun haben, seit er dir vor zwei Jahren das versprochene und zur Hälfte schon vorausbezahlte Holz nicht lieferte.

Sie sprach das arglos so hin und dachte sich dabei nicht um ein Haar mehr, als sie sagte. Dennoch schien ihr Einwurf den Ruodi unangenehm zu berühren. Er warf ihr einen forschenden Seitenblick zu und entgegnete:

Das verstehst du nicht, Rosi. Ihr Weiber versteht überhaupt nichts von Geschäften. Der Strobelschäpi ist ein Bränntsludi, ein Schlußi, ja, das ist er; aber daneben hat er wie kein Zweiter centum 'nen Blick und Schick, 's best' Holz z' finden und herbeiz'schaffen. Wie gesagt, das verstehst du nicht.

Das mochte nun wohl so sein, und Rosi gab in ihrer Bescheidenheit unbedenklich zu, daß ihr Mann Recht habe. Aber so kurzweg, fast barsch hatte er bis zum heutigen Tag noch nie zu ihr gesprochen. Es traf sie hart, und sie fühlte, daß ihr die Thränen in die Augen stiegen; aber sie bezwang sich und schwieg. Sie wollte ihn nicht reizen, um keinen Preis, jetzt, da er augenscheinlich krank war. Denn wie hätte er sich sonst gegen sie so unfreundlich bezeigen können?

Er schwieg ebenfalls eine Weile, Hölzer und Bretter zwecklos von ihren Stellen rückend und dann wieder hinwerfend. Dann begann er wieder:

Ei, Rosi — ja, das hab' ich dir noch gar nicht erzählt. Denk dir, ich hab' z' Berlin auch eine Bekanntschaft von Windgellen getroffen.

Er sagte das so leichtthin, wie man von einer reinen Bagatellsache zu sprechen pflegt. Aber es war keine natür=

liche, sondern eine gemachte Leichtigkeit in seiner Stimme und Betonung.

Einen Bekannten von Windgellen? fragte Rosi mit unbefangener Neugier.

Ich sage nicht: einen Bekannten.

Was meinst?

Keinen Er, aber eine Sie.

Ja so! Aber was könnt' denn das für Eine sein?

Rath mal!

Ich rath' schon, aber ich errath's gäng nit.

Wirklich nicht?

Wahrli nein.

Ja, du wirst Augen machen, wenn ich dir sag', daß ich z' Berlin 's Schwarzelzi aus der Höllenschwäz getroffen.

Rosi machte jedoch zu dieser großen Neuigkeit gar keine besonderen Augen, sondern fragte ohne großen Antheil:

Was, Ruodi? 's Elsi, das wegg'laufen wild Chind aus der Höllenschwäz?

Eben 's Elsi. Du würdest 's aber nicht mehr erkennen. Aus dem Chind ist 'ne staatsmäßige Dam' worden.

Was du nit sagst, Ruodi! 'ne Dam'? Das hätt' man wahrli dem wilden Baggäugel nit ang'sehen. Aber wie ging denn das zu?

Ja, siehst du, 's muß ihr Anfangs da draußen im Dütschland recht knapp gegangen sein. Sie will auch davon nicht viel wissen oder wissen lassen. So viel merkt' ich, daß sie eine Zeit lang beim Theater gewesen sein muß.

Beim Theater? Unter den Komöddianten? Da hat sie gäng nit viel Guts g'sehen und g'lernt. Mit drum, sie war ja von klein auf ein leichtsinnig's Dingli. Aber ich will ihr damit kein Unrecht thun. 's hat mich oft verbarmet, daß es unter Leuten wie der Strobelschäpi und 's Strobelsbäbi aufwachsen muß'. 's kann sich gäng in der Fremde draußen

auch gebessert haben. Hat doch, mein' ich, der Herr Pfarrer mal in der Zwihl g'sagt, daß es neime auch unter dem Komödienvolk rechtschaffene Leut' gäv'.

Ja wohl, ja wohl. Du mußt dir die Komödianten bei den großen Theatern nicht vorstellen wie die, welche auf unsern Jahrmärkten herumziehen. Das sind Künstler und Künstlerinnen, Kosi, ja, Herren sind's und Damen.

Und so 'ne Dame ist 's Elsi? Drum wollte der Strobelchäpi nit sagen, was für eine, als er gäng vor'm Jahr um die Zeit mit sei'm Töchterli so schüli großthat im Dorf.

Nein, sie ist keine Theaterdam' mehr.

Was denn?

Sie ist Haushälterin bei unserem Freund, dem Herrn Baron von der Schnarrbiß.

Haushälterin? Das ist gäng g'späßig. Wie sollt' 's Elsi so 'nen Haushalt führen können?

Oh, sie hat damit nicht viel zu thun. Ihr Hauptgeschäft ist, dem Baron vorzulesen.

Vorzulesen? Kann er denn nit selber lesen?

Freilich, aber weißt, große Herren wollen's bequem haben.

Und bei dem Herrn Baron hast du 's Elsi getroffen?

Wo sonst? Sie hatte eine große Freude, wieder mal einen Landsmann zu sehen — und daß ich's nicht vergess', sie läßt dich schön grüßen.

Mich schön grüßen? Ei, als sie noch daheim war, hat sie mich ja nit ausstehen können und hat mir, obschon ich ihr mit Wissen nie ebbis z'leid that, mit ihrem losen Mundstück manchen Schlötterlig<sup>1)</sup> a'g'hängt.

Ja, sie hat mich daran erinnert und, indem sie hellauf lachte, gesagt, es sei aus purer Eifersucht geschehen.

1) Schimpf, üble Nachrede.

Aus Eifersucht? Das Ding war ja noch ein Kind. Das ist wirkli zum Lachen. — Aber los', Ruodi, der Herr Baron hat doch eine Frau?

Nein, er hat nie eine gehabt.

Er hat keine Frau und lebt mit so 'nem jungen Meitschi im Haus? Pfüdi!

Oh, jetzt thust du dem Baron und dem Elsi Unrecht! Er ist ja so alt, daß er ihr Großvater sein könnt'.

Wie eifrig er das sagte! Viel zu eifrig, als daß Kosi der Sache nicht größere Beachtung als bisher hätte schenken sollen.

Sie schaute verwundert auf und nach ihrem Gatten hin. Aber der war, von ihr abgewendet, wieder in seinem zwecklosen Herumkramen begriffen.

's ist neime wunderli! dachte sie mehr nur laut, als sie es sagte oder sagen wollte.

Was?

Daß du mir nie von dem Elsi geschrieben.

Ei, was denkst? Das schien mir gäng zum Schreiben gar nicht wichtig genug.

Er stockte und setzte nach einer Weile, in ein gezwungenes Lachen ausbrechend, hinzu: Am End' bist gar jetzt du eifersüchtig, Kosi? Aber komm', sei kein Märkli! Gieb mir's Besperbrot, 's ist Zeit dazu, und ich will dir zeigen, daß ich essen mag. Hernach muß ich in d' Höllenschwärz.

## Neuntes Kapitel.

### Ein Dennerschlag.

Der Frühling kam und berging den Bewohnern des Rütli in leidlichem Frieden. Aber ein Liebesfrühling war

es nicht mehr. Es stand Etwas zwischen Kosi und ihrem Gatten, Etwas, das kalt und hart war wie eine eiserne Wand. Sie fühlte es wohl, und in mancher schlummerlosen Nacht setzte sie sich neben dem Ruodi im Bette auf, ängstlich laufschend, wann er sich im Schlafe unruhig hin und her warf, wie von schweren Träumen gequält. Er hat eine Last auf dem Herzen, dachte sie dann, eine schwere Last. Oh, wenn er sie mir nur offenbaren wollte; ich würde sie ja gern mit ihm tragen, für ihn!

Doch der Ruodi schwieg. Er war überhaupt sehr schweigsam geworden, zerstreut, mitunter sogar launisch. Manchmal überkam ihn die alte Arbeitslust wieder, und er konnte dann tagelang an seinem Werkische sitzen, wie hingebannt. Mit solcher fieberhaften Thätigkeit wechselte ein Müßiggang, der ihn jede Veranlassung, vom Hause abwesend zu sein, mit Begierde ergreifen ließ. Manchen Tag streifte er mit seiner Büchse in den Bergen, aber er brachte nur selten eine Jagdbeute heim. Abends saß er auch viel im blauen Fuchs, was früher kaum ein paar Mal im Jahre vorgekommen, und da war der alte Strobelhäpi sein beständiger Gesellschafter. Die Glossen, welche man über den letztern Umstand im Dorfe machte, waren jedenfalls keine schmeichelhaften. Einmal kam er erst nach Mitternacht heim. Kosi war aufgeblieben, ihn zu erwarten, und wie erschrak sie nun über den stieren Glanz seiner Augen, über sein faunisches Lachen! Sie verging fast vor Scham und Jammer, als sie die widerlichen Liebkosungen eines Berauschten abwehren mußte.

Und dennoch hoffte sie noch, hoffte auf die Wiederkehr früherer, glücklicher Tage. Sie betrachtete und behandelte ihren Mann wie einen Kranken. Mittels Geduld, Sanftmuth, Güte würde es ihr, redete sie sich ein, vielleicht doch gelingen, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen und zu ihr.



Vielleicht! Wort voll Täuschung und doch voll Trost! Wenn die Menschen das „vielleicht“ nicht hätten, würden sie sich über den zahllosen häßlichen „aber“ auf ihrem Lebenswege den Hals brechen; bevor sie zwanzig Jahre alt sind.

Mit ängstlicher Sorgfalt suchte die arme junge Frau vor aller Welt, besonders aber vor der Mutter und Schwester zu verbergen, was aus ihrem häuslichen Glücke geworden. Das konnte jedoch nicht ganz gelingen. Aber wenn die Mutter sie ins Gebet nahm oder wenn 's Breneli, die ihrer Schwester von ganzer Seele zugethan war, verfänglich-mitleidige Fragen an sie richtete, nahm sie doppelt sich zusammen und suchte wohl gar die von Jenen geäußerten Besorgnisse in Scherz zu verkehren. Wie ihr dabei zu Muthe war, sie hätte es nicht verrathen mögen, nicht um die Welt! Selbst der Mutter und Schwester nicht. Diese sollten ihren Ruodi liebhaben wie bis dahin, denn sie selbst liebte ihn ja immer noch.

Ein wahrhaft liebendes Weib vermag Alles, wenn auch nicht über Andere, so doch über sich selbst. Aber der Liebe Lebensodem ist die Achtung. Mit unendlicher Seelenqual fühlte Rosi manchmal, daß dieser Odem in ihrer Brust schwächer und immer schwächer wurde. Wenn er eines Tages ganz ausginge? Oh, dann müßte Alles dahin und vorbei sein!

Eines Vormittags kam die Zwißlbäurin zum Rütli herab. Sie war gestern drüben auf einem Hof gewesen, welcher zur Gemeinde Hasli im Grund gehörte. Es hauf'te dort eine Tochter ihres verstorbenen Bruders. Sie war die Gotte<sup>1)</sup> der jungen Bäurin, welcher gestern das siebente Kind getauft worden. Dabei hatte die Gotte-Bas' natürlich nicht fehlen dürfen.

Die Mutter grüßte ihre unten in der Küche beschäftigte

<sup>1)</sup> Pathin.

Tochter nur flüchtig, fragte dem Ruodi nach und stieg, als sie erfahren, daß er oben sei, die Treppe hinan.

Was hat denn nur die Mutter? fragte sich Kosi. Sie hat mir ja gar nichts von der gestrigen Taufe erzählt und macht ein so schüli ernst G'sicht.

Sie überwand sich, nicht hinaufzugehen, obgleich eine geheime Besorgniß bei dem um diese Tageszeit ganz ungewohnten Erscheinen der Mutter sie angewandelt hatte. Zuletzt brannte ihr aber der Boden so unter den Füßen, daß sie doch hinaufgehen mußte.

Als sie mit möglichst unbefangener Miene in die Stube trat, brachen die Mutter und der Ruodi das Gespräch, welches sie mitsammen geführt, plötzlich ab und ganz unerkennbar in jener Weise, welche deutlich genug verräth, daß man eine dritte Person nicht wissen lassen will, um was es sich handelt.

Kosi konnte das leicht merken. Sie machte sich einige Augenblicke an einem Schrank zu schaffen und wollte dann wieder hinausgehen. Da brach aber auch die Mutter auf und sagte, der Ruodi sollte sie eine Strecke zur Zwihl hinauf begleiten. Sie hätte ihn um einen Rath zu fragen. Derweil könnte 's Kosi 's Zmbißessen vollends rüsten.

Das Essen stand auf dem Tisch, als er zurückkam. Aber er schlang nur hastig einige Bissen hinunter. Er war augenscheinlich sehr aufgereggt, fing bunt über Eß von Allerlei zu reden an, brach dann schnell wieder ab und versank in ein finstereß Brüten.

Ruodi, was hast? fragte Kosi, als das Mareili hinausgegangen war.

Was werd' ich haben? Nichts, gar Nichts! Aber ich hab' vergessen, dir zu sagen, daß ich heut' noch, jetzt gleich nach Hasli im Grund 'nüber muß.

Und aufstehend murmelte er zwischen den Zähnen:

Der Hundskezer, der! Aber ich will dem Fluch 's Mul scho stopfe, ich!

Was meinte er nur damit? Das war ja gar nicht die gewählte, „herrenmäßige“ Redeweise, in welcher sich, wie die Leute von Windgellen spöttelten, der Ruodi so gefiel, seit er „draußen im Düttschland“ gewesen.

Rosi wagte keine weitere Frage. Er hätte ihr ja doch kaum eine Antwort gegeben, so hastete er sich mit dem Anziehen und Fortgehen. Gegen Abend drängte es sie nach der Zwihl: die Mutter mußte ja doch gewiß Etwas von der wunderlichen Sach' wissen. Aber die Zwihlbäurin war heute die diplomatische Zurückhaltung selbst, wollte Rosi's Anspielungen gar nicht verstehen, und als diese mit deutlicheren Fragen herausrückte, sagte sie: Was wird's Groß's sein? Man kann neime nit nach allen Nucken schlagen, Rosi, weißt? Der Büsi-Melcher z' Hasli im Grund, der Holzschneider, der mit dem Ruodi im Düttschland g'si ist, hat gäng den Leuten allerhand vorpapperet<sup>1)</sup>. 's ist dumm's Züg!

Aber, Muetti —

Oh, ich hab' gar nit druf g'loset, Rosi. Mach's du gäng auch so, wenn d' ebbe Ebbis hören solltest. Aber du wirfst neime Müd hören. Der Ruodi wird, denk' mir, dem Schluß scho 's Mul stopfe.

Verzeihlicher Weise wollte sich Rosi damit nicht zufrieden geben. Aber die Zwihlbäurin wurde gerade in den Stall gerufen, wo eine Kuh im Begriffe war, den Viehstand der Zwihl zu vermehren, und dieses idyllische Ereigniß entzog sie den besorgnißvollen Fragen ihrer Tochter.

Der Ruodi kam erst spät in der Nacht heim, roch stark nach Wein und bot seiner Frau mit so schwerer Zunge gute

<sup>1)</sup> Vorgeplaudert.

Nacht, daß sie gerne darauf verzichtete, ihn zu fragen, warum er denn nach Hasli im Grund hinübergemußt.

Von jetzt an zog sich die arme junge Frau mehr und mehr in sich zurück. Sie mochte nicht fragen, sie mochte nicht klagen. Sanft und still trug sie ihre Last. Die Rosen auf ihren Wangen blaßten mehr und mehr, und ihr Gang verlor die Schnellkraft. Sie verbarg ihren Kummer vor den Menschen, sie hätte ihn gern vor sich selbst verborgen. Nur dachte sie oft: Oh, wie gut ist's, daß der Vater gestorben. Er hätte das Alles nicht so mit ansehen können. Unter die Leute zu gehen vermied sie, wo sie nur immer konnte, und je mehr ihr so traurig verwandelter Gatte von Hause fortstrebte, um so eingezogener hielt sie sich, fast klösterlich. Sie meinte — und nicht ohne Grund —, die Leute müßten's ihr ansehen, daß das Glück nicht mehr im Nütli daheim, und das drückte sie schwer, so schwer, daß sie dadurch manchmal auf die selbstquälerische Vorstellung kam, am Ende sei nur sie daran schuld, daß das Glück nicht geblieben: sie habe es nicht zu fesseln verstanden. Wahrhaft reine und edle Gemüther wissen ja nichts von jener wohlfeilen Selbstgerechtigkeit, zu welcher sich unlautere und selbstsüchtige so gern hinaufheucheln, und kommen unschwer dazu, sich als Fehlende anzuklagen, wo sie nur Opfer sind.

Ließ sich die Zwißlbäurin durch das heitere oder wenigstens ruhige Gesicht, welches ihr, wenn sie ins Nütli kam, die Tochter zu zeigen sich bemühte, wirklich täuschen, oder that sie nur so? Jedenfalls war sie eine von jenen Naturen, welche die Sachen gern an sich herankommen lassen und dann erst klug und resolut einzugreifen lieben. Wenn sie daher merkte, wie es eigentlich zwischen der Tochter und dem Tochtermann stand, so mochte sie es noch nicht für an der Zeit halten, zu interveniren, und ließ demnach die Sachen vorderhand ihren Gang gehen. 's Breneli seinerseits war

nicht so diplomatisch. Das Mädchen verrieth dem Schwager, welchen sie zu hassen oder zu verachten begann, deutlich, wie sehr es sein Thun und Treiben mißbilligte. Einmal traf sie den Strobelschäpi im Rütli, welcher jetzt, zu Rosi's Qual, nicht selten dahin kam und Allerhand mit dem Hausherrn zu verhandeln hatte, geheim und offen. 's Breneli rümpfte ihr hübsches Näskli und sagte laut genug, daß der Chäpi und der Ruodi im Erker es hören mußten, zu der Schwester: Pfüdi, der Bränntsludi! Rosi, geh doch und hol' d' Räucherpfann'. 's ist gäng schüli nöthig, daß man da mit Essig und Wachholder räuchert.

Der Ruodi kam aus dem Erker in die Stube herein und bemühte sich, seine Schwägerin zornig anzusehen. Es wollte aber nicht recht gelingen. Er war unruhig und fahrig, und 's Breneli meinte nachher, er sei 'gäng ganz „ver-datteret“<sup>1)</sup> gewesen. Er zeigte seiner Frau an, daß er nach Mehringen hinab mußte, in „Geschäften“ — er hatte jetzt immer solche Geschäfte bei der Hand —, und wahrscheinlich erst morgen Abend heimkehren würde. Bald darauf ging er mit dem Strobelschäpi fort.

Der folgende Tag — es war inzwischen Sommer geworden — war ein Sonntag. Sonnenbeglänzt, in der Hut seiner gewaltigen Berge, lag das Thal in jener sonntäglichen Ruhe, welche die ländliche Stille noch stiller macht. Ueber die ganze Landschaft war jene feierliche Stimmung eingehaucht, welche Uhländ's Sonntagslied so wunderbar reproducirt hat. Rosi stand am offenen Fenster, und als jetzt ein sanfter Luftzug den Glockenklang vom Dorfe zum Bödeli herabbrachte, berente sie es fast, daß sie nicht mit ihrem Mareili zur Kirche gegangen. Aber vor acht Tagen, als sie dort gewesen, hatten die Frauen, welche hinter ihr saßen,

1) Verblüfft, bestürzt.

einander so seltsam in die Ohren gezischt, und als sie nach dem Gottesdienst über den Kirchhof gegangen, hatte eine Stimme, welche sicherlich die der Jungfer Bibbeli war, vernehmlich genug hinter ihr drein gesagt: Habt ihr g'seh', wie bleich 's Rosi ist? 's muß gäng aus sein mit der Herrlichkeit im Rütli.

Es war aus damit, und wie sehr, machte der armen Frau das peinliche Nachdenken klar, in welches sie versenkt blieb, bis sie ihre aus der Kirche zurückkehrende Magd die Halbe heraufkommen sah.

Was hatte denn das Mareili? Es war doch sonst eine ziemlich phlegmatische Person, die sich in Nichts übereilte. Nun aber lief sie mit rothem Gesicht und wie scharfgeladen eilends den Abhang herauf, und als sie, durch das Gärtchen vor dem Hause daherkommend, die Hausfrau am Fenster erblickte, schoß sie alsbald ihre Ladung los, indem sie ausrief:

Denket au, Frau, denket au!

Das Uebrige ging für Rosi's Ohren verloren, da 's Mareili derweil um die Hausecke eilte; aber gleich darauf platzte die Magd zur Stubenthüre herein.

Was hast du denn, Mareili? Du thust gäng, als ob's wo brännte.

Nei, nei, brennen thut's nit. Aber denket au, Frau, 's Strobelschäpi's Elsi aus der Höllenschwartz ist in der Kille<sup>1)</sup> g'si. Herrgöttli, das ist 'ne Dam'!

Das gute Mareili hatte nicht die entfernteste Vorstellung von der schrecklichen Gewißheit, welche diese Neuigkeit der armen Rosi verschaffte.

Es war ihr, als hätte der Blitz vor ihr in den Boden geschlagen.

<sup>1)</sup> Kirche.

Sie wankte auf ihren Füßen und mußte mit der Hand hinter sich greifen, um sich am Tischrand zu halten.

Was? Das Schwarzelji? brachte sie mühsam hervor, denn der Name wollte sie ersticken.

Ahsograd' 's Schwarzelji. Mei, was die Alles an sich umme g'hängt hat! Ma cha<sup>1)</sup> nit g'nug luege. 's ist 'ne wahre Pracht!

Wirkli? entgegnete Kosi tonlos. Aber weißt, Mareili, 's ist jetzt hohe Zeit, z' Imbiß z' kochen.

Es ist merkwürdig, daß der Mensch oft gerade in solchen Augenblicken, wo sein ganzes Wesen in den Grundvesten erschüttert ist, nach dem Allergewöhnlichsten als einem Anhaltspunkte greift. Ein tiefer Menschenkenner und noch mehr Frauenkenner hat gesagt, eine Frau sei im Stande, in demselben Augenblicke, wo sie den Bankrott ihres Mannes erfahren, über die Magd wüthend zu werden, welche einen Suppenteller zerbrochen habe. Allerdings, aber es möchte sich doch fragen, ob der bankerotte Suppenteller nicht nur der zufällig gegebene Gegenstand sei, an welchem sich der Jammer über den größeren Bankbruch auslassen kann. Was Kosi angeht, so war ihr die Vorstellung des Kochens von dem Instinct eingegeben, ihre Magd nicht sehen zu lassen, wie sie litt. 's Mareili hatte aber auch Augen im Kopfe und sagte daher:

Ich mein', Frau, Ihr müßet krank sein. Ihr seht gäng so schüli übel aus. Ja, da will ich waidli e kräftig's Súppli kochen.

Als die Magd hinaus war, brach die arme Frau nicht in Thränen aus. Der wohlthätige Quell in ihrer Brust hatte sich erschöpft; sie konnte nicht mehr weinen und murmelte nur vor sich hin:

Also drum hat er gestern so eilends nach Meyringen hinab gemußt? Das war das wichtige Geschäft! Das

<sup>1)</sup> Kann.

Schwarzelfi konnte ja nur von dorthier kommen. Er hat sie abgeholt. Und wo ist er jetzt? Aber wo wird er sein? In der Höllenschwärz! Er war ja die letzte Zeit her schon halbe Tage lang dort. — Oh, Ruodi, das hab' ich doch nicht um dich verdient, das nicht!

Ja, ein Bliß war vor ihr niedergefahren, und sein grelles Licht zeigte ihr die ganze Trostlosigkeit ihrer Lage.

Dem Bliße pflegt aber der Donner zu folgen. Er zögerte zwar ungewöhnlich lange, mehrere Stunden, allein er blieb doch nicht aus. Die Zytig vo Windgellen ließ ihn los.

Wie dehnte sich der unglückselige Nachmittag hin! Wollte es denn heute gar nicht Abend werden? Einmal war Rosi schon auf dem Wege zur Zwißl, aber sie kehrte wieder um. Sie konnte sich unmöglich vor Jemand sehen lassen, selbst vor der Schwester, selbst vor der Mutter nicht. Sie schämte sich bis in die tiefste Seele hinein, für ihren Mann, für sich selbst, daß er, ihr Ruodi, ein solcher geworden.

Unstät trieb es sie im Hause umher, und hinauszugehen fürchtete sie sich. Es konnten ja Leute vorbeikommen und sie ansehen, um ihrer Schmach willen. Um ihrer Schmach willen? Ja! Seine Ehre war ja auch die ihrige gewesen. Oh, noch immer fühlte sich die Unglückliche in allen Fibern ihrer Seele mit dem verlorenen Manne verwachsen.

Sie trat endlich in den Erker, wo in glücklicher Zeit ihr Ruodi sonst um diese Stunde oft mit ihr und dem Breneli gefessen und den Schwestern aus seinen Büchern vorgelesen hatte. Daran dachte sie, als sie auf's Gerathewohl ein Buch von dem Brett herunterlangte. Es war der Tell, und da steckte noch das Papierzeichen bei der Stelle, die Ruodi zuletzt vorgelesen. Wie lange war es her, und was lag Alles zwischen damals und heute! Nur ein Jahr, und doch so viel Enttäuschung und Kummer! Sie schlug mechanisch



das Buch auf, und mechanisch überließ ihr Auge die Stelle, wo Kuodi damals stehen geblieben, jene wunderbare Scene auf dem Rütli, die zu dem Besten gehört, was je von Menschenhand niedergeschrieben wurde. Aber die von Unruhe verzehrte Seele der armen Kosi hatte jetzt weder Sinn noch Verständniß dafür. Nur der Name des Schauplatzes im Schauspiel erregt ihr Interesse. Das Rütli! Hatte Kuodi, als er sie in jener Nacht, wo sie sich ganz ihm zu eigen gegeben, in sein Haus führte, ihr nicht auch von einem Rütlibund gesprochen, den sie mitammen haben und halten wollten in Freud' und Leid? Die Freuden hatte er mit ihr getheilt, das Leid überließ er ihr allein.

Das Buch entsank ihren Händen, die wie im Fieber zitterten.

Sie durchflog im Geiste die ganze Zeit von jener Nacht an bis zum heutigen Tag. Sie mußte doch irgendwie gefehlt, irgendwas verschuldet haben, daß sich die Liebe Kuodi's von ihr hatte abwenden können. Es konnte nicht anders sein! Sie peinigte sich mit dieser Untersuchung, bis ihr der kalte Schweiß auf die Stirne trat und —

Gott grüezi, Frau Kosi! Mei au, so andächtig? Ging neime grad' da vorbei und dacht' mir, wollt' doch mal einsprechen, z' luegen, wie's dem junge Fraueli ging' in diesen Zytläufte.

Kosi schrak auf. Sie hatte die Thüre nicht gehen hören, und da stand sie nun schon mitten in der Stube, die ehrsame Jungfer Bibbeli, in der ganzen Länge ihrer dünnen Jungferschaft, mit Bart und alledem.

Nehmet Plaz, Jungfer Bibbeli, nehmet Plaz, sagte Kosi, sich gewaltsam fassend.

Oh, gar z' gütig, gar z' gütig! Bin grad' nit müd — das war richtig, denn auf Geschäftsgängen begriffen kannte

die Zeitung von Windgellen keine Müdigkeit — aber loset, Frau Kosi, ich komm' eigetli nit ohne Ursach'.

Die arme junge Frau zitterte, denn sie wußte schon, was kommen würde, wenigstens Etwas davon. Aber Bart-Bibbeli täuschte zunächst ihre Besorgniß.

Ja, was ich sagen wollt', fuhr die Zytig fort. Ihr wisset doch, daß ma seit<sup>1)</sup>, es gäb' nummeeinisch Krieg?

Krieg? versetzte Kosi, leichter aufathmend. Nein, ich hört' nüd davon.

Ja, lueget, ma seit, der Bonapartle — nit der alt', wisset Ihr? aber der jung', der wöll' gäng Krieg afäh<sup>2)</sup> von wege des Kaisers Tochter vo Destruch. — Die soll neime e gar niedlinette Italeri sy und hätt' den Bonapartle nit wölle zum Ma näh<sup>3)</sup>, und drum syg er jezt schüli böß und wöll' Krieg. Und 's muß Ebbis dra sy, 's muß Ebbis dra sy. Wo wege was sonst müßtet eufere Scharffschützen in Dienst, i 's Uebigslager ge Thun abe? Der Zoggeli, wisset Ihr? mein jüngster Bruder, der ist au by de Scharffschüze, und, Bibbeli, seit er vorig, Bibbeli, gang doch gäng ins Rütli abe und frag' den Ruodi, der ja Feldwaibel ist by euserer Compagnie, ob er gäng scho morgen z' Umbig oder erst übermorgen in der Früh' sich ge Thun auf den Weg mach'. Der Zoggeli meint neime, sie könnten mitsammen marschiren.

Da bin ich überfragt, Jungfer Bibbeli, und der Ruodi ist nit z' Haus, versetzte Kosi, die sich schämte, merken zu lassen, daß ihr von Seiten ihres Mannes noch gar keine Mittheilung geworden, daß er in Dienst müßte<sup>4)</sup>.

So? Ist er nit z' Haus? fragte Jungfer Bibbeli,

---

<sup>1)</sup> Sagt. <sup>2)</sup> Anfangen. <sup>3)</sup> Nehmen. <sup>4)</sup> „In Dienst müssen“, stehender Ausdruck für: zum Militzdienst einrücken müssen.

ihre Flöte mit einem kühnen Uebergang vom Präludium zum Hauptstück umstimmend.

Nein, sagte Kosi kalt, fest entschlossen, der Wärtigen keinen Vortheil einzuräumen.

Ung'schickt das! Ich sollt' gäng dem Foggeli V'richt bringen. Der Ruodi ist also noch nit vo Meyringen heimkommen?

Kosi konnte nicht wissen, daß sie in eine Falle ginge, wenn sie die Frage verneinte, wie sie wirklich that.

Ei, ei, das ist neime doch recht wunderli!

Wunderli? Was?

Daß die Leut' so böse Mäuler haben. Mit drum, man muß ihnen gäng nit Alles glauben.

Ja, da habt Ihr sehr Recht.

Mit wahr? Queget, da ist der jung' Schurbauer, der lang' Toni, wisset Ihr, den Ihr hättet heirathen sollen und der hernach 's Bumpibauers Kathri vo Guttannen g'no hät — 's Kathri hät d' Hosen an, seit ma, aber nit drum, der Toni ist e Lappi, der so 'ne Wybervolk gäng nöthig hät — ja, was ich sagen wollt', der jung' Schurbauer der hät den Mannen heut' Vormittag auf dem Kirchhof verzählt, 's syg scho Nacht g'it, als das Wägeli, auf dem 's Strobelschäpi's Elsi gestern bis zur Schur syg g'fahre — wisset Ihr, bei der Schur geht's rechter Hand uffe zur Höllenschwarcz — ja, kurzum, als das Wägeli bei der Schur stillhielt, da syg 's Schwarzelssi abstnge und nit 's Elsi allein und neime auch nit 's Elsi und der Strobelschäpi allein und nummeeinisch auch nit 's Elsi und der Strobelschäpi und der Ruodi allein —

Kosi parirte den Stoß oder verheimlichte wenigstens die Wunde, welche derselbe schlug.

Aber, liebe Jungfer Bibbeli, sagte sie, Ihr redet von einem Wägeli, und doch laßt Ihr von demselben einen ganzen

Saufen von Leuten absteigen, der kaum auf einem Wagen Platz gehabt hätte.

Ha, ha, ha! Ihr machet 'nen G'spaß aus der Sach'? Recht so! Hab' ich doch all'zyt g'seit, 's Rosi im Bödeli syg die g'schndest und wackerst Frau centum, die sich in d' Welt z'schicken wüßt'. Aber loset, was ich neime von dem Abstygge g'seit, ist nit so wörtli z' näh<sup>1)</sup>. Der Ruodi und der Chäpi — hät der jung' Schurbauer verzählt — gingen eigetli neben dem Wägeli her, und war auf selbigem nur 's Elsi und noch ebbis so Kleines, ebbis so Kleines, daß es gäng gar nit der Red' werth.

Der Stoß saß tief in dem Herzen der armen Frau. Darauf war sie doch nicht vorbereitet gewesen. Ihre gesunde Gebirgsnatur schützte sie zwar vor einer städtischen Ohnmacht, aber es flimmerte ihr doch vor den Augen, und sie wurde bleich wie ein Sterbender. Es starb auch in diesem schrecklichen Augenblick Etwas in ihr, der letzte Funken von Achtung vor ihrem Gatten.

Alte Jungfern vom Schlage der Zeitung von Windgellen haben zwar an der Stelle des Herzens nur eine sohllederne Kapsel, gefüllt mit Neid und Klatsch; aber trotzdem vermochten Bibbeli's dünne Lippen nicht zu lächeln, als sie die unglückliche Frau so zerschmettert sich gegenüber sitzen sah. Sie empfand sogar Etwas wie Mitleid, und so sagte sie tröstend, freilich in der Weise von Hiob's Tröstern:

Ich glaub's neime nit, Rosi, das von dem kleinen Dingli. Der jung' Schurbauer hät's au gar nit g'feh', er hät's gäng nur brieggen g'hört. — Ja, aber was ich sagen wollt', 's ist nummeeinisch recht schad', daß Ihr heut' nit in der Kille g'si seid. Herrgöttli, die Pracht und Glori, wie 's Schwarzelji ufzogen ist! Wer hätt' vor e paar

<sup>1)</sup> Zu nehmen.

Jährli glaubt, daß der ruffig Nickel eines Tags so daher kommen würd'? Urche Syde und Sammet am ganzen Lyb! Und es Hütli hät's usg'ha — nei au, es Hütli mit Blume und Federe, und 's ist ihm nur so hinten am Kopf g'hange wie es Sommervögeli. So tragen's jezt neime die fürnehmen Wybervölker. Und es guldig's Uehrli hät's, nei au, was für es glißerig's Uehrli, und e guldige Kette dra, so lang. Und in den Ohren hät's Dingerli, die funkle, 's ist nit z'sage. Und als es syne anegähle<sup>1)</sup> Handschuh' uszoge hät, sind seine Finger voll vo Ring g'si — 'ne wahre Pracht! Und da vorne uf der Brust häts ein Fürspann g'ha, Brotschg, mein' i, g'heiße't's, au ganz guldig und so groß wie es Tellerli. Und e Unterjüppe, nei au, was für e Unterjüppe! So 'ne Karline oder Kirline oder wie das fürnehm Kezers-G'stella'schi g'heiße't. Der Rock ist ihr drum nach alle Syte so usseg'stande, wie wenn es in 'ner Gloc' drin stünd' — ja, ahsograd', wie wenn es die groß' Gloc' vo euserem Killethurm als Unterjüppe anhätt'. — Und es Schnäbeli hät's, e Müli, wie 'ne Mührädli, und reden thut's wie es Buch, ahsograd' wie es Buch. Säg' i da zu'n ihm, als ich mit ihm den Killeweg abe ging: Loset, Elsi, i weiß gäng nit, ob ich Euch Madamm oder Zumpfer betittle muß — Ihr seid ja in der Fremde ebbis recht's Fürnehm's worden. — Ja, seit es druff und blinzelt mich mit seine schwarze Dundersäugli an, als wollt's mich verstechen, ja, Zumpfer Bibbeli, Ihr hättet auch beizeiten in die Fremde gehen sollen; Ihr wäret dann daheim nicht so verschimmelt. — Denket au, Frau Rosi, verschimmelt, ja so hät's g'seit — das Rogäffli, das! Und als es merkt', daß die dumme Wyber und Meitschi a'finge z' kichere, seit das unverschämt' Ding no weiter zu mir: 's ist aber immer noch Zeit, Zumpfer

1) Buttergelbe; Anken = Butter.

Bibbeli, und könntet Ihr's noch jetzt in der Fremde zu was Rechtem bringen. Ihr dürftet nur Euren Bart — ja, so seit es — Euren Bart für Geld sehen lassen. — Hat man je so Ebbis g'hört? Ich meint', der Schlag müß' mi treffen. Und die Wyber und die Meitschi lachten gäng hellauf; aber ich will's ihnen schon werden lassen<sup>1)</sup>, ich! Ich bin e gutmüthig's Thierli, aber wenn ma mir's z' arg macht, so weiß i mi au z' wehren. Drum hab' ich au g'seit: Dofet, Madamm oder Zumpfer Elsi, was ich hab' oder nit hab', das darf ich Alles mit Ehren sehen lassen. Ihr aber nit, mein' i. Oder wie ist's denn mit dem Dingli, das gestern Abend so briegget hät, drunten bei der Schur; als Ihr da vom Wägeli g'stiege? Dazu hät das boshaftig Alessli nur g'lachtet; denn 's ist neime grad' noch so e boshaftig's Alessli wie vor Zyten, das ist sicher und g'wiß. — Und drum ist au g'wiß und wahrli nüd an der Sach' mit dem Ruodi. So e Ma und so es Glüntli, wie kämen die z'sämme? Nei, nei! D' Leut' haben so böse Mäler, und 's wird so schüli viel g'logen in der Welt. Weiß der Tüfel, woher sie's hät, das Dingli, was der jung' Schurbauer gestern z' Nacht so brieggen g'hört hät. Nei, Rosi, 's geht den Ruodi gar nüd an, ich glaub's sicherli. Dem Züßi-Melcher drüben z' Hasli im Grund, der scho vor etlicher Zyt so Ebbis g'munkelt hät, dem hät er ja gäng 's Mul g'stopfet — mit Feuflibere, seit ma. Ich glaub's aber au nit, nei, wahrli nit. 's ist g'wiß Alles verstopfen und verlogen.

Während dieser Redestrom sich ergoß, unaufhaltsam wie der Wassersturz drüben bei der Teufelskanzeln, hatte die arme Rosi Zeit gehabt, sich wieder zu fassen. Das Aergste war überstanden, meinte sie, weil der Schmerz der Ueber-

<sup>1)</sup> Ich will es ihnen schon eintränken.

raschung, welcher wie ein glühendes Eisen ihr in die Seele gedrungen, sich zur Resignation verfühlt hatte.

Ja, sagte sie nachdrücklich, indem sie aufstand und das Bart-Bibbeli fest ansah, ja, Alles ist verstunken und verlogen! Das könnt Ihr allen Leuten sagen, allen! Und loset, wenn ich auch den Leuten nicht vor die Mäuler sitzen kann, so kenn' ich doch meinen Kuodi zu gut, als daß ich auch nur es Tüpfeli von dem glauben möcht', was die bösen Mäuler über ihn schwätzen.

---

### **Sechstes Kapitel.**

Eine zu viel in der Welt.

Der sehr ehrsamem Jungfer Bibbeli machte es auf ihrem Rückweg vom Bödeli ins Dorf nicht wenig zu schaffen, sich das Benehmen der Hausfrau vom Rütli zurechtzulegen. Anfangs war die Bärtige geneigt, alle Schwierigkeiten einfach mittels der Annahme, Rosi müßte hinterfinnig<sup>1)</sup> sein, zu beseitigen. Bei reiflicherem Nachdenken jedoch kam sie zu dem Schluß, entweder sei Rosi „das best' oder aber das dümmst' Wyb auf Gottes Erdboden“. Diesen Schluß theilte sie sammt der Motivirung desselben noch am nämlichen Abend ihren intimsten Bekannten mit und erfuhr die Genugthuung, allseitige Beistimmung zu finden.

Rosi hatte inzwischen ihren Entschluß gefaßt. Es war einfach dieser, ihre Handlungsweise nach der ihres Mannes einzurichten. Sie war bei aller Sanftmuth nicht ohne Stolz, das heißt die Reinheit ihres Bewußtseins verlieh ihr die Kraft, sich aufrecht zu halten. Sie hatte zuerst beabsichtigt, bei der Heimkunft Kuodi's offen mit ihm zu reden; aber

<sup>1)</sup> Wahnsinnig.

sie war wieder davon abgekommen, weil sie schon bei dem Gedanken, gewisse Dinge zur Sprache bringen zu müssen, ihre Wangen vor Scham brennen fühlte. Diese einfache Frau, deren geistiger Gesichtskreis nicht eben ein weiter war, trug in ihrer Seele jenen Hauch von Poesie, der die wilden Affecte schweigt und schwichtigt, jene edlen Instincte, welche vor jeder Berührung mit Gemeinem zurückbeben. Sie wußte, daß sie ihren Gatten verloren. Was half es noch, gegen diese Thatsache anzukämpfen? Ihr Weg war ihr vorgezeichnet: es war der der Ergebung und Entsagung. Und dann hatte ja Ruodi schon seit lange jede offene Erörterung, jedes trauliche Gespräch mit ihr geflissentlich vermieden. Nein, sie konnte ihn nicht darum angehen.

Bei Einbruch der Nacht kam Ruodi heim. Er war schweigsam und düster wie gewöhnlich, seit sein Haus nicht mehr seine Heimath war. Und doch schien er Etwas, was ihm auf dem Herzen lastete, loswerden zu wollen. Mehrmals kam er aus der obern Erkerstube, wo er unruhig herumkramte, in die Wohnstube herunter, wo Kosi mit dem Mareili bei einer Handarbeit saß, und ging um seine Frau herum, als drängte es ihn, ihr eine Eröffnung zu machen. Aber er konnte nicht dazu kommen. Das böse Gewissen würgte ihm die Worte, welche er schon auf der Zunge hatte, wieder in die Kehle hinab. Endlich sagte er:

Los, Kosi, ich muß morgen in Dienst nach Thun, für vierzehn Tage oder drei Wochen. Ich wollt', der Teufel holte dieses ewige Militärlen, was einem so viel Zeit und Geld kostet. — Der unglückliche Mann war auf der schiefen Ebene der Unwahrheit im Reden und Thun schon so weit hinabgeglitten, daß er auch ohne besondere Veranlassung heuchelte und log. War es ihm doch keineswegs so unangenehm, wie er sich anstellte, für ein paar Wochen von Hause wegzukommen, da er die ganze Mißlichkeit der Lage



empfang, in welche er sich gebracht hatte. — Ich möcht', daß mein Weißzeug und meine Montur herg'richtet würden, damit ich morgen früh meinen Habersack packen kann.

Es ist schon Alles herg'richtet, versetzte Rosi. Jungfer Bibbeli war heut z' Ambig da und frug, ob ihr Bruder, der Joggeli, der auch in Dienst muß, mit dir gehen könnt'.

So, 's Bart-Bibbeli war da? Wenn ich das gewußt hätte! Dem Keperzmensch würd' ich 's Wiederkommen verleidet haben. Wenn ich von Thun heimkomm', will ich e Wörtli mit der Zytig, dem alten Tüfelsripp', und mit noch Anderen reden. Ja, das will ich!

Er war ganz zornig oder that wenigstens so und brach das kurze Gespräch ab, indem er bemerkte, er habe noch vollauf zu thun, Stüper, Hirschjänger, Waidtasche und Tschako in ordonnanzmäßigen Stand zu stellen, und am folgenden Morgen that er sogleich nach dem Frühstück seine Armatur an, schnallte den Habersack um und brach auf. Es preffirte ihm augenscheinlich sehr. Als er seiner Frau unter der Hausthüre die Hand zum Abschied reichte, neigte er sich gegen sie, um sie zu küssen. Aber-das zu dulden vermochte sie doch nicht. Sie kehrte ihr Gesicht ab und sagte nur: Bleib g'sund! Sie sah ihm auch nicht nach und bemerkte also nicht, daß er, beim Schuhkopf drunten am See angelangt, links am Bache hinabging, statt sich rechtshin nach dem großen Thalweg zu wenden.

Es duldete die junge Frau nicht im Hause. Wenn sie so still da saß, stürmten die leidvollen Gedanken gar zu heftig auf sie ein. Ihre noch immer gesunde Natur verlangte nach Luft und Bewegung, und so nahm sie Grastuch und Sichel zur Hand und ging zur Bilgismatt' hinüber, um für die „Bläß“ im Stall ein Bündel Frischfutter zu holen. Ihr Weg führte sie den Bach entlang, welcher, wie früher schon erwähnt worden, nach seinem Austritt aus dem

See mit einer scharfen Wendung nach links gegen die Höllenschwartz hinfließt. Sie kam aber nicht in die Schlucht hinein, denn die zum Rütli gehörende kleine Bilgismatt' liegt linker Hand oben am Berghang hinter dem dichten Ahorn- und Haselgestrüppe, welches sich bis zu dem dumpf rauschenden Wasser herabzieht. Als Kosi oben am Ende des schmalen Zickzackpfades angelangt war, welcher durch das Gebüsch zur Matte emporsteigt, konnte sie durch das Laubwerk hindurch die Höllenschwartz drunten liegen sehen. Aber sie wandte sich mit einem Seufzer ab und murmelte: Ich kann's nicht ändern, ich kann's ja nicht ändern!

Sie ging an ihre Arbeit und hatte das Grastuch bald vollgesichelt. Sie schlang die Bänder desselben zusammen, steckte die Sichel in das festgepackte Gras und hob das Bündel auf einen niedrigen Steinblock am Rande des Abhangs, um sich so dasselbe leichter auf den Kopf zu helfen. Im Begriffe dies zu thun und dann den Heimweg anzutreten, schlug der halb verlorene Ton einer wohlbekannten Stimme an ihr Ohr. Sie hielt inne und kehrte sich dem Buschwerk hinter dem Steinblock zu. Von dorthier kam die Stimme, welcher jetzt eine lautere begegnete, eine weibliche. Kosi machte eine Bewegung des Schreckens. Dann schickte sie sich mit der Miene gewaltsamer Selbstüberwindung an, ihr Bündel aufzunehmen. Aber sie that es nicht: das ging denn doch über die Natur des Weibes.

Nachdem sie einige Augenblicke stillgestanden, wie schwankend und zagend, wandte sie sich mit auf dem be- moosten Rain unhörbaren Tritten gegen das Gebüsch zu, glitt hinein, blieb dann inmitten der Blätterhülle stehen und bog vorsichtig die Zweige und Ranken aus einander. So konnte sie auf einen kleinen freien Platz hinaussehen, dessen behaute Nasenfläche in der Morgensonne glänzte.

In der Mitte der abschüssigen Lichtung stand ein Ahorn,

bei dessen Anblick die arme junge Frau unwillkürlich des Ahorns droben vor dem Fenster ihrer Mädchenkammer in der Zwißl denken mußte, wie ja oft gegenwärtiges Leid durch die plötzlich ihm sich gesellende Erinnerung an vergangenes Glück noch bitterer gemacht wird. An dem Ahornstamm lehnte die Kugelbüchse Ruodi's. Sein „Habersack“<sup>1)</sup> lag am Boden und diente einem Frauenzimmer zum Sitze, dessen modischer Anzug zu der Umgebung einen grellen Gegensatz bildete. Vor der Dame stand Ruodi, in lebhafter Erörterung begriffen; aber sein Gesicht war düster, und seine Augen blickten unter den zusammengezogenen Brauen hervor mit einem seltsam aus Neigung und Abneigung gemischten Ausdruck auf Schwarzelfi.

Denn „Schwarzelfi!“ flüsterte ein stechender Schmerz in Rosi's Brust.

Das Vagantenkind war ein Weib von ganz eigenthümlicher Schönheit geworden. Diese zierliche Figur mit dem runden Köpfschen, der olivenbräunlichen, zart incarnirten Gesichtsfarbe, den feingeschnittenen Zügen voll Spott und Frivolität und den schwarzen Sammetaugen, die sich so verführerisch aufschlugen — ja, sie mußte auch auf ganz andere, auf charakterfestere Männer, als der Ruodi einer war, anziehend wirken.

Sie ist schön — schön wie, wie die Sünde!

War das eine letzte Regung wilder Eifersucht, was so in der armen Rosi sprach, oder was war es sonst? Sie horchte angestrengt, denn wenn auch durch ihre Lauscherrolle tief vor sich selbst gedemüthigt, hätte sie jetzt nicht um die Welt ihren Platz verlassen mögen.

Es geht nicht, wenigstens nicht auf der Stelle; man

<sup>1)</sup> Tornister.

kann die Sache nicht übers Knie abbrechen, schloß der Ruodi seine Auseinandersetzung.

Elfi schwieg eine Weile und schlug ihre in grauen Sammetstiefelchen steckenden Füßchen, die so allerliebste kokett unter dem Saum ihres bauschigen Seidenkleides hervorguckten, spielend an einander. Dann sagte sie:

Es geht nicht? Dummes Wort! Es geht Nichts von selber; man muß es gehen machen, und kurz und gut, ich will nicht länger warten.

Aber, Elfi, sei doch nur ums Himmels willen kein Kind!

Ein Kind? Ei, ich denke, schon dieses Wort sollte dich zur Eile anspornen. Sie, weißt du, giebt dir ja doch keine Kinder.

Herrgott!

Ei, was ist da zu lamentiren? Ich bleib' dabei, ich mag nicht länger warten. Meinst du, ich sei hierher gekommen, nur um mich da in der garstigen Spelunke, der Höllenschwartz da unten, zu langweilen oder mir von Leuten wie das Bart-Bibbeli Sottisen sagen zu lassen? Nein, ich will meinen Zweck erreichen, das merke dir! Ich will ins Rütli einziehen und zwar baldmöglichst, als deine Frau, verstanden? Au diesem dummen Bauernvolk zum Troß und zum Pöffen! Wir bleiben dann dort bis zum Herbst, denn länger hielt' ich's nicht aus. Dann verkaufst du das ganze Gerümpel, und wir ziehen mitsammen nach Berlin, wo dir deine Kunst — du bist ja ein Künstler, Ruodi, ver-giß das nicht! — ein reichliches Auskommen gewähren wird. Auch bist du ja außerdem nicht ohne Vermögen. Oh, wir wollen mitsammen leben wie die Bögeli im Hanfsamen.

Das wäre Alles schön und gut. Aber mein Weib —

Die Rosi? Ah, sind etwa ihre Kuhaugen noch immer so anziehend für dich?

Du sollst nicht so von ihr reden, ich leid's nicht. Sie hat's wahrlich nicht um mich verdient.

Wirklich nicht? Seht mir doch einmal den empfindsamen Mann! Aber ich will gar nicht von ihr reden, um dein ehemännisches Hartgefühl nicht zu beleidigen. Sieh du zu, wie du mit ihr fertig wirst. Das ist deine Sache, mein Lieber.

Du hast gut reden, Elsi.

Ich rede, wie ich muß, wenn ich auf meinem Recht bestehen will, und das will ich. Ich wollte deine Frau werden, schon vor Jahren, und das will ich noch, und wenn alle Windgellener darüber verrückt würden. Daß ich es wollen darf, wollen muß, weißt du recht gut, ebenso, wann und wo und unter welchen Umständen du mir es feierlich versprochen.

Ja, Elsi, aber —

Aber du meinst, versprechen sei leichter als halten?

Nein, aber eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit und Schwierigkeit läßt sich nicht so Knall und Fall abmachen. Bedenk' doch nur, ich habe, wenn ich auf Scheidung von meiner Frau antrage, Alles gegen mich. Ich kann ja, was Rosi betrifft, keinen Grund vorbringen, nicht den Schatten eines Grundes.

Ei was! Warum nicht gar! Du magst sie nicht mehr, erster Grund; sie ist unfruchtbar, und du willst Kinder haben, zweiter Grund; du willst eine Andere heirathen, dritter Grund. Es müßte doch wunderbarlich zugehen, wenn daraus ein tüchtiger Advocat, nach welchem du dich unverweilt umsehen mußt, nicht ein Messer schmieden könnte, welches das Band deiner Ehe zerschneidet. 's ist ja ohnehin nur noch ein Faden, was sag' ich? nur noch ein Fädeli, weißt du? Raum der Rede werth.

Du stellst dir das Alles viel zu leicht vor, Elsi. Wenn nun Kosi nicht will?

Firlefanzi! Sie wird wollen müssen. Aber hör', Ruodi, wir haben jetzt lange genug hin und her geredet und kämen zuletzt gar noch ins Bankett hinein, was sich allenfalls unter Eheleuten schickt, nicht aber unter Liebesleuten. Also, mein gutes Mannik, wie die Berlinerinnen sagen, es bleibt bei unserer Verabredung von gestern. Es ist dumm, daß du jetzt gerade in Dienst mußt; aber ich begreife, daß du nicht ungerne gehst: es mag dir unter obwaltenden Umständen daheim etwas schwüle vorkommen. Laß mich nur erst ins Kütli eingezogen sein, es wird dann daselbst schon munterer zugehen, ganz so, wie es in dem Haushalt eines Künstlers zugehen muß, wenn er nicht versauern und verbauern soll, weißt du? •

Er sah die Sprecherin finster an, wie keineswegs sehr erbaut von der Aussicht in die Zukunft, welche sie ihm eröffnete.

Pfui doch, Ruodi, sagte sie darauf mit ihrem reizendsten Lachen, pfui, welche garstigen Runzeln da zwischen deinen lieben, schönen, braunen Augen, die mir's leider schon angethan haben, als ich noch ein pures Kind war, wie du meintest. Aber laß uns vernünftig reden, Liebster. Du warst doch gestern so entschlossen, und heute — aber ich will dir keine Vorwürfe machen. Ich bin kein Bankett, ich, sondern nur dein armes närrisches Elsi, das dich glücklich machen will und sich selbst damit auch ein bißchen, nicht wahr?

Sie wußte das mit einer so schmelzenden Modulation der Stimme zu sagen, und ihre Augen blickten so zärtlich bittend, daß das Gesicht des schwachen Mannes sich aufhellte. Der Zauber seiner Verführerin waltete wieder voll und ganz über ihm, wenigstens für den Augenblick.

Die lauschende Kosi bemerkte es wohl. Vorhin, als er Elsi verboten, übel von seiner Frau zu reden, war in ihrer Seele noch ein letzter Hoffnungspunkte aufgeglüht. Jetzt erlosch er. Da mußte sie doch mit beiden Händen in die Ranken greifen, um sich auf ihren Füßen zu halten.

So, Kuodeli, so gefällst du mir! sagte Elsi wieder. Und also von Thun aus thust du unverzüglich die nöthigen Schritte wegen der Scheidung, nicht wahr?

Ich werde Alles thun, um dich zufrieden zu stellen; aber verlange du nur nicht platterdings Unmögliches. Es ist sicher für dich und für mich das Klügste und Beste, wenn ich in Frieden und Güte mit der Kosi — sein schönes armes Weib war ihm also nur noch „die Kosi“ — abzukommen suche. Sie wird sich wohl fügen und in die Scheidung willigen, wenn sie erfährt, wie die Sachen nun einmal liegen. Sobald ich aus dem Dienst zurückkomme —.

Nein, nein! unterbrach ihn Elsi heftig, mit dem Fuß aufstampfend. Du kannst die Sache ebenso gut brieflich von Thun aus einleiten. Ich mag mich nicht länger so hinziehen lassen, ich mag nicht, hörst du? Hab' ich doch das Leben in der Höllenschwärz schon jetzt gründlich satt, und was das Dorf betrifft, so machte ich gestern beim Kirchgang die Erfahrung, daß ich dort erst dann mit Sicherheit auftreten kann, wann ich deine Frau bin. Also kein Hinziehen, kein Zögern, nein!

Diese Heftigkeit berührte den Kuodi offenbar sehr unangenehm. Er schwieg verstockt. Aber Elsi glaubte ihrer Herrschaft über ihn sicher zu sein und fuhr daher fort:

Merke dir's, mein Theurer, was ich schon gestern und vorgestern sagte, dabei bleib' ich. Du hast die Wahl — die Wahl zwischen mir und der Kosi, zwischen einem freien, fröhlichen Künstlerleben in dem lustigen Berlin und einem trübseligen Hindämmern zwischen den einfältigen Bergen

da. Nun wähle! Wenn ich nicht binnen längstens acht oder zehn Tagen die triftigsten Beweise zur Hand habe, daß du mit Entschiedenheit die Scheidungssache betreibest, so weiß ich, was ich zu thun habe.

Was?

Ei, was sich von selbst versteht. Ich gehe wieder hin, woher ich gekommen. Mein guter alter, närrischer Baron wird mich mit offenen Armen aufnehmen; denn es macht ihm ja Spaß, meinen Großpapa zu spielen. Aber bedenke wohl, ich werde allein gehen, hörst du? allein. Du kannst dann zusehen, wie du mit Allem fertig wirst, was ich hinter mir zurücklasse.

Elfi! sagte er mit zornigem Vorwurf.

Kuodi, liebster Kuodi, sei ein Mann, und Alles wird gut werden.

Dies sagend sprang sie auf, schnellte sich ihm mit dem Sprung einer Lacerte an den Hals, strich ihm schmeichelnd die Haare aus der Stirne, funkelte ihn mit feuerwerfenden Augen an und überhäufte ihn mit stürmischen Liebesungen, welche er nicht von sich wies.

Rosi hatte genug gesehen, genug gehört. Mit brennenden Wangen und pochenden Schläfen wankte sie rückwärts aus ihrem Versteck, und als sie draußen auf der Matte im Sonnenschein stand, hätte sie die Sonne fragen mögen: Kannst du denn, darfst du denn das Alles bescheinen?

Dann preßte sie die Hände auf die Brust, als wollte sie das furchtbare Hämmern ihres Herzens unterdrücken, und flüsterte in sich hinein:

Da ist Eine zu viel in der Welt, und die bin ich!

Sie stand einige Minuten schwankend, schwindelnd. Ein Meer von Weh warf Bogen in ihrer Seele. Endlich murmelte sie wie irrsinnig:

Ich möcht' wohl den Wildsee wieder mal sehen.



So ging sie die Bilgismatte aufwärts, immer aufwärts, bis sie zu der Felswand kam, die hinter der Rütli-Galde aufsteigt. Sie warf keinen Blick nach ihrem Hause hinunter, sie sah es gar nicht, sondern ging immer zu, sich in das Schluchtengewinde vertiefend, welches um den östlichen Abhang des Glanzhorns hergebreitet ist. Dem daherausgehenden, da und dort von Lawintrümmern überbrückten Bach entgegen stieg sie höher und höher in die Wildniß hinauf, als hätte sie der Welt und den Menschen entfliehen wollen, für immer.

So mochte sie eine Stunde und noch länger gestiegen sein, als sie, um einen Vorsprung der Bergwand biegend, den Wildsee in seiner tiefen Mulde vor sich liegen sah.

Es ist eine Scene von unendlicher Traurigkeit. Von drei Seiten steigen die Granitwände schroff und nackt empor, und in diesem Kessel breitet der kleine See seine dunkle Wassermasse aus. Mit grauen Moosbärten überhangene Arven stehen um das Ufer her und beleben nicht, sondern erhöhen nur das Düstter einer Dede, die einem das Herz beklemmt. Man muß den Kopf weit in den Nacken zurückwerfen, soll das in diesem Felsenkerker gefangene Auge droben ein Stückchen blauen Himmels erhaschen. Selbst wenn die Sonne im Zenith steht, herrscht hier unten ein kaltes, bleiches Dämmerlicht, und die unheimliche Stille wird nur momentan durch den Pfiff eines Murmeltiers droben am Firnschnee unterbrochen oder durch den heiseren Schrei eines über die Schlucht hinschwebenden Geiers.

Rosi war dem See bis auf wenige Schritte nahegekommen, als sie zusammenschrak und stehen blieb.

Am Ufer saß ein Mann auf dem Stamm einer von der Zeit gefällten Arve. Er hatte die Arme auf die Kniee und den Kopf auf die Hände gestützt. So schien er schon lange gefessen zu haben, auf die düstere Wasserfläche starrend. Jetzt

aber wandte er den Kopf der Kommenden entgegen, und Kosi erkannte den Pfarrer.

Sie erwachte wie aus einem schweren Traume.

Es sollte nicht sein, sprach sie bei sich, oh, mein Gott, es soll nicht sein!

### Elftes Kapitel.

Am Wildsee.

Es waren auch keine heiteren Gedanken gewesen, welche den Pfarrherrn von Windgellen schon früh Morgens in die Bergwildniß getrieben hatten.

Am gestrigen Abend war 's Breneli aus der Zwihl zu ihm ins Pfarrhaus gekommen und hatte ihn unter Thränen angegangen, der Mutter und ihr einen Rath an die Hand zu geben, was sich für die arme Kosi thun ließe. Denn was seit Vormittags in Betreff des Ruodi und des Schwarz=elfi im ganzen Dorfe in Aller Mund war, hatte natürlich auch nach der Zwihl gelangen müssen, und jetzt war dort der Jammer groß. So Etwas war der Zwihlbäurin noch nicht vorgekommen, und sie wußte sich in der ersten Bestürzung gar nicht zu helfen.

Der Pfarrer hatte heute am frühen Morgen mit der bekümmerten Mutter eine Unterredung in der Zwihl gehabt und war dann ins Rütli hinabgegangen. Er hatte zu diesem Gange die ganze Stärke seines seelsorgerlichen Pflichtgefühls aufbieten müssen, um so mehr, da er wohl fühlte, daß bei Gestalt der Sachen mit den gewöhnlichen pastorlichen Hausmitteln nicht auszukommen sei. Er wollte aber doch bei dem Ruodi einen ernstern Versuch machen, zu retten, was überhaupt noch zu retten sei. Da er aber im Rütli weder den

Hausherrn noch die Hausfrau antraf und vom Marelli erfuhr, daß jener nach Thun in den Dienst sei, mußte er einstweilen ununterrichteter Dinge fortgehen, da er die Heimkunft Rosi's nicht abwarten wollte. Er hatte nicht den Muth dazu, das Leid der armen Frau mit anzusehen. Schon die Dede und Stille des Hauses machte einen tiefschmerzlichen Eindruck auf ihn, dem er sich nicht lange hingeben mochte.

Hier waren alle Bedingungen eines friedlichen und glücklichen Daseins gegeben, dachte er im Fortgehen, und dennoch — was ist jetzt aus diesem Frieden und Glück geworden? Nur Zerstörung. Vertrauen, Wahrhaftigkeit, Liebe — Alles dahin, der thörichtsten Schwäche, der jämmerlichsten Sinnlichkeit zum Opfer gefallen. Oh, der Elende, der Elende! In den Armen einer herzlosen Gauklerin hat er das treueste Herz vergessen, das je für einen Mann geschlagen. Einer Schwarzelsi hat er eine Rosi geopfert. Ist es denn möglich, wirklich möglich? Kann es denn sein, daß der Mensch den lautersten Diamant wegwirft um einer Glasperle willen? Oh, du arme, arme Rosi, du wirst das nie verwinden, so wie ich dich kenne, nie! Du wirst nicht verzweifeln, wirst nicht klagen, wirst ohne Murren dein Kreuz auf dich nehmen; aber du wirst auch all dein Leben lang nie mehr von Herzensgrund lachen. So jung du noch bist, ist dein Leben doch schon beschloffen; denn was noch übrig bleibt, ist nur wie ein Schatten, welchen die Vergangenheit in die Gegenwart hinüberwirft. Glücklich kannst du nie mehr werden, denn du gehörst zu jenen Wesen, die nur glücklich sind, wenn sie beglücken, und beglücken kann nur ein ganzes, nicht aber ein biß in seine Tiefen zerrissenes Herz. Armes Weib, nicht drei volle Jahre ist dir der Mann treu geblieben, für welchen du tausend Tode gestorben wärest. Und du hast auch kein Kind, an dessen Lächeln du dir das wunde Herz heilen könntest und das dich, indem es dir den süßen Namen Mutter

zuriefe, erinnerte, daß dein Leben doch noch einen heiligen Zweck hätte. Nein, du bist nur dazu da, ein neues trauriges Beispiel für die trostlose Lehre abzugeben, daß das Schöne bloß geschaffen sei, um in den Staub getreten zu werden, und daß die Guten nur in die Welt kommen, um zu leiden. — Oh, diese Welt, diese Welt! Es liegt in dem finsternen Glauben an ihre Ver- und Durchteufelung ein tieferer Sinn, als unsere Philosophie sich träumen läßt. Dieser Glaube ist nur der wahnsinnige Aufschrei der Creatur über die schreckliche, zwischen Geburt und Tod sich bewegende Komödie, in welcher wir Alle in dieser oder jener Rolle aufzutreten gezwungen sind. Wohl dem noch, der nur eine allerbesten Nebenrolle zu spielen hat! Er entgeht wenigstens jenem Martyrium, welches die bleichen, todesbanger Stirnen seiner Opfer wie zum Hohn mit Lorbeer bekrönt. Der banausischen Mittelmäßigkeit gehörte von jeher die Erde mit ihren Genüssen, während die Träger des Genius, die Verkünder des Ideals, alle die Denker und Dichter, Seher und Propheten, alle die wirklichen Helden der Menschheit als unerkannte, ja verkannte, verlästerte und verfolgte Fremdlinge darüber hinwandeln und zufrieden sein müssen, wenn ihnen die Brosamen vom Bankett des Lebens zufallen. Dann, wann sie, von Mühen und Sorgen verzehrt, in ihren frühen Gräbern schlummern, kommt die gemeine Betriebsamkeit und Eitelkeit herbei und bläset die Trompete und schlägt die Pauke, und derselbe stumpfsinnige Haufe, der die Lebenden verkümmern und verhungern ließ, vergöttert die Todten oder stellt sich wenigstens so an. Da hab' ich gestern in der Zeitung gelesen, daß in England die Säkularfeier von Burns', in Deutschland die Säkularfeier Schiller's aufs Festlichste begangen werden soll. Und den Burns ließen sie sein Leben lang zwischen der Pflugsschar und dem Schuldhurm sich abmühen, und den Schiller ließen sie sich zu Tode arbeiten,

und als der große Todte begraben werden sollte, war nicht Geld genug im Hause, den Sarg zu bezahlen. Oh, man könnte Angesichts solcher Thatfachen unschwer zu der Ueberzeugung kommen, daß ganze menschliche Leben, die ganze Weltgeschichte sei nur eine Ironie Satan's.

Wenn der gute Milder, wie nicht selten geschah, in Selbstgesprächen von solcher Färbung sich erging, war er schon gewohnt, die Einsamkeit der Berge aufzusuchen, und so war er denn auch an diesem Morgen vom Rütli aus ohne Plan und Ziel die Schluchten am Glanzhorn hinaufgestiegen bis zum Wildsee. Er kannte den Ort und war schon häufig da gewesen. Schon manche Stunde lang hatte er unter den moosbehangenen Arven gefessen und auf den düsteren Wasserkessel zu seinen Füßen geblickt. Schon manchmal hatte er dabei träumerisch vor sich hing gesprochen: Da unten ist's kühl und still, da müßte sich's gut ruhen.

Er traute auch kaum seinen Augen, als er die arme Kosi an diesem unheimlichen Orte so plötzlich vor sich sah. Hatte ein schrecklicher Entschluß sie hergeführt? Die trübe Unstäte in ihrem sonst so klaren und sanften Auge gab ihm diese Frage ein. Aber er sprach sie nicht aus, sondern seine Ueberraschung, so gut er konnte, bemeisternd stand er auf, ging ihr entgegen, bot ihr nach Landesbrauch die Hand und sagte, sich zu einem unbefangenen Tone zwingend:

Euch hätte ich wahrlich nicht hier zu sehen erwartet, Frau Zurflüh.

Ja, versetzte sie, nach Fassung ringend, ich weiß nicht — 's ist wunderbar — es trieb mich so, den Wildsee wieder einmal zu sehen.

Da er bemerkte, wie sie zitterte, führte er sie sanft zu dem Baumstamm, worauf er gefessen.

Als sie sich niedergelassen, blickte sie auf die finstere Tiefe, schauderte zusammen und sagte mit bebender Stimme:

Herr Pfarrer, Ihr seid stets so gut gegen mich gewesen — ich kann und will's Euch nicht verschweigen — ich — oh, wenn Ihr nicht dagewesen, läge ich jetzt da unten.

Arme, arme Kosi, so weit ist's mit Euch gekommen?

Ja, so weit! Oh, ich hab' heut' Morgen und gestern und schon lange, lange her mehr Leid erfahren, als Fleisch und Blut zu ertragen vermögen.

Ich weiß, ich weiß, und — glaubt mir, es lebt Einer, der um Euch und mit Euch litt, seit er bemerkte, daß das Lächeln von Euren Lippen verschwunden.

Sie sah zu ihm auf mit dem Zutrauen eines Kindes, das eine Vertrauen erweckende Stimme in seinem Leide tröstet. Der theilnahmevolle Blick des Pfarrers that ihr wohl.

Aber wir müssen die Last tragen, die uns auferlegt ist, Kosi, fuhr er fort. Wir müssen sie tragen. Es ist ein hartes Gebot, aber es ist das Gebot einer Pflicht, welche den Fortbestand der menschlichen Gesellschaft verbürgt. Sei es ein Segen, sei es ein Fluch, das Leben muß ertragen werden. Doch will ich Euch nicht vorpredigen. — Arme Frau, es sind schon Andere hierher gekommen als Ihr, in der Absicht, den Wildsee zu sehen und — sonst nichts mehr. Es ist viel Leid in der Welt, und erträglich wird es nur dadurch, daß es auf so Viele vertheilt ist. Seht mich an, Kosi, seht mich an! Glaubt Ihr, ich sei glücklich?

Meine Schwester, 's Breli, meint, nein. Ihr seiet immer so still und schwermüthig, Herr Pfarrer, sagt sie. Ihr glaubt nicht, wie sie sich oft um Euch abkümmert. Das Kind hängt ja mit ganzer Seele an Euch.

An mir?

An Euch. Ich hab' es wohl bemerkt, ob schon ich schon

seit lange mehr, als es recht ist, nur an mich selbst dachte. — Ich fürcht', ich nehme mir zu viel gegen Euch heraus, Herr Pfarrer; aber haltet's mir zu gut, ich bin heut' nicht recht bei Verstand. Ihr solltet nicht länger so allein sein, solltet eine Frau in Euer einsam Haus führen, und wenn auch 's Brelt meine Schwester ist, so darf ich's doch sagen: heirathet sie! Sie wird Euch glücklich machen. Oh, sie ist gesund, heiter und klug wie ein Vögeli und die best' Seel von der Welt.

Und das sagt Ihr mir, Rosi, Ihr?

Sie hob fragend das Auge zu dem vor ihr Stehenden, senkte es aber erschrocken sogleich wieder. So hatte Milder sie noch nie angesehen. Es lag ein lang und schmerzlich verhaltenes Geständniß in seinem Blick.

Ihr sagt mir das, Rosi? wiederholte er. Ihr rathet mir, eine Andere zu heirathen? Wißt Ihr denn nicht, daß ich Euch grenzenlos geliebt habe?

Mich?

Ja, Euch, Rosi! Oh, hättet Ihr mein Gefühl bei Zeiten bemerkt, vielleicht, daß Ihr dann gelernt, es zu erwidern. Ich hätte Euch auf den Händen getragen all mein Leben lang.

So hat er einst auch zu mir geredet, und jetzt — jetzt trägt er eine Andere im Herzen und auf den Händen.

Ihr habt das Recht, so zu sprechen — ja, Eure Bitterkeit ist gerecht.

Nein, nein, verzeiht mir! verzeiht mir! Ich weiß ja kaum, was ich rede. — Aber da ich nun doch einmal von meinem armen Schwesterli geredet, seid Ihr denn dem Kinde gar nicht es bizzeli gut?

Doch, Rosi, doch. Wer müßte auch dem Breneli nicht gut sein? Aber ich muß doch bezweifeln, ob, was ich für

das herzige Mädchen fühle, ausreichend sei zu einem Bunde für das ganze Leben.

Zweifelt nicht, Herr Pfarrer, zweifelt nicht! sagte sie eifrig, und Milder fühlte sich von diesem Eifer gerührt. Er merkte wohl, daß Rosi mit dem ihr angeborenen Tact ihn rasch über die leidenschaftliche Regung, welche er so eben gezeigt, hinwegführen wollte, und er widerstrebte um so weniger, als es seiner Herzensgüte wohlthat, zu sehen, wie die Verzweiflung der armen Frau durch die Beschäftigung mit dem Glücke der Schwester sich milderte.

Queget, Herr Pfarrer, fuhr sie fort, ein kleines, aber stätig glimmendes Fünkchen überdauert einen Flackerbrand. Schnelles Feuer Strohfener, pflegte mein Vater selig — Friede sei mit ihm! — zu sagen. Oh, ich hab's ja erfahren, wie es mit dem Flackerfeuer und dem Strohfener endigt, ich hab's erfahren. Alles Lug und Trug! — Verrathen und verlassen zu werden um eine Solche!

Und murmelnd wiederholte sie: „Um eine Solche — eine Solche — Solche!

Es drängte den guten Pfarrer, die Unglückliche wieder von der peinvollen Vorstellung abzulenken, welche ihren Geist beschäftigte, und er sagte daher:

Ihr sprachet von einem Fünkchen, Rosi. Angenommen, es glimmte mir so eins im Herzen, für's Breneli —

Oh, so pflegt es, Herr, pflegt es und laßt es anwachsen zu einer still und stät brennenden Flamme. Mein lieb's, gut's Schwesterli wird die Flamme zu nähren wissen. Sie ist so klug und hat so viel gelernt. Wär' sie an meiner Stelle gewesen, vielleicht — doch wir wollen von Euch sprechen, Herr Pfarrer, und vom Breli. Ihr seid also dem Kind gut, gewiß, Ihr seid ihm gut?

Das bin ich, Rosi; aber ich darf Euch nicht verbergen, daß ich über mein Gefühl noch nicht klar genug bin, um



Eure Schwester der Gefahr auszusetzen, sich in mir getäuscht zu finden. Ich möchte sagen, meine Zuneigung für das liebe Mädchen sei nur erst wie ein Weilschen —.

Oh, das Bionli<sup>1)</sup> ist ein herzig's Blüemli, Herr Pfarrer, — unscheinbar, aber voll Wohlgeruch. Lueget, da fällt mir ein, Ihr habt mal in der Predigt gesagt, in einem einzigen duftenden Bionli sei schon der ganze Frühling enthalten. Zeigt dem Breli, daß das Bionli da ist, in Eurem Herzen, und Ihr werdet sehen, daß dem Kind ein ganzer Glücksfrühling aufgeht.

Ich will es bedenken, Rosi, ich will es bedenken, und wenn das Ergebnis meiner Selbstprüfung ein solches ist, wie es einen Mann von Ehre und Gewissen befriedigen kann, so will ich mein Glück beim Breneli versuchen.

Thut das, und Ihr werdet das Glück finden.

Ich nehme die Weissagung an, und sie klingt mir aus Eurem Munde doppelt verheißungsvoll. Aber jetzt kommt, Rosi. Seht, die Sonne steht schon über den Felswänden. Wir wollen uns auf den Heimweg machen.

Sie sprachen auf dem Wege die Schluchten abwärts nicht viel mitsammen, denn Beide waren zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt. Als sie aber, beim Rütli angelangt, sich trennten, sagte Rosi ruhig und gefaßt:

Loset, Herr Pfarrer, der Ruodi wird wohl nächster Tage aus Thun an Euch schreiben, von wegen — von wegen der Scheidung. Ich erklär' Euch, daß ich darein willige. 's wird zwar meiner armen Mutter schier das Herz brechen, aber ich kann nicht anders. Er soll seinen Willen haben, er soll ihn haben. Gott verhöte, daß ich seinem Glück im Wege stünde.

<sup>1)</sup> Weilschen.

Seinem Glück? Er wird bald mit bitterster Reue erfahren, was das für ein Glück sei.

Ich fürcht' es auch, ja, das thu' ich; aber ich kann's nicht ändern. Ich kann ihm nur zeigen, daß ich bis zulezt das Meinige thun will, ihn zufrieden zu stellen.

### Zwölftes Kapitel.

#### Die Nacht der Prüfung.

Sie glaubte, schon Alles sich zurechtgelegt, Alles überwunden, sich ganz in das Unvermeidliche gefunden zu haben, die arme Kosi, und dennoch erbebte sie jedesmal, wenn in den nächsten zwei Wochen die Hausthür aufging, bei dem Gedanken: Jetzt kommt ein Brief von Thun oder eine Botschaft von dem Pfarrer, welche dich vor den Stillstand<sup>1)</sup> beruft, von wegen der Scheidung.

Es kam aber weder ein Brief noch eine derartige Botschaft.

Einmal hatte sie sich schon hingesezt, dem Ruodi zu schreiben, daß sie auf Alles gefaßt sei, daß sie ihm volle Freiheit gebe, zu handeln, wie er es passend fände, daß sie, mit einem Wort, in die Scheidung willige. Aber da versagte ihr doch die Kraft. Sie vermochte es doch nicht, ihn davon zu entbinden, daß er den ersten Schritt thäte. Sie wollte auch ihrer Mutter nicht das Leid anthun, daß diese glauben könnte, sie hätte die Sache zu leicht genommen und zu leicht behandelt. Unterrichtet war jetzt die Zwißlbäurin

<sup>1)</sup> „Stillstand“ heißt die Gemeindebehörde, welche die kirchliche Disciplin zu handhaben und auch, in erster Instanz, Ehefachen, Scheidungen u. s. w. zu behandeln hat. Der Name rührt von dem Umstand her, daß die Mitglieder dieser Behörde, welche ihre Sitzungen früher in der Kirche selbst hielt, nach beendigtem Gottesdienst beim Taufstein stillstanden, bis die Gemeinde sich entfernt hatte.

von der ganzen Sachlage, aber die gute Frau bemühte sich immer noch, ihrer Tochter und sich selbst einzureden, es sei nur ein vorüberziehendes Gewitter am Ehestandshimmel Rosi's. Anderer Ansicht war freilich 's Breneli. Das läßt sich nicht mehr flicken und leimen, Müetti, sagte das kluge Mädchen, welches seinen Schwager so grimmig verabscheute und haßte, als ihn nur immer Jemand verabscheuen und hassen konnte. Queget, 's Rosi, 's arm' Rosi kann den schlechten Mann nicht mehr lieb haben. 's kann nicht sein! Oh, Müetti, d' Mannen sind doch ein schülich's Volk. Was hat 's Rosi um den Ruodi gelitten, bis es ihn hatte, und doch hat er sein schön's und brav's Weib um so eines schwarzügigen Glüntli's willen verlassen. Nein, Müetti, los', ich will gar Keinen nehmen, Keinen, aber auch gar Keinen. — Ja, du bist mir die Recht', Ghind! Wart' nur, bis gäng der Recht' kommt und dich haben will. Ich mein', ich kenn' so 'nen Rechten. — Was meinst? — Was werd' ich neime meinen? Ebbis Geistlich's mein' ich. — Jetzt schweig aber, Müetti, oder ich lauf' dir davon. — Lauf nur! Und das neunzehnjährige Kind lief wirklich davon, nämlich aus der Kammer, wo es mit der Mutter hatte zu Bette gehen wollen, auf den Söller hinaus, um zu sehen, ob im Dorfe drunten in des Pfarrers Studirstube das Licht noch brenne. Es brannte richtig noch, wie allnächtlich. Er studirt zu viel, dachte das schöne Meitschi, welches Keinen, aber auch gar Keinen nehmen wollte, er sitzt zu lange bei seinen Büchern auf, und das macht ihn so bleich. Ich wollt', ich — nun ja, ich wollt', ich säß' bei ihm. Ich würd' ihm dann mit der Hand über seine schöne Stirn' fahren, so, und recht lieb und gut zu ihm sagen: Stephan, lieber, lieber Stephan, willst du nicht Feierabend machen?

Breneli würde wohl mit leichterem Herzen zu Bette gegangen sein, wenn sie hätte ahnen können, daß so ziemlich

in demselben Augenblicke der gute Pfarrer da drunten in seiner einsamen Bücherstube so ziemlich auch so was wünschte, nämlich, daß 's Brelt bei ihm säße. Er hatte seit der Begegnung mit Kosi am Wildsee doch recht viel an das Mädchen denken müssen, das so gesund und heiter und klug wie ein Vögeli und — fügte er in Gedanken dem Lobspruch der Schwester bei — auch so schön! Heute Abend hatte er seine Verdeutschung der burns'schen Lieder wieder vorgenommen. Was wohl 's Breneli dazu sagen würde? dachte er beim Hin- und Herblättern. Gewiß würde es sie freuen, wenn er ihr, die den halben Hebel auswendig kannte, diese der Heimath mundartlich angeeigneten herzigen Sacheläse vorläse. Es müßte dann doch recht heimelig in der Stube sein, wenn sie so beisammen säßen, ja, ganz anders als jetzt. Freilich nicht ganz so, wie er sich's vor Zeiten vorgestellt, wenn die Kosi bei ihm säße, nicht ganz so, ach nein! aber doch auch heimelig und gut. 's Brelt sei bei all ihrer Munterkeit so verständig und feinsühlend, und ihr Lachen klänge so silbern und hell wie ein Glöcklein, das zum Maifest läutet. Da sei der arme Burns, der hätte ja auch sein angebetetes Liebchen, die Hochlands-Mary, verloren und hätte nachmals doch mit Hannchen Armour in glücklicher Ehe gelebt. — Ob ihm aber das Mädchen wirklich geneigt sei? Es wäre doch wunderbar, er hätte nichts davon gemerkt, er. Aber Kosi hätte es ihm ja versichert, und Kosi könne keine Unwahrheit sagen, nein, so viel stehe fest. Er müsse sich eben jetzt ein Herz fassen und sich Gewißheit zu verschaffen suchen. So könne es nicht länger fortgehen; es sei doch gar zu einsam in dem Pfarrhaus, ja, und gar zu kalt, sogar jetzt im Sommer.

So spannen sich nachtschlafender Weile von der Zwißl zum Pfarrhaus und vom Pfarrhaus nach der Zwißl Gedankensäden hin und wider, Gefühle und Wünsche, die sich

im Mondschein begegneten wie spielende Elfen. Kosi's Gang zum Wildsee war doch zu Etwas gut gewesen. Das ist's ja überhaupt, was die Menschenwelt zusammenhält und fortbaut ins Unendliche, daß hart neben den Trümmern einer zerstörten Existenz unentmuthigt eine andere und immer wieder eine andere sich ansiedelt, mit der Hoffnung, sie, gerade sie würde und müßte der Bliß verschonen.

Derweil saß zur selben Stunde Kosi auf dem Schuhkopfe droben auf der Bank, mit welcher sie der Ruodi einst so freundlich überrascht hatte. Das war lange her, und seitdem hatte er, ach, dafür gesorgt, ihr ganz andere Ueberraschungen zu bereiten. Sie kam gerne hierher und saß, nach beendigtem Tagwerk, da sie ohnehin erst spät den Schlaf finden konnte, oft bis tief in die Nacht hinein da droben, in die Betrachtung der Gestirne oder in jene schweremüthigen Träumereien versunken, welche die balsamische Stille der Sommernächte den Unglücklichen so süß und vertraut macht.

Sie liebte diese Stelle, denn immer, wenn sie in nächtlicher Einsamkeit da verweilte, athmete ihre gepreßte Brust leichter auf. Da, auf dieser Bank hatte sie ja die seligste Stunde ihres Lebens verlebt, damals in der Hochzeitnacht, bevor der Ruodi sie in sein Haus führte. Die heutige Augustnacht war so klar, wie jene Herbstnacht gewesen. Die Wasser rauschten schlaftrunken, die Sterne funkelten am wolkenlosen Firmament, und der über dem Glanzhorn schwebende Vollmond machte die Schneekuppen der Bergkolosse ringsher geisterhaft schimmern — Alles wie in jener Stunde voll süß gestillten Sehns, voll bebender Glücksgewißheit. Alle Einzelheiten derselben, alle, alle, bis zu den geringfügigsten herab, erwachten in Kosi's Erinnerung. Sie glaubte Ruodi's Hand auf ihrer Schulter, seine flüsternde Stimme in ihrem Ohr zu fühlen, und unwillkürlich streckte sie ihre Rechte nach ihm aus: er mußte ja da sein, neben ihr auf der Bank.

Aber sie griff in die leere Luft, das Traumbild der Erinnerung zerfloß, sie war allein.

Und doch nicht so ganz allein. Vor ihr saß der alte Türk, wie er auch in jener Nacht vor ihr gefessen. Aber heute lief das treue Thier nicht mehr Gefahr, heimgeschickt zu werden. Ein wunderlicher Kerl, der alte Bottelhund! Er mußte sich über die Zustände im Rütli, wo er sogleich nach Ruodi's Abreise nach Berlin sein ständiges Quartier genommen, eigene Vorstellungen gebildet haben. Es schien ihm Alles daran gelegen, der Rosi zu zeigen, daß es doch noch Treue in der Welt gäbe trotz alledem, und ganz merkwürdig war die Abneigung, die er dem Ruodi seit dessen Heimkunft aus Deutschland bezeigte. Wenn der Hausherr daheim war, hielt sich der Türk außerhalb des Hauses; sobald jener fort, kam er herein. Saß Rosi in traurigen Gedanken, schlich der Hund herbei, legte seine Schnauze auf ihr Knie und sah sie so ganz eigen an, als wollt' er sagen: Wenn ich dir nur helfen könnt'! Und es lag Trost in seiner Treue. Wer das Unglück kennt, wird nicht läugnen, daß auch der theilnehmende Blick eines Hundeauges etwas Tröstliches habe.

Der Mond war schon lange hinter dem Glanzhorn verschwunden, und der Nachthauch wehte kühl und kühlter von den Bergen. Dem alten Türk schien die Träumerei seiner Herrin heute gar zu lange zu währen. Er verrieth Ungeduld, und vorhin war er gar an den Rand des Felsens getreten, hatte die Schnauze schnobbernd gegen die Rütlihalde ausgereckt und ein heftiges Gebell ausgestoßen. Rosi beachtete es kaum. Die Bilder von Vergangenen, welche die junge Frau umschwebten, waren freilich jetzt keine goldenen mehr. Zuletzt kam eins, oh, das grellste, qualvollste: die kleine Lichtung hinter dem Gebüsch, welches die Bilgis-

matte säumt, und darauf das Schwarzjelfi, dem Ruodi an Hals und Lippen hängend.

Das jagte sie auf.

Sie stieg rasch den Felsen hinab und eilte dem von seinem Hügel herabdunkelnden Hause zu, als hätte sie jeder Erinnerung an wonne- oder wehvolle Augenblicke entfliehen mögen und können.

Der Hund sprang ihr voraus und erwartete sie droben vor der Hausthüre, auf dem Boden umherschnüffelnd und leise knurrend.

Was hast du denn, Türk? Komm, Alter, komm! sagte sie, die nur angelehnte Thüre öffnend.

Sie hatte kaum einige Schritte in dem Flur vorwärts gethan, als ihr Fuß im Dunkel an einen Gegenstand stieß. Sie bückte sich nieder, zu erfahren, was ihr denn da im Wege läge, und ihre Hand faßte eine längliche Schachtel von Holz, über deren Rand etwas Weiches herhing, wie ein Tuch von Linnen oder Wollenzeug.

Was ist denn das?

Tastend fuhr sie mit der Hand über den Gegenstand hin, zuckte plötzlich zurück, als hätte sie Feuer berührt, und schnellte mit einem Schreckensschrei empor.

Eine furchtbare Ahnung, nein, eine furchtbare Gewißheit griff ihr ans Herz wie mit der Hand des Todes.

Sie stand wie erstarrt, keiner Regung mächtig. In kaum articulirten Tönen brach die Klage aus ihrem Munde: Oh, das noch! Auch das noch!

Das Gekurre des Hundes ihr zur Seite weckte sie aus ihrer Betäubung.

Raum wissend, was sie that, nahm sie mit einer raschen Bewegung die Schachtel vom Boden auf, trug sie in die dunkle Stube und setzte sie auf den Tisch. Dann machte sie, fliegenden Busens, Licht und näherte sich damit ihrem Fund.

Die Hand, womit sie den Leuchter hielt, zitterte wie Espenlaub, und mehr noch zitterte die andere, welche sie nach dem Tuche ausstreckte, womit die Schachtel bedeckt war.

Sie mußte inne halten, das Licht auf den Tisch stellen, sich auf einen Stuhl werfen, um den Schwindel, der sie anwandelte, vorübergehen zu lassen.

Der Hund legte seine Vorderpfoten auf den Tischrand und schnobberte an der Schachtel herum. Aber er knurrte nicht mehr, sondern winselte nur.

Rosi stand auf, leichenblaß, aber nicht mehr zitternd.

So schob sie den Hund zur Seite und zog langsam die Decke von der Schachtel.

Da lag, auf ein Kissen gebettet, ein schlafendes Kind vor ihr, kaum zwei Monate alt, schön und wohlgebildet, aber schön wie — Schwarzelji.

Ihr Kind! stammelte die unglückliche Frau.

Das Blut schoß ihr mit einer Gewalt ins Antlitz, welche die Adern ihrer Schläfe zu sprengen drohte, und ein Blick wilden Hasses fiel aus ihren weitgeöffneten Augen auf den schlummernden Findling.

Als sie so stand und starrte, bewegte sich das Kind und schlug die Augen auf — die braunen guten Augen Ruodi's, wie sie vormalß gewesen.

Sein Kind! rief Rosi aus, und ein Strahl himmlischen Erbarmens spielte auf ihrer Stirne, als sie sich jetzt zu dem Findling niederbeugte.

Sie nahm das Kind sanft aus dem Behälter, drückte es an ihre Brust, und ein Strom von Thränen rollte ihr über die Wangen herab.

Sie konnte wieder weinen, nach so vielen Leidestagen zum ersten Mal wieder weinen, und oh, wie thaten ihr diese Thränen wohl!

Sie haben dich ausgefetzt, armes Geschöpf, sagte sie



schluchzend. Die dich geboren, ließ es zu, that es vielleicht selbst. Aber du sollst nicht verlassen sein. Ich will dich hegen und pflegen, als hätt' ich dich unter meinem Herzen getragen, will deine Mutter sein und dich lieben, lieben — bis zu meinem letzten Athemzug.

Ein neuer Gedanke kam ihr. Sie trug den Findling in das Hinterstübli, zog die zierliche Wiege aus der Ecke und bettete das Kind darein. Es war bis dahin still geblieben, jetzt aber ließ es jenes Gewimmer vernehmen, womit gesunde Kinder anzeigen, daß sie nach Nahrung verlangen.

Ja, du sollst haben, arm's Märkli, du sollst haben! sagte Rosi; wart' nur es bizzeli, ich bin gleich wieder da.

Eilends und leise, um ja das droben schlafende Marelli nicht zu wecken, weil sie Alles selber thun wollte, ging sie durch die hintere Hausthüre zum Stall hinüber und kam bald mit einem Napf voll frischgemolkener Milch zurück.

Der Türk saß hart neben der Wiege, wedelte mit dem Schweif und leckte die zappelnden Händchen des wimmernden Kindes.

Das ist schön, Türk, das freut mich von dir, sagte Rosi lächelnd und nahm geschäftig ein Gütterli<sup>1)</sup> aus dem Glasschrank, das „Mämmeli“, welches die vorsorgliche Zwißlbäurin seiner Zeit unter das übrige zur Aussteuer ihrer Tochter gehörende Geschirr gestellt hatte. In dieses Mämmeli goß sie von der frischen Milch und tränkte daraus das Kind, das recht herzhaft zog und sog und, nachdem es satt war, wieder einschließ.

Rosi stand noch lange an der Wiege, das Kind zu betrachten. Sein Anblick war ihr nun schon vertraut und lieb, auch wenn es die Augen zuhatte. Es war ihr wie ein

1) Fläschchen. Gütterli ist Diminutiv von Guttere, Flasche.

Geschenk, vom Himmel gefallen. Sie konnte nicht satt werden, mit linder Hand die Kissen zurecht zu rücken und die Decke glatt zu streichen, damit der Findling ja recht sanft und warm gebettet sei. Immer wieder kehrte sie zu der Wiege zurück, nachzusehen, ob doch ja Alles in Ordnung sei, und mit herabgeneigtem Ohr zu lauschen, ob der Athem des schlummernden Kleinen ruhig und regelrecht ginge.

Endlich ging auch sie zu Bette, in dem Hinterstübli, wo sie schon seit Wochen schlief, seit jenem Unglückstag, wo das Marelli mit der großen Neugierkeit aus der Kirche heimgekommen war und Jungfer Bibbeli auf den Blitz den Donner gesetzt hatte. Seitdem hatte sie nicht mehr in der Kammer drüben neben der Stube geschlafen, denn schon der Anblick ihres Ehebettes erregte ihr einen Schauer, welchen sie nicht zu überwinden vermochte — nie mehr!

Aber jetzt dachte sie gar nicht daran, weil sie überhaupt an Nichts dachte als an das Kind, dessen Wiege sie hart an ihr Lager gerückt hatte. Es jubilirte Etwas in ihr wie erfüllte Muttersehnsucht, und dieser Jubel war vielleicht höher und heiliger, als wenn das Kind ihr eigen Fleisch und Blut gewesen. Sie fühlte, daß ihr Leben wieder einen Inhalt habe, und drückte das in ihrer Weise aus, indem sie vor sich hin sagte: Jetzt weiß ich doch, wozu ich noch auf der Welt bin. — Sie sprach ein inbrünstiges Dankgebet, und in die Worte desselben hinein läutete eine helle Freudenglocke in ihrem Herzen. Unter diesen Klängen schlief sie ein und schlief so sanft und süß, wie sie seit langer, langer Zeit nicht mehr geschlafen hatte.

---

### Dreizehntes Kapitel.

„Freut euch des Lebens!“

Man hat es tausendmal gesagt, und noch drängt es sich unserer Betrachtung täglich von Neuem wieder auf, daß das Narrenspiel des Lebens seine Zugkraft nur den grellbunten Gegensätzen verdanke, aus welchen es sich zusammensetzt. Allerdings ist dieses Narrenspiel überwiegend mehr traurig als lustig, aber als Hersteller des Gleichgewichts ist ja Vater Humor da, der alte und ewig junge Tröster der Menschheit, der mit dem Munde zu lachen vermag, während ihm die Thräne im Auge steht, der gute Papa, der die über Mühsal und Schmerz seufzenden und schreienden Kinder in salomonische Weisheit einwindelt und die klagenden mit den Worten schweigt: Was soll der Lärm? Alles ist eitel, wißt ihr? Drücken euch die Schuhe, in denen ihr springen und tanzen müßt? Thun euch die Hühneraugen weh, an den Füßen oder gar am Herzen? Bagatelle, nicht der Rede werth! Ihr habt bei alledem nichts zu thun, als ein paar Jahre mehr oder weniger Geduld zu haben. Dann fällt der Vorhang, die Lampen verlöschen, und die ganze Narrethei ist aus. Der gute Papa hat vollkommen Recht, aber um „die paar Jahre“ ist's doch eine gar eigene Sache: denen, die mit in spanische Stiefel gepreßten Weinen das große Narrenspiel mitmachen müssen, werden denn doch die paar Jahre lang, sehr lang, entsetzlich lang! Nur den Glücklichen gehen ja die Uhren zu schnell.

Wer in der Nacht, wo im Hause zum Rüttli eine That des edelsten Heldenthums gethan wurde, nicht so gut schlief wie die Kosi, das war der Pfarrer von Windgellen. Wunderliche Geschöpfe, die wir sind! Als der gute Milder das Zerwürfniß zwischen Kosi und ihrem Gatten zuerst in dessen ganzem Umfang erfahren, als er sich klar gemacht, wie un-

heilbar dieser Bruch sei, hatte sich daran eine unbestimmte, aber süße Hoffnung für ihn geknüpft. Wenn die Scheidung wirklich vollzogen würde, könnte es dann nicht geschehen, daß das Herz der unglücklichen, trostbedürftigen Frau ihm sich zuwendete, ihm, der sie so lang und so innig geliebt? Aber diese Hoffnung und was sich von Aussicht auf Glück damit verbunden, war ebenso schnell wieder verschwunden und zwar nicht erst verschwunden bei dem ängstlich-staunenden, wildfremden Blick, womit ihn Kosi angesehen, als er ihr droben am Wildsee so lange Verhehltes gestanden — nein, nicht erst da. Selbst edlen Gemüthern wohnt eine instinctartige Scheu vor dem Unglück inne, und wenn ihnen auch der von Zeus' Blitze getroffene Baum heilig ist, wie er es den frommen Griechen war, so tragen die meisten doch Bedenken, aus dem zersplitterten Stamm eine Hütte sich zu zimmern. Aber eine Hütte, ein Heim will am Ende Jeder haben, und so ist es begreiflich, daß sich Wilder's Gedanken mehr und mehr von der älteren Schwester ab und der jüngeren zuwandten. Und doch machte er sich wieder ein Gewissen daraus, seiner ersten Neigung untreu zu werden; aber zu seinem Troste fiel ihm dann ein — selbst die besten Menschen sind nicht immer frei von Sophistik —, daß er als Breneli's Gatte für Kosi zu thun vermöchte, was ein Bruder nur immer thun könnte. Wär' nur das Breneli erst seine Frau! Aber das war ja auch vorderhand eine bloße Phantasie. Die Kosi könnte sich doch getäuscht haben, und — und — kurz, eine ganze Rote von lauter „und“ und „wenn“ und „aber“ turbulirte und drangsalirte den armen Pfarrer, während er sich schlaflos in seinem Bette hin und her warf. Am Ende mußte sich jedoch diese ganze Rote vor dem Zaubersprüchlein ducken: „Es wäre doch möglich! Es könnte doch sein!“ Jungen Leuten, selbst jungen Pfarrherrn, ist diese Formel sehr geläufig. Aelter geworden

verlernt man sie oder glaubt wenigstens nicht mehr an ihre magische Kraft.

Ja, es könnte doch sein! Damit duselte Stephan Wilder gegen Morgen zu endlich ein und erwachte denn auch viel später als gewöhnlich. Er wäre auch dann noch nicht erwacht, wenn wenn nicht die alte Klephe<sup>1)</sup>, seine „Spetterin“<sup>2)</sup>, die ihm Frühstück und Abendkost bereitete und das Mittagessen aus dem blauen Fuchs holte, an die Thüre seiner Schlafstube gepöpperlet hätte, gäng verwunderet, daß der Herr Pfarrer so lang im Nest syg. Der Kaffee stehe auf dem Tisch, und binnen einer halben Stunde würde gäng der Leichenzug des alten Schurbauers das Thal heraufkommen, und gäng sei vorhin auch der Strobelschäpi, der Bränntsludi, da gewesen und hätt' neime 'nen Brief gebracht.

Schurbauer, Strobelschäpi, Bränntsludi, Brief? brummelte der schlaftrunkene Pfarrer, sich die Augen reibend. Ach ja, der wird heute begraben, nämlich der Alte aus der Schur.

Damit fuhr er in seine schwarzen Amtshosen, welche dem in solchen Dingen nicht sehr accuraten Pfarrherrn die alte Klephe am Abend zuvor fürsorglich hingelegt hatte.

Er war aber immer noch halb im Schlaf und Traum. 's Breneli ist ein so allerliebste, „dundersnettes“, ja noch viel dundersnetteres Breneli, als sich der gute Hebel nur irgendwann von einem träumen ließ — so viel ist gewiß; sagte er mit voller Ueberzeugung vor sich hin und lachte dazu und fiel in eine so angenehme Berstreuung, daß er ohne Arg, das heißt, ohne es zu merken, über die engen schwarzen Amtshosen noch die weiten grauweißen Sommer-

<sup>1)</sup> Kleophea, welcher kothurnhafte Frauenname in der angegebenen Corrupirung in der Schweiz sehr häufig ist. <sup>2)</sup> Aufwärterin.

beinkleider anzog, die er zu dieser Jahreszeit zu tragen gewohnt war. Seine übrige Toilette war bald gemacht, und so ging er in die Stube hinaus, um sich seinen Morgenkaffee durch den fraglichen Brief, der auf dem Tische lag, nicht versüßen, aber versalzen zu lassen.

Schon das Außere des Briefes verstimmte ihn, weil die Adresse, eine nicht unzierliche Frauenhand verrathend, lautete: „Meinem sehr lieben Herrn weiland Seelenhirten, Jugend- und Tugendlehrer Stephan Milber.“ Auch roch das Papier so nach Patschuli, und das konnte der Pfarrer nicht leiden. Er vertiefte sich aber doch so eifrig in das Schreiben, daß er nicht beachtete, wie der zahme Staar, welchen er sich als Gesellschafter hielt, mitten in der Zuckerbüchse sich etablirte und da nach Herzenslust wirthschaftete.

Schwarzelsi schrieb dem Pfarrer, unter Anwendung von allerlei krausen und frivolen Redensarten, ihre sonst klastertief gewurzelte Tugend sei leider zu Falle gekommen, wie dies ja in dieser sündigen Welt der Tugend überhaupt öfter passire als nicht. Im vorigen Jahre habe es nämlich zu Berlin schon im October Glatteis gegeben, und da sei es nicht eben wunderbar zugegangen, daß sie eines schönen Abends ausgeglitscht und gefallen sei. Die Folgen dieses Unfalles würden ihm, dem Pfarrer, ohne Zweifel schon bekannt sein, da es ja in Windgellen eine vortreffliche Zeitung gebe. Zu ihrem Bedauern habe sie in den letzten Tagen die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß der Mann, welcher besagtes Berliner Glatteis so schönöde mißbraucht hätte, sie sitzen lassen wollte, indem er seinem feierlichen Versprechen zum Trotz, von Thun aus die nöthigen Schritte zu ihrer Rehabilitation einzuleiten, nichts habe von sich hören lassen. Sie hätte aber weder Zeit noch Lust, sitzen zu bleiben, weder im wörtlichen noch im figürlichen Sinn. Demzufolge sei sie, wann er diese Zeilen lese, schon

über alle Berge, welche jemals wieder zu sehen sie nicht das geringste Verlangen trage. Seien ihr doch die letzten vierzehn Tage unendlich lang geworden, noch um einen ganzen Zoll länger als der Bart der berühmten Jungfer Bibbels. Das hätte sie nicht länger prästiren können, nicht um tausend Duzend Ruodis willen. Er, der Pfarrer, und wohl auch noch andere Leute seien sicherlich so billig und christlich, einzusehen, daß sie sich mit dem Kinde, das übrigens getauft sei und Rudolf heiße wie sein Vater, nicht habe schleppen können, um so weniger, da sie nicht ganz sicher gewesen, ob ihr guter alter, närrischer Baron und Großpapa von der Schnarrbig für dieses schweizerische Product auch so eine große Zuneigung empfunden haben würde, wie für anderes Schweizerpielzeug. Sie habe daher, in Abwesenheit des Vaters, gestern Abend das Kind einstweilen der Kosi ins Haus gestellt. Die Kosi habe sich ja ohne Zweifel schon lange ein Kind gewünscht, und das ihr jetzt über Nacht bescherte sei ein allerliebsteß Püppchen. Durch dieses simple Arrangement sei ihr, der Elsi, von einem und der Kosi zu einem Kinde und also sei Beiden geholfen. Im Uebrigen empfehle sie sich der öffentlichen Meinung von Windgellen zu Gnaden und — auf Nimmerwiederkehr.

Die Rabenmutter! brach der Pfarrer zornig los. Fast hätte er gesagt: Das Rabenaas! Es giebt Dinge, über welche selbst ein Wilder wild werden kann, werden muß, und unser guter Pastor war wenigstens früher keiner von denen gewesen, in welchen sich die Zornesader nie regt. In der ersten Zeit nach seiner Ordination hatte er in einer Gemeinde im Emmenthal vicarisiert, und da war es ihm begegnet, daß er als Katechet über einen Bauernjungen wild wurde, der nicht nur vernunftwidrig, sondern so zu sagen polizeiwidrig vernagelt war. Was hatte sich der Vicar Mühe gegeben, wenigstens den einen oder andern von den berühmten

Sprüchen der Bergpredigt in dem Tohu=Bobohu dieses Schädels anzufiedeln! Umsonst. Da riß ihm endlich die Geduld, und während er dem hoffnungsvollen Jungen zum hundertsten mal den Spruch vorsagte: Seid sanftmüthig von Herzen u. s. w., schlug er ihm zugleich das Buch nach Noten um die Ohren. Da er nicht ohne Sinn für das Romische war, konnte er an diesen Act evangelischer Sanftmuth nie zurückdenken, ohne innerlich zu lachen. Aber derselbe war doch eine große Lehre für ihn geworden. Er hatte doch den Bernagelten nie mehr ansehen können, ohne sich im Stillen vor demselben zu schämen, und so hatte er jener theologischen Sanftmuth entsagen gelernt, welche im kleinen Stil dumme Jungen beehrseigt und im großen die Weltgeschichte mit einem von Scheiterhaufenflammen roth angestrahnten Meer von Blut und Thränen erfüllt hat.

Derweil hatte es drüben auf dem Kirchturm zu läuten begonnen, und der Pfarrer warf den Brief auf den Tisch, was für den Staar eine Andeutung war, seine Razzia in der Zuckerbüchse zu beendigen. Er slog auf die Ofenstange, und höchlich zufrieden mit seiner Morgenarbeit pfiß er hellauf die Melodie: Freut euch des Lebens!

Ja, freut euch des Lebens! sagte der verstimmte Milder. Du hast gut pfeifen, du! In der Vögelwelt giebt es keine ausgefetzten Kinder, keine Rabenmütter. Und doch — Kukuksmütter. — 's ist ein Elend — aber jetzt möcht' ich nur wissen, wo meine schwarzen Hosen stecken.

Er war in das Schlafzimmer getreten und suchte dort nach dem fraglichen unentbehrlichen Stück seines pfarramtlichen Anzugs. Es war hohe Zeit, denn schon kam die alte Klexhe herein mit der Meldung, daß der Leichenzug auf dem Kirchhof angelangt sei.

Ich komme schon, auf der Stelle. — Aber, Klexhe, wo sind denn nur meine schwarzen Hosen?



Herr Jessis, jetzt hat er noch nit einmal die Pfarrershosen an!

Wo habt Ihr sie denn?

Ich? Ich hab' sie gäng nit an, ich! Sie müssen neime dort neben dem Bett liegen, wo ich sie gestern z'Obig hing'legt.

Sie sind nicht da. Helft mir doch suchen! 's pressirt! Fryli, fryli, Herr Pfarrer. Sie läuten ja da drüben, daß ahfograd d' Glocke zerspringen möcht'.

Große, eifertige, fliegende Untersuchung, da, dort, hüben, drüben, Rasten=Auf= und Zuschlagen, Umkehrung aller Ordnung, vollständige Anarchie.

Die Hosen! rief der Pfarrer.

Die Hosen! jammerte die alte Klephe.

Hosen! echote der Staar.

Klephe, wo bleibt denn der Herr Pfarrer? rief eine Stimme drunten an der Treppe.

Herr mynes Lebens, jetzt kommt noch 's Bibbeli dazu! ächzte die alte Frau.

Und richtig, schn erschienen die Gestalt der ehrsamem Jungfer in ihrer ganzen Länge unter der offenen Stubenthüre. Drüben auf dem Kirchhof stand harrend der Leichenzug, und der Pfarrer kam nicht. Das hatte was zu bedeuten. Die Zytig vo Windgellen witterte ein Ereigniß. Es hatte sie herübergetrieben und herauf.

Schön guten Morgen, Herr Pfarrer. Nichts für ungut. Wollte nur sagen, die Leich' —

Ich weiß, ich weiß. — Aber die Sache ist, ich kann meine Hosen nicht finden.

Seine schwarzen Hosen! erklärte die Klephe außer sich.

Er kann seine schwarzen Hosen nicht finden? erwiderte Bart=Bibbeli tragisch und hätte gern die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, wenn sie nur nicht in der einen

Hand das Sacktuch und in der andern das Gesangbuch gehabt hätte.

Aber, Herr Pfarrer, sagte die Kleyhe, sich ermannend. Ihr habt ja noch ein anderes Paar. Die alten, wißt Ihr?

Richtig, richtig; wo sind sie? Geschwind her damit! — Aber halt, da fällt mir ein, ich habe sie, glaub' ich, vor etlichen Tagen einem armen Handwerksbursch gegeben, den sein Unstern da herauf verschlagen hatte.

Herr Jessis, Herr Jessis! Jetzt hat er die anderen verschentt. Ja, so ist er! Der gab' gäng Alles weg. — Aber wo sind denn die neuen Hosen? Sie können doch nit weg-g'slogen sein? Man möcht' ja nu absograd' verzwarzle und verräble.

Das ist 'ne G'schicht'! bemerkte Bart-Bibbeli sentenziös. Zum Tollwerden! der unglückliche Pfarrer.

Freut euch des Lebens! schrie der Staar wie besessen auf seiner Ofenstange.

Das schlug dem Faß den Boden aus. Milder mußte hell hinauslachen.

Herr Jessis, jetzt lacht er gar noch! Hat man je so was verlebt?

Aber, Herr Pfarrer, was werden die Leut' denken? Die Leich' kann doch nit länger warten. 's ist gäng grüßli! Nit drum, ich mein', der alt' Schurbaur könnt' neime auch in Himmel kommen, wenn Ihr ihm in so helle Höckli d' Leichenpredigt haltet.

Weise gesprochen, Jungfer Bibbeli, weise wie Salomo. Alles ist eitel, wißt Ihr? Sogar die schwarzen Hosen.

Und in komischer Verzweiflung wollte er sich in seine Stiefel stürzen.

Da, als er zu diesem Zwecke die hellen Sommerhosen hinauffstreifte, kamen darunter die theologischen schwarzen zum Vorschein.

Victoria! rief er aus.

Hat man je so was g'sehen? sagte 's Bibbeli hinausgehend. Er hat zwei Paar Hosen an und merkt's nit!

Die Zeitung konnte es kaum erwarten, bis der alte Schurbauer im Grabe war. Hunderttausend Paar Hosen, schwarze und hellgraue, baumelten ihr vor den Augen, vor der Seele. Oh, das gab wieder mal einen Geschäftstag für sie! Kaum war die Ceremonie vorüber, lief die erweckliche und erschreckliche Hosengeschichte wie ein Lauffeuer durchs Dorf. Die Windgellener lachten, aber die Zytig nahm die Sache nicht so leicht. Das sei gar nicht so lächerlich, meinte sie. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Sie wolle zwar nichts gesagt haben, sie, gar nichts. Sie sei keine so Eine, die ihre Freude dran habe, ihre Mitmenschen in üble Nachrede zu bringen, und vollends gar so 'es Männli, wie der Herr Pfarrer sei. Aber man werde schon sehen, wie das noch ausländen würde, man werde schon sehen. Sie hätte es ja schon längst gemerkt, daß es dem braven Herrn nummeinisch rabbeln müßte. Er sei ja immer so ernsthaft und traurig gewesen, und jetzt fang' er plötzlich an, hellauf zu lachen, und hab' in hellgrauen Hosen, in Sommerhosen eine Leichenpredigt thun wollen. Nur ihre Dazwischenkunft habe dieses Spectakel verhütet. Der arme Herr hätte eben heirathen sollen, ja, das hätte er. So allein in seinem Pfarrhaus hab' er sich überstudirt. Das ginge gäng so. Sie habe mal einen verfligt gescheiden Mann sagen hören, von dem ewigen Bücherlesen wüchse gäng der Verstand, aber rückwärts wie ein Ruchschwanz. Sie könne aber nichts dafür, sie hätte es dem armen Herrn mängist<sup>1)</sup> deutlich merken lassen, daß er beizeiten heirathen sollte, wie andere Pfarrer auch. Jetzt habe man's, jetzt sei er lepköpfig, und man würd's

<sup>1)</sup> Manchesmal.

erleben, daß er mal drei Paar Hosen oder so viel er nur immer hätte, über einander anthäte oder aber gar — psüdi, sie mög's kaum denken, es sei eine g'schämige Sach' — eines Sonntags ohne Hosen auf die Kanzel käme. Doch, wie gesagt, sie wolle nichts gesagt haben, sie; aber man würd's sehen, man würd's schon sehen.

Was wird man sehen, alt's Bibbeli? schrie der Wirth zum blauen Fuchs, in dessen Küche die Zytig ihren Leitartikel über die pfarrherrliche Hosenfrage zum Besten gab. Was wird man sehen? Das wird man sehen, daß deine Zahnlud' gäng allwyl größer und dein Bart allwyl länger wird.

Bibbeli hob die Augen gen Himmel und warf dann ihrem Better, dem Fuchswirth, einen Blick zu, einen Blick, wie ihn etwa der Prophet auf das dem Untergang geweihte Ninive geworfen. Hierauf schritt sie mit schweigsamer Majestät hinaus. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen — würde sie gedacht haben, wenn sie nur den Bers gekannt hätte.

Inzwischen war der Pfarrer zur Zwihl hinaufgegangen, Schwarzelst's Brief in der Tasche. Er wollte mit der Zwihlbäurin darüber reden. Er wollte aber noch über etwas Anderes reden, nicht mit der Zwihlbäurin, wenigstens nicht in erster Linie, aber mit dem Breneli.

Als er nach der Bestattung des Schurbauers heimkam und den Kirchenrock abthat, mußte er noch einmal herzlich über die Scene lachen, die zuvor von ihm und der Klephe und dem Bibbeli und dem Staar aufgeführt worden, und als er ausgelacht, meinte er:

Meine liebe Mutter selig hat ja oft gesagt, wenn man etwas recht Wichtiges vorhabe, so soll man es ausführen an einem Tage, welcher recht lustig angefangen. Nun, die Geschichte mit den verwunschenen Hosen war lustig genug.

Der Brief freilich — aber einerlei, probir's mal, Stephan, probir's!

So ging er denn, es zu probiren.

In die große Stube des Zwihlhofes getreten fand er dieselbe leer und wollte eben die zur Küche führende Thüre öffnen, wo er Geräusch hörte, als dieselbe von draußen aufging und mit vorgebundener weißer Küchenschürze 's Breneli hereintrat.

Es war doch auf und eben so ein hebel'sches „Hexli“, das dunderznette Meitschi! Nicht gepuzt, aber doch so frisch und sauber in den weißen Hemdärmeln und dem rothen Brusttuch wie ein Vögeli, accurat wie ein Vögeli.

Dem Pfarrer ward es siedend heiß, als er sich dem Mädchen so plötzlich allein gegenüber sah. Er hatte den ganzen Weg her eine schickliche Unrede einstudirt; die war aber jetzt bis zum letzten Buchstaben aus seinem Gedächtniß verschwunden, verdunstet, rein weg. Er drehte den Hut in den Händen, mit einem Eifer, als wär' ihm aufgegeben worden, die Krempe wegzudrehen.

Seine Verlegenheit machte auch das Mädchen verlegen, auf dessen Wangen die Farben rasch wechselten. Aber nicht für lange. Die Frauen haben einen merkwürdig schnellen Ueberblick und finden sich unschwer zurecht.

Mein Müetti wird sogleich da sein, Herr Pfarrer, sagte Breneli. Sie ist neime nur in den Heugaden hinüber. Ich will sie rufen.

Ja, thut das, Breneli, das heißt, ich kann schon warten, ich —

Ihr wollt doch mit dem Müetti reden, Herr Pfarrer? Eigentlich ja, indessen — nun ja, ich wollte auch mit Euch reden, Breneli.

Mit mir?

Ja, und — seht, ich kann nicht lange hinter der Hecke

halten, und so will ich es denn gerade heraus sagen, daß ich als Freierwerber komme.

Das Wort traf Breneli schwer. Es ist in dem Thal von Windgellen der Brauch, daß namentlich in Fällen, wo die Heirathen nicht Herzens-, sondern Convenienzsache sind, der Heirathslustige durch einen guten Bekannten die Anfrage an seine Erwählte thun läßt. Breneli wurde bleich und schlug die Augen nieder. Aber als sie dieselben wieder erhob und bang forschend den Pfarrer ansah, kehrte die Röthe auf ihre Wangen zurück, und in den allerliebsten Grübchen derselben lichterete der Schalk.

Als Freierwerber kommt Ihr? fragte sie. Für wen?

Oh, ich glaube sagen zu dürfen: für einen ordentlichen Mann. Wenigstens wird man ihm nicht gar viel Uebles nachreden können.

Ich meinte —

Was meintet Ihr, Breneli?

Wie sprach er nur diese vertrauliche Abkürzung ihres Namens so gar eigen! Er hatte dieselbe auch noch gar nie ihr gegenüber gebraucht. Es klang so gut, so lieb, so süß! Die Jugend hat solche seelenlösende Laute und Accente in der Brust, die Jugend und das Glück.

Ich meinte — aber ich darf's nit sagen.

Oh, Ihr dürft mir Alles sagen, Breneli.

Schon wieder „Breneli“! Nun wohl, da mußte es schon heraus.

Ich meinte, stammelte sie hochroth, ich meinte, Ihr wolltet für Euch selber sprechen.

Und wenn ich's wollte, Kind, wenn ich's wollte?

So würd' ich sagen: Thut es in Gottesnamen!

In Gottesnamen denn: Breneli, wollt Ihr meine Frau werden?

Ja, und von ganzem Herzen und von ganzer Seele ja und tausendmal ja!

Der arme Hut mit seiner mißhandelten Krämpe fiel auf den Boden, denn der Pfarrer hatte jetzt etwas Anderes zu halten.

Es ward ihm doch recht „himmelhochjauchzend“ zu Muth, als er das frische, schöne, vor Wonneüberschwang lachende und weinende „Chind“ von neunzehn Jahren in den Armen hielt.

Die Glücklichen! Auch sie umklang jetzt das alte Hohenlied, welches in seiner ganzen Kraft und Glut nur einmal dem Menschen tönt und für neunundneunzig Paare von hunderten so bald verklingt, wenn nicht gar in trübselige Dissonanz umspringt. Und dennoch, wer es nie gehört, der darf auf die Frage: Was thust du denn eigentlich in der Welt? mit gutem Grund zur Antwort geben: Ich weiß es selber nicht.

Die Zwißlbäurin, welche unter der offen gebliebenen Rüchenthüre erschien, ohne daß die Weiden sie wahrnahmen, mußte wohl auch Etwas von dem Liede hören; denn sie schien die Gruppe, welche sie vor sich erblickte, gar nicht mit Mißfallen anzusehen, im Gegentheil, ganz im Gegentheil.

Endlich that sie einen Schritt vorwärts in die Stube, und die Liebenden mußten jetzt wohl auch wieder in die Wirklichkeit zurückkehren.

Werthe Frau Leuenberger, hob der Pfarrer an.

Aber Breneli ließ ihn nicht vollenden. Das Antlitz voll Glut und Glück und die Hand des geliebten Mannes festhaltend, lachte sie der Mutter entgegen:

Müetti, lieb's Müetti, lueg', der Recht' ist kommen!

Ich seh's, Kind, ich seh's und gäng mit Freuden. Und lojet, Herr Pfarrer, ich darf wohl sagen, 's Breli wird ein brav's Fraueli werden und bleiben, wenn Ihr gut mit ihm seid.

Wie könnt' ich anders? Nicht wahr, Brelt, du vertraust mir?

Von ganzem Herzen, lieber Stephan.

Ja, das thut sie fryli, Herr Pfarrer. 's ist kein falsch Aederli im Breneli. Aber, Kinder, die Sach' hat neime doch ein Häkli.

Ein Häkli? erwiderten die Verlobten aus einem Munde.

Ja, aber seid nur nit gleich so erschrocken. Lueget, 's ist so. Du weißt, Brelt, der Vater selig hat uns noch auf dem Todbett anbefohlen, die Zwihl nit in fremde Händ' kommen zu lassen. Nun hat aber das arm' Rosi keine Kinder, und du, Brelt, wirßt Frau Pfarrerin. Ich wüßt' wohl 'nen Ausweg, Chind, wenn mir dein Hochzyter Ebbis versprechen wollt'.

Von Herzen gern, liebe Mutter, sagte Milder. Was wollt Ihr, daß ich verspreche?

Daß Ihr den ersten Chnaben oder mira auch den zweiten, den Euch 's Brelt bringt, zu 'nem rechtschaffenen Bauersmann erziehen wollt. So blieb' die Zwihl doch im Leuenberger Blut und könnt' ich mei'm Kuori, wenn ich wieder zu ihm komm', sagen, daß sein letzter Wille getreuli erfüllt worden.

Es soll so sein! erwiderte ernst der Pfarrer, der Mutter die Hand hinreichend. Und scherzend fügte er, zu seiner Braut gewandt, hinzu: Du wirßt mich nit mit meinem Versprechen nicht zu Schanden werden lassen, Brelt, nicht wahr?

Die erröthende Braut antwortete nur mit einer Senkung der Wimpern, aber diese Antwort stellte den glücklichen Pfarrer vollkommen zufrieden.

Nachher brachte er den Brief Schwarzelji's zur Sprache, dessen Inhalt Mutter und Tochter sehr bestürzt machte. Da kam aber gerade die Rosi selber, und das gefaßte und sichere



Auftreten der jungen Frau verwunderte die Drei nicht wenig. Sie hatten Verzweiflung erwarten müssen und fanden jetzt nur milde Gefasstheit. Es entging dem Pfarrer auch nicht, daß die Haltung Rosi's wieder viel aufrechter als seit langem und daß ein Hauch der früheren Rosenfarbe auf ihre bleichen Wangen zurückgekehrt sei.

Natürlich wurde die ältere Tochter des Hauses von dem so eben eingetretenen frohen Familienereigniß sofort in Kenntniß gesetzt. Ihrer jüngeren Schwester zärtlich zugezogen und voll Hochachtung vor Milder's Charakter sah sie damit einen lange gehegten Wunsch erfüllt. Ihre Freude war groß, und innig rührte sie es, als der Pfarrer sie mit einfacher Herzlichkeit bat, ihn von jetzt an als ihren Bruder zu betrachten und zu halten. Sie erzählte dann in ihrer ruhigen Weise ihre Erlebnisse während der letzten Nacht. Was sie dabei gelitten, wie sie gekämpft, wie sie gesiegt, verschwieg sie; aber ihre Zuhörer fühlten das Alles mit, ohne daß sie davon sprach. Daß sie hätte handeln müssen, wie sie gehandelt, setzte sie als selbstverständlich voraus und eröffnete schließlich ihren festen, unabänderlichen Entschluß, dem Findling Mutter zu sein und denselben in aller Form an Kindesstatt anzunehmen.

Dein Herz hat dir gut gerathen, und du hast das Beste erwählt, liebe Schwester Rosi, sagte der Pfarrer tiefbewegt. Segen über dich!

Die Zwißlbäurin schüttelte den Kopf, aber es geschah nur aus Verlegenheit, wohin sie mit ihren feuchten Augen sollte.

Ich hätt' das nit gekonnt, Rösli, sagte sie, und Breneli fügte hinzu: Arm's, arm's Rösli, ich glaub', ich hätt's auch nit gekonnt.

Oh, Breli, du und 's Müetti ihr hättet grad' so gethan,

wäret ihr an meiner Stelle gewesen und hätt' euch das arm' Kind so ang'luegt wie mich. Was hätt' ich denn Anderes thun können?

### Vierzehntes Kapitel.

#### Die gesprungene Saite.

Rosi war darauf gefaßt, zu erfahren, daß Schwarzelfi sich nicht ohne einen Begleiter auf den Rückweg nach Berlin gemacht habe. Sie hatte ja droben hinter der Bilgismatte mitanhören müssen, wie die Weiden, Elsi und Ruodi, künftig mitsammen in der genannten Stadt leben wollten. Freilich deutete der Brief an den Pfarrer an, daß Elsi mit derselben Leichtfertigkeit, womit sie ihr Kind verlassen, auch dessen Vater aufgegeben habe. Aber was war einem solchen Geschöpfe überhaupt zu glauben? Dhnehin hatte aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Weg sie über Thun geführt, und da würde sie den verleiteten Mann wohl abgeholt haben.

Hierin irrte sich aber Rosi ganz und gar. Schwarzelfi war allerdings über Thun gereis't, aber in aller Eile, und hatte sich wohl gehütet, den Ruodi aufzusuchen. Sie war fertig mit ihm, sobald sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Charakterschwäche des Mannes sie verhindern würde, den Zweck zu erreichen, um dessen willen sie ins Thal von Windgellen gekommen. Zur Entschädigung für diesen Fehlschlag ergökte sie sich an dem Gedanken, an der Verhafteten, die ihr als halbwüchsigem Kind eine brennende Eifersucht eingeflüßt hatte, vollwichtige Rache genommen zu haben. Auch war es doch der prächtigste „Sur“ von der Welt, wie sie ihr Kind nicht nur losgeworden, sondern dasselbe auch der Nebenbuhlerin aufgehals't hatte. Der Ruodi interessirte sie

weiter nicht mehr. Hatte er sich doch, meinte sie, während ihrer Anwesenheit in der Höllenschwärz gar so miserabel benommen! Auch hatte es sie angewidert, den Ruodi mit dem Strobelchäpi trinken zu sehen, und endlich war sie eine echte Voretten-Natur, deren zigeunerisches Blut lebhaft neuen Abenteuern entgegenpulsirte. So war sie gegangen, ohne es auch nur der Mühe werth zu halten, den Ruodi davon in Kenntniß zu setzen.

Ein paar Tage darauf kehrte dieser aus dem Dienst nach Hause und traf seine Frau allein in der Stube. Er mußte unterwegs endlich seinen Entschluß gefaßt haben, denn kaum hatte er Waffen und Gepäck abgelegt, als er mit aller Fassung, welche er aufzubieten vermochte, anhub:

Los', Rosi, so kann es nicht länger gehen. Du mußt Alles wissen —

Sie unterbrach ihn, indem sie, von ihrer Arbeit — sie nähte Kinderzeug, was er aber nicht beachtet hatte — aufstehend, sagte:

Ich weiß Alles. Komm!

Sie winkte ihm, und er folgte ihr in das Hinterstübli, wo er mit Ueberraschung ein Bett aufgeschlagen und neben demselben die Wiege stehen sah.

Rosi schlug sachte das grüne Tuch zurück, welches über den Wiegenbogen gebreitet war, und der treulose Mann erblickte sein schlafendes Kind.

Er fuhr mit einem Schrei zurück, der ihm in der Kehle erstickte.

Lueg', sagte sie mit jener einfachen Erhabenheit, von welcher nicht die Kunst, sondern nur die Natur weiß, lueg', Ruodi, deine Prophezeiung ist erfüllt. Noch sind nicht zwei Jahre um, und da liegt ein Chnäbli in der Wiege.

Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne, und er konnte nur eine flehende Geberde mit der Hand machen.

Seine Mutter, fuhr sie fort, hat mir das Kind nachtschlafender Weile ins Haus gestellt. Da hab' ich es in meine Arme genommen und hab' das Gelübb' gethan, ihm Mutter zu sein, und das will ich halten, so mir Gott helfe. — Und jetzt loß', Ruodi, ich bitt' dich, faß' dich und merk', was ich sag'. Um des Kindes willen, um deines Kindes willen, welches auch das meine sein soll, wollen wir, wenn dir's recht ist, mitsammen fortleben, als wäre nichts geschehen, und wollen Eheleute bleiben vor den Leuten. Aber unter uns, Ruodi, unter uns kann es nicht mehr sein wie früher. Verlang' das nicht, Ruodi, verlang' das nicht — es brächt' mich um! 's ist Ebbis abenand<sup>1)</sup> da innen in mir. Ob es wieder zusammenheilen wird oder kann, ich weiß es nicht. Die Zeit, sagt man, heil' Alles, und ich will dran glauben, ich will dran glauben. Aber rühr' du jetzt nicht daran, nur um das bitt' ich dich!

Sie sprach das, wenn auch ernst, doch milde. Aber gerade diese Milde, diese Großmuth erdrückte den unglücklichen, schon lange haltlos gewordenen Mann, so daß er ganz in sich zusammenbrach. In dieser qualvollen Stunde ward er sich erst recht klar bewußt, was er besessen, was er verrathen, was er verloren.

Bernichtet warf er sich seiner Frau zu Füßen, umfaßte flehend ihre Kniee und konnte nur schluchzend das Wort „Verzeihung!“ hervorstammeln.

Ich habe verziehen, sagte sie, faust seine Hände lösend und ihn aufrichtend, dir und auch der, welche ihr Kind und dich so leichtfertig verlassen konnte. Ja, ich habe verziehen. Wäre sonst das Kind hier? Woher hätt' ich sonst die Kraft genommen, es mein Kind zu nennen, unbekümmert, was die Leute dazu sagen? Laß auch du sie reden. Nie sollst du

<sup>1)</sup> Auseinander, zerbrochen.

ein Wort des Vorwurfs von mir hören, nie! Aber sei ein Mann, Ruodi, sei ein Mann! Werde wieder brav und gut, noch ist es Zeit, und lueg', wir haben ja jetzt ein Kind!

Er konnte nicht hinsehen, wie sich Kosi zu dem inzwischen erwachten Kinde neigte, wie der Kleine, der seine zärtliche Pflegerin schon kannte, die Händchen nach ihr ausstreckte und wie sie ihn mit Liebkosungen bedeckte. Nein, er konnt' es nicht mit ansehen. Er fühlte auch, daß er seine Augen nie mehr zu denen seiner Frau erheben könnte, nie mehr!

Einige Wochen lebte er so hin. Er hielt sich zu Hause und versuchte seine Arbeiten wieder aufzunehmen. Aber er war wie ein Schlafwandler, und Alles mißrieth unter seinen matten Händen. Das Hinterstübli floh er. Das Kind war ja dort — ein athmender Gewissensbiß. Zur Zwihl hinaufzugehen konnte er nicht über sich bringen. Wenn die Zwihlbäurin oder das glückliche Breneli ins Rütli herabkamen, verschloß er sich ängstlich in die Oberstube.

Kosi war freundlich und gütig gegen ihn und sparte weder tröstlichen Zuspruch noch verständige Ermunterung. Aber dabei ließ sie es. Eine von geliebtester Hand so tief geschlagene Herzenswunde, wie sie eine empfangen, heilt nur langsam, wenn sie überhaupt jemals wieder heilt.

Es sei da innen in ihr Ebbis abenand, hatte sie gesagt, und so war es. Sie hatte damit gemeint, die Saite des innigsten Vertrauens sei in ihrer Seele gesprungen, und wenn die gesprungen, knüpft kein Gott sie wieder so zusammen, daß sie den früheren reinen und vollen Klang gäbe.

An einem der ersten Septembertage — es war der vierte Jahrestag, seit Ruodi die Kosi von der Zwihl ins Rütli heimgeführt — trat er, zur Jagd gerüstet, Vormittags zu seiner Frau in die Stube.

Willst du denn heute auf die Jagd? fragte sie, etwas

verwundert, da er diesem seinem früheren Lieblingsvergnügen schon lange nicht mehr nachgegangen.

Ja, Kosi, ich muß wieder mal in die Berge hinauf.

Und nach einigem Bedenken fügte er unwillkürlich hinzu, was ihm bittere Reue eingab:

Hätt' ich nur unsere Berge nie verlassen und dich! Aber es ist nun schon so, ja, es ist nun schon so. — Weißt aber, Kosi, heut' vor vier Jahren.

Heut' vor vier Jahren? Was meinst?

War unsere Hochzeit.

Oh, das war eine schmerzliche Erinnerung für die arme Kosi. Wie war Alles, Alles anders gekommen, als sie damals geträumt, gehofft, geglaubt!

Unsere Hochzeit? Es ist ja wahr!

Sie schaute betroffen auf, und innigstes Mitleid schmolz ihr Herz, als sie bemerkte, wie gebeugt der einst so stattliche Mann vor ihr stand und wie er nur noch so in seinen Kleidern hing.

Dof', Ruodi, sagte sie, geh heut' nicht jagen. 's ist stürmisch Wetter, und der Föhn weht so grüßli.

Oh, das macht nichts. Grad' bei solcher Bitterung kommen die Gensfen gern weiter herab als sonst. Ich will zum Gummgletscher, wo ein guter Standort ist. Gib mir noch deine Hand, Kosi, das wird mir Glück bringen.

Da!

Ermuthigt durch den leisen Gegendruck ihrer Hand, beugte er sich zu ihr herab, und sie ließ es geschehen, daß sein Mund den ihrigen berührte. Aber ihre Lippen waren kalt und regten sich nicht unter den seinigen.

Unter der Thür blieb er stehen und sah nach ihr zurück.

Du thätest besser, heute nicht zu gehen, Ruodi, sagte sie. Aber wenn du durchaus willst, so nimm dich doch recht in Acht auf deinen Wegen.

Es lag Güte und Besorgniß in dieser Mahnung, als käme sie von den Lippen einer Schwester; aber keine bebende Zärtlichkeit. Wenn er in früheren Tagen zur Gemsjagd ausgezogen, oh, da war's anders gewesen!

In diesem Augenblicke hörte man durch die geöffnete Thüre das Kind vom Hinterstübli her weinen, und Rosi eilte hinüber.

Das Kind! das Kind! — Es trieb ihn fort.

Als Rosi mit dem Kleinen auf den Armen zurückkam, war Ruodi gegangen.

Ja, er war gegangen und — kehrte nicht wieder.

Weit droben in der Oede, in einem wilden Tobel, auf dessen Grund ein Eisarm des Gummgletschers lastet, fand am folgenden Tage ein Geißbub den Ruodi Zurflüh, der kalt und starr auf dem Eise lag, mit gebrochenem Rückgrat.

Ueber der Stelle, wo er lag, erhebt sich zu schwindelnder Höhe das Nägelißgrätli, ein schmaler, scharfzulaufender Felskamm, dessen Scheitel über den Gletscher zu seinen Füßen hoch herabhängt, ein den Gemsjägern der Umgegend wohlbekannter, aber gefährlicher Steig, der von dem Gumm in die Schluchten des Glanzhorns herüberführt.

Da droben mußte ihn der heftige Wind, der gestern wehte, erfaßt haben. Da mußte sein Fuß ausgeglitten sein zum rettungslosen Sturze.

Oder?

Ach, dieses Oder? es wühlte wie ein Schwert in der Brust Rosi's. Wenn sie ihn doch zurückgehalten, wenn sie seinen Abschiedskuß erwidert hätte?

Sie fühlte, sie hätte es thun sollen, thun müssen.

Jetzt, als man ihr den Todten gebracht, als sie sich aufschreiend über ihn warf, als sie seinen bleichen Mund küßte, als sie seine Stirne, an welcher das blutgetränkte

Haar festgeklebt war, mit ihren Thränen badete — jetzt liebte sie ihn wieder!

Am Tage der Bestattung ihres Gatten fiel sie in ein hitziges Fieber, das diesem schwer, zu schwer geprüften Herzen jene Ruhe bringen zu wollen schien, wie nur das Grab sie sichert. Aber sie genas unter der liebevollen Pflege der Mutter und Schwester.

Als sie aus den Fieberphantasieen wieder ins Bewußtsein zurückkehrte, war ihr erstes Wort: Das Kind! Sein, mein Kind! Man brachte es ihr, und als der Kleine sie anlächelte, fühlte sie, daß sie noch leben könne, leben müsse. Der geliebte Todte hatte ihr ja ein Vermächtniß hinterlassen, das ihrer bedurfte.

An dem Stabe dieser Pflicht rankte sich ihr Dasein wieder empor, nicht mehr zu seiner vollen Höhe, aber doch zu jener ruhigen Ergebung, die sich über schmergeprüfte edle Gemüther herbreitet wie nach vertostem Gewitter die Abendstille über die Landschaft.

Bevor der Winter einbrach, wurde in der Zwißl eine recht stille Hochzeit gefeiert. Das war ganz im Sinne Milders, und Breneli hatte es ausdrücklich so verlangt, damit die kaum wieder genesene Schwester auch dabei sein könnte, ohne daß ihr das Herz zu schwer würde.

Als das Pfarrhaus von Windgellen durch die Anwesenheit einer Frau Pfarrerin endlich ein rechtes Pfarrhaus geworden — zur nicht geringen Genugthuung der ehrfamen Jungfer Bibbels —, zog Kosi, den vereinten Witten der Ihrigen nachgebend, mit dem Kinde zur Mutter in die Zwißl. Aber sie that das erst, nachdem sie eines Tages ihre Mutter unversehens überrascht hatte, wie diese mit großmütterlicher Bärtlichkeit den kleinen Ruobels in den Armen wiegte.

Eine große, noch während Brenelis Brautstand in Ordnung gebrachte Angelegenheit war es ihr, die Adoption



des Kindes in aller Form vollzogen zu wissen. Als die Sache durch den Pfarrer auf dem Bezirksamt bereinigt wurde, fragte ihn nach vernommenem Bericht der nicht wenig verwunderte Statthalter:

Aber ist die gute Frau auch völlig zurechnungsfähig?

Zurechnungsfähig? erwiderte Milder. Ja wohl! Aber ihr Rechnungsfactor war und ist ihr selbstloses, lautererz, treues Herz.



# Trudel's Ball.

Von Hans Hopfen.

---

Kleine Leute. Drei Novellen von Hans Hopfen.

Berlin. F. Schneider und Co. 1880.

---



**S**ans Hopfen, geboren 3. Januar 1835 in München, studirte dajelbst die Rechte (bis 1858) und trat frühzeitig mit dem dortigen Dichterkreise in Verkehr. Das von Geibel 1862 herausgegebene Münchner Dichterbuch brachte Lieder und Balladen von ihm, welche seinen dichterischen Beruf vollgültig bekundeten. Den Drang, die Welt zu sehen, befriedigte er durch Reisen nach Venedig (1862), Paris (1863) und Wien (1864). In letzterer Stadt ward er 1865 Generalsecretär der deutschen Schillerstiftung. Nach seiner Verheirathung mit einer Wienerin, die ihm später in der Blüte der Jahre zu Rom durch den Tod entrisen ward, siedelte er 1866 nach Berlin über, wo er seinen dauernden Aufenthalt nahm.

Als Erzähler und Lyriker ist Hopfen zuerst hervorgetreten, und diesen Gebieten blieb er treu bis heute. Seine Hauptthätigkeit ist dem Roman zugewendet: „Peregretta (1863), „Verdorben zu Paris“ (1868), „Arge Sitten“ (1869), „Der graue Freund“ (1874), „Zufchu“ (1875), „Verfehlte Liebe“ (1876), „Die Heirath des Herrn von Waldenberg“ (1879), „Mein Onkel Don Juan“ (1881), „Die Einsame“ (1882) bilden eine stattliche Reihe, neben welcher eine kleinere von Novellenbänden steht: „Bayerische Dorfgeschichten“ (1878), „Der alte Praktikant“ (1878), „Kleine Leute“ (1880), „Die Geschichten des Majors“ (1879). Außerdem sind erschienen ein Band Essays: „Streitfragen und Erinnerungen“ (1876), einige Dramen: „Aschenbrödel in Böhmen“ (1869), „In der Mark“ (1870), das Festspiel: „Der Einzug in die Unterwelt“, endlich die chinesische Geschichte in Versen: „Der Pinjel Ming's“ (1868), welche auch in die „Gedichte“ (1883) aufgenommen ist. Von seinen ersten Anfängen an zeigt sich Hopfen als fertigen-

bewußten Künstler, mit der angeborenen Kraft und Eigenart seiner Empfindungs- und Darstellungsweise ist aufs innigste verbunden ein durch gründliches Studium vorbildlicher Muster geläutertes ästhetisches Urtheil. Daher rührt die künstlerische Reife, welche schon an dem jugendlichen Dichter überraschte, daher die formellen Vorzüge seiner Gedichte, daher die sichere Beherrschung der Kunstmittel, welche seine Erzählungen auszeichnet. Unscheinbare Stoffe, wie „Aus den Akten, aus der Welt“, wachsen unter seiner Hand über das Anekdotenhafte hinaus; und Wagnisse, wie der derbe Schluß in der neuen Melusinen-Geschichte „Zwischen Dorf und Stadt“ gewinnen etwas Einleuchtendes. Ein kräftiger Strom der Erzählung trägt den Leser glücklich auch an Klippen vorbei, wie in dem warmblütigen und doch so besonnenen Roman „Verfälschte Liebe“. In die Art seiner Production werden wir durch den Dichter selbst eingeweiht in einer Stelle jenes Stückes Wahrheit und Dichtung, welches den Titel führt: „Gewitter im Frühling.“ Dasselbst heißt es: „Ueberleg' ich es genauer, so hatt' ich damals schon dieselbe Methode des Schaffens, wie jetzt auch. Ich hielt lange zurück, konnte spät erst beginnen und schrieb dann in einem Zuge drauf los, ein reichliches Quantum.“ Sie und da freilich scheint er uns, in dem Bestreben, einen durchaus persönlichen Stil durchzuführen, dem einfachsten, am nächsten liegenden Ausdruck zu geistlich aus dem Wege zu gehen, seine Sprache zu überfärben. Doch wirkt diese Neigung wieder eigenthümlich reizvoll in den Geschichten mit humoristischem Anhauch, zu denen auch die von uns hier mitgetheilte zu rechnen ist, die noch dadurch ein besonderes Interesse gewinnt, daß sie das Grundmotiv mit einer Novelle Edmond About's („Das Regiments-Album“ im Novellenschatz des Auslandes, Band 5) gemein hat und die charakteristischen Unterschiede der französischen und deutschen Art und Kunst, wahrlich nicht zum Nachtheil der letzteren, erkennen läßt.

L.



**S**ie war ein kleines Mädchen von kaum zwölf Jahren und spielte Ball in ihrem Garten. Ein frühreisend Kind mit feinen, aber ernsthaften Zügen, mit starkem Haar und vollendeten Brauen, schlank, schier mager, aber dabei ungemein zierlich, gelenk und kräftig. Wie sie stand und sprang, wie sie warf und haschte, wie sie sich in den Hüften wiegte und sich bald reckte, bald bückte, wohl auch nach einem mißlungenen Griff in die leere Luft — was aber sehr selten vorkam — mit zorniger Hast durchs Gebüsch kroch, um den versprengten Ball je eher desto lieber wieder abzufangen — es war ein entzückend Spiel, und kam ein sinniger Freund menschlicher Schönheit zufälliger Weise des Weges vorüber, der blieb wohl ein Weilchen stehen und weidete seine Augen an der Kraft und Anmuth dieses lebhaften, leidenschaftlich bewegten Kindes.

Es kamen ihrer freilich nicht allzu Viele vorbei. Und damals sogar noch weit weniger als heute. Die beiden „Residenzen“, die Großstadt und das Städtchen, so nahe sie schon damals bei einander lagen, hatten doch noch die Arme ihrer Straßen nicht so verlängert, daß sie einander berührten und daß nur die Leute vom topographischen Bureau, die Post- und Steuerbeamten und der große Generalstab genau

wußten, wo die eine anfängt und die andere aufhört. Der weitläufige Park zwischen beiden Städten war noch nicht von wimmelnden Straßen rund herum umbordet, und am Ende der anderthalb Kilometer langen Reit-Allee, darin noch heute, alter Sitte folgend, Jedermann sein Pferd in Galopp setzt oder gar in Carrière laufen läßt, stand nur erst eine und andere halbverlorene Villa.

Im Garten der einen Villa spielte Trudel auf grünem Rasen zwischen jungen Linden und Ahornbäumen Ball, und wenn auch irgend ein Mensch vorüberkam und zwischen das eiserne Gitter hindurch dem eifrigen Wildfang zuguckte, so kümmerte ihn das wenig, denn das Kind war ganz und gar in sein gesundes Spiel vertieft und hatte für nichts in der Welt mehr Augen, als für seinen Ball.

Dieser Ball war aber auch kein gewöhnliches Spielzeug, wie es Jeder seinem Rangen aus der Marktgrafenstraße nach Hause bringen kann. Er war rundum von flockiger bunter Seide umspinnen, und die vielfarbigen Fäden liefen so glänzend und zierlich durcheinander, wie wenn man in den Regenbogen einen Quirl gesteckt oder eine kaleidoskopische Figur webend nachgebildet hätte. Soweit Charlottenburg und Berlin sich erstrecken, besaß kein Menschenkind solch einen Ball. Klein Gertrud war zum mindesten davon überzeugt, und der Better Gudcke behauptete das auch. Der wollte ihn von seiner großen Reise aus dem Fabelland Indien im eigenen Koffer mit Gefahr seines Lebens eingeschmuggelt haben. Und wenn Trudel dem Better Gudcke auch für gewöhnlich nicht gern was glaubte, denn er war ein Schwindler, der sich nicht schämte, kleinen Kindern einen Bären um den andern aufzubinden, das glaubte sie ihm denn doch, daß ihr Ball kein gewöhnlicher Ball, sondern weit her und seinesgleichen nicht viel hundert Meilen in der Runde wäre.



Glückselige Phantasie des Kindes, die sich ein Märchenwunder in die hohle Hand zaubert und den Kiesel, weil er ihm eignet, zum Juwel adelt!

Heute war's indessen nicht bloß die Lust am Besitze dieses Kleinodes aller Spielereien und nicht die Freude am gewohnten Lieblingsspiele, was Gertrud so in Athem setzte, als müßte sie sich mit Werfen und Fangen in dieser Stunde Brod und Unterhalt für ein Vierteljahr verdienen. Wenn man die großen Kinderaugen genauer betrachtete, die ihre Blicke dem Ball in die Luft nachsendeten, zuweilen aber doch seitwärts, sich halb hinter die Wimpern versteckend, nach rechts und links guckten, da blinkte etwas wie Born und Troß heraus, was sich freilich nicht merken lassen wollte. Aber wer Trudel kannte, der wußte doch, hier hat es was gegeben, und Trudel warf und fing so übereifrig drauf los, nur um nicht für andere Gedanken Zeit und Raum zu lassen, oder damit ihr Niemand anmerke, was für Gedanken derweilen mit ihrem Köpfchen Fangball spielten.

Freilich hatte es etwas gegeben! Eine ganz außergewöhnliche Scene, eine Erklärung von einer Entschiedenheit, an der nichts mißzuverstehen war, und von einer Länge — wie die Reit-Allee so lang, anderthalb Kilometer, wenn man's aufgeschrieben hätte.

Trudel hatte sich's nicht aufgeschrieben. Nicht einmal hinter die Ohren. Und eben, weil sie das nicht wollte, darum spielte sie mit solcher Verbissenheit und Ausdauer drauf los, daß man das Kind um seinen Feueereifer hätte beneiden und endlich um seine Müdigkeit hätte beklagen können.

Es setzte sich nun unter dem dicken Ahornbaum auf die Bank, stützte den Kopf in beide Hände, legte den Ball vor sich zwischen die Ellbogen und die Ellbogen auf den weiß gestrichenen Tisch, darauf noch der große Stiefkorb und der

kleine Stickrahmen der gestrengen Frau Mama standen, die sich vor einer Stunde nach geschlossener Strafpredigt von eben dieser Bank, finsterner Entschlüsse voll, erhoben hatte.

Trudel hatte Freude an Allem, was farbig war und glänzte. Nachdem sie eine Zeit lang mit starren Augen — gedankenvoll oder gedankenlos — in den Stickkorb geblickt hatte, griff sie nun auch mit den Händen hinein und zog durch ihre schmalen Finger allerhand Seiden- und Wollsträhne, die hier in reicher Auswahl lagen, und paßte bald diese, bald jene Farben an einander, flocht Böpschen daraus und löste sie wieder auf und nahm endlich den geliebten Ball wieder zur Hand und coiffirte ihn mit den verschiedensten Strähnen aus Mutters Stickkorb und versuchte, wie ihm diese oder jene Schattierung zu Gesicht stünde und ob, wenn je das Fell des Lieblings schadhast werden sollte, sie zur Ergänzung desselben ebenbürtigen Einschlag finden müchte. Na, so zur Noth konnte sie die Hoffnung fassen. Ein neues Gespinnst um ihr Kleinod anzufertigen, darum sollte ihr nicht bange werden. Denn so jung sie noch war, sie hatte Feenhände und meisterte mit allerhand Nadeln in Seide und Wolle herum, daß es ihr nicht viel Große gleichthun konnten.

Das hatte sie von der Mutter, die mit Vorliebe den Tag am Stickrahmen verbrachte. Daß sie so lange wie heute von ihm fern blieb, konnte nur in heftiger Gemüthsbewegung und darauffolgender Migräne seinen Grund haben.

In welchen Feuereifer auch sich die sonst so sanfte Frau hineingeredet hatte! Und warum? . . . Wegen einiger Nachlässigkeiten in der französischen Aussprache und weil Trudel für die Jahreszahlen der Hysos-Dynastie so ganz und gar kein Interesse zu fassen vermochte. Das Referat der allezeit mürrischen Gouvernante war allerdings heute Morgens noch unzufriedener gewesen, als gewöhnlich.

Aber, aber . . . Kinder haben einen unverdorbenen Spürsinn und riechen oft wenigstens etwas von der Wahrheit, wo ihrer annoch mäßigen Einsicht die ganze Wahrheit verborgen bleibt. Und darum war Trudel's Genius von einer wachsenden Unruhe besessen, die sich nur durch die körperliche Unruhe des Ballspieles im Schach halten ließ. Denn das reimte sich dem nachdenklichen Menschlein nun einmal nicht zusammen, daß Mama wegen einer alten französischen Gouvernante und einer Handvoll noch viel älterer ägyptischer Tyrannen ihr rund heraus und mit einer flammenden Aufregung erklärte, so ginge die Geschichte nicht länger fort, und wenn Fräulein Gertrud (sobald Mamachen zornig wurde, nannte sie Trudel immer mit dem unverkürzten Namen), wenn das Fräulein nicht in sich ginge und sich von Grund aus änderte, so sähe sich die hilflose Wittve, so hart es ihr auch ankäme, gezwungen, einen Herrn ins Haus zu schaffen, der durch Ernst und strenge Führung dem Töchterlein und dem ganzen Hause, welche beide nur allzu lange der männlichen Energie ledig liefen, bewiese . . . bewiese . . . na, eben daß es so nicht weitergehen könnte, und wie nothwendig ein Mann, ein Vater wäre.

Ein zweiter Mann . . . ein Stiefvater! . . . Trudel hatte zu dieser überraschenden Perspective ganz und gar nichts gesagt, sondern nur große Augen gemacht und die Mutter in einer Mischung von Angst, Verblüffung, Respect und Begriffstüchtigkeit angestarrt.

Darauf war Mama in strömende Thränen ausgebrochen, hatte Einiges, nicht ganz Zusammenhängendes über die Undankbarkeit der Kinder im Allgemeinen und Gertrud's Unbotmäßigkeit im Besonderen, über dringend nöthige Zucht und höchst überflüssige Migräne hervorgestoßen und war dann schluchzend und mit vorgehaltenem Battißtüchlein an den Augen ins Haus gestürzt, so daß sie, die Stufen hinauf-

laufend sich auf den schönen Schlafrock getreten hatte und also stolpernd beinahe gefallen wäre.

Wenn Trudel recht gehört, so war Mama sogar in die Stadt gefahren — ohne sie — und unverföhnt!

Trudel blieb allein im Garten mit ihrem unvollkommenen Schuldbewußtsein, ihrem außerordentlichen Ball und ihren immer wiederkehrenden dummen Gedanken.

Trudel verstand noch blutwenig vom Heiraten. Aber aus purer Bosheit oder Entrüstung hätte sie ihrer schlechtesten Puppe keinen Stiefvater gegeben. Das empfand sie tief und klar.

So ein reiner Straßpapa! Das wäre! sagte das Kind laut vor sich hin, und dann griff es wieder, gleichsam vor seiner eigenen Stimme und seinem laut gewordenen Gedanken erschreckend, zu seinem Ball, sprang auf und spielte von neuem schier heftiger als zuvor. Trudel war, wie man sieht, von Haus aus nicht sentimental und auch darin gut veranlagt, daß sie innerem Gram nicht mit müßigem Grübeln nachhing, sondern sich instinctiv durch körperliche Ermüdung im Gleichgewicht zu halten bestrebt war. Aber heute gelang ihr's denn doch nicht recht. So hoch sie den Ball warf, so geschickt sie ihn wieder fing, die quälenden Gedanken ward sie nicht los, und manchmal ward ihr's mitten im besten Sprung, als faßte sie die Angst im Nacken und wendete sie um, nicht anders, als stünde der Straßvater schon hinter ihr.

Straßvater! war ein gutes Wort, und sie mußte über ihre Erfindung lachen. Dafür war sie ein Kind und unverdorbener Laune. Aber das Lachen wahrte nicht lang.

Wer es nur sein konnte? Wen sich Mama nur zu so einem Amt auswählen mochte? Eine Dame von so feinem Geschmack und von so gutem Herzen, sie, die den verstorbenen Gatten so innig beweint und so sinnig beklagt hatte und

doch die Entrüstung gegen ein unartiges Kind nicht so weit zu treiben vermochte, Trudel den ersten Besten zum Vater zu geben!

Nein, so ging's nicht zu. Die Ballspielerin blieb eine Weile stehen, dachte an den verstorbenen Papa und fing selber an zu weinen. Sie weinte immer, wenn sie an den seligen Vater dachte . . . und nun gar heute. Was half's! Der beste der Menschen kam nie mehr wieder. Und nachdem er einige Jahre in der Erde lag, sann Mama darauf, ihm einen Nachfolger zu geben.

Aber wen? . . . Wer ihr das hätte sagen können! Daß Mama, eine so junge, so schöne, so wohlhabende Dame, sich doch endlich wieder vermählen müsse, das sagten alle Leute, die ins Haus kamen. Und Better Gudeke, der den schönen Ball mit Gefahr seines Lebens aus Indien eingeschmuggelt hatte, sagte das am häufigsten und am eindringlichsten. Er sagte, Mama sei keine indische Wittwe, und ihr größtes Unglück sei die Langeweile. Die Langeweile, sagte er, sei die Mutter der ärgsten Thorheiten, ja selbst Verbrechen. Nicht was man gewöhnlich so in Gesellschaft einmal Langeweile nannte, sondern die Langeweile im großen Styl, der man sein Leben weihe, und die zum Tyrannen, Moloch, Schicksal werde, wenn man nicht rechtzeitig und Gott wohlgefällig dagegen ankämpfe.

Trudel hielt solche Reden, die sie nicht verstand, für offenbaren Unsinn. Aber sie verwunderten sie nicht. Better Gudeke hatte das so an sich, Unsinn zu reden. Er redete überhaupt ziemlich viel, über das Heiraten der Mutter, wie über den Ball der Tochter, wie über andere und alle Dinge . . . nur darüber hatte er nie ein Wort verloren, wen die Mutter in zweiter Ehe heirathen sollte.

Er meinte doch nicht sich selber? Ach, der Gedanke machte Trudel lachen. Vonwegen der männlichen Energie

und langvermischten Strenge könnte die Wahl unmöglich auf diese schlappe Schlafmütze fallen. Better Gudcke eines Wildfangs wie Trudel Herr werden! Unsinn! Er sollt' es einmal probiren. Gelegenheit war ja genug dazu da. Er kam und ging im Hause, wie wenn's das seinige wäre, seit Menschengedenken aus und ein — will sagen, seit der kleine Mensch, der sich hier Gedanken machte, eben zurückzudenken im Stande war.

Schon Papa war sehr an Better Gudcke gewöhnt gewesen. Der Better war sozusagen des Vaters rechte Hand im Geschäft und sein Um und Auf im Comptoir. Wenn der Vater aus der Fabrik heim kam, brachte er seinen Herrn Gudcke meist zum Essen mit. Daß sie sich Abends selbender an denselben Spieltisch setzten, stand so fest wie Amen im Gebet.

Und als der Fabrikherr starb, da sprang sein Compagnon Gudcke in allen Angelegenheiten so wacker für den verbliebenen Freund ein, daß ihm die Wittwe wie die Waise recht zu Dank verpflichtet sein mußte. Alternde Junggesellen sind noch weit verbissenere Gewohnheitsthier, als verheirathete Leute. Und so kam auch dieser nach dem Begräbniß seines Geschäftsfreundes wie vor schier täglich in dessen Haus und seufzte über die Lücken in den Herzen der Zurückgebliebenen und am Spieltische des Erblassers und tröstete und berieth, machte Vorschläge und Abrechnungen und führte auch das Geschäft der Wittwe, soweit ihr Vermögen an der Fabrik theilhaftig war, treu und vorsichtig, wie wenn es sein eigenes wäre. Man konnte getrost sagen, daß seit dem Tode seines älteren Freundes der biedere Gudcke seine halbverwaisten Gefühle alle dessen Hinterbliebenen zugetragen und er sich gar nicht hätte denken können, wie er ohne dies Haus und das Haus ohne ihn fortbestehen sollte. In Manchem, was die Fürsorge des Betters vorzuschlagen nicht müde ward,

fand Trudel sogar viel Wünschenswerthes, zum Beispiel darin, daß er der Mutter anlag, die Villa, in welcher der Selige die letzten Tage gesehen hatte, und in der sie auf Schritt und Tritt an verbrauchtes Glück gemahnt wurde, mit einer Wohnung in der Großstadt zu vertauschen, wo sie leichter auf andere Gedanken gebracht würde und besser für die Erziehung ihres Töchterchens sorgen könnte. Der Aufenthalt hier draußen zwischen Feld und Park hatte seinen Sinn, als der Fabrikherr noch sein Heim nahe bei seinem Comptoir haben wollte. Die verlassene Wittib müsse hier draußen vergrämen und versauern. Gudcke selber wollte dann gern auch in die Stadt ziehen und sich ein Cab zulegen, um so rasch wie möglich nach gethaner Arbeit die halbe Meile Weges zurückzulegen und liebgewordene Gewohnheit nach wie vor zu pflegen.

Ein älteres Menschenkind würde vielleicht aus alldem geschlossen haben, daß der biedere Better sich mit keinem anderen Gedanken trüge, als zu Trudel's gestrengem Stiefpapa promovirt zu werden; sie aber in ihrem Kindesinn nahm es als unmöglich an, daß man solch eine alltägliche Erscheinung, an der man jede Besonderheit auswendig wußte, die keinem Menschen im Hause mehr etwas zu raten aufgab und über deren Kommen und Gehen kein Hund mehr bellte und kein Hahn mehr krächte, sich zum Manne wählte. Wie konnte ihre Mutter sich eines schönen Tages — „Frau Gudcke“ nennen lassen . . . und von rechtswegen! Da fehlte dann nur noch, daß dieser Straspapa sie gleich ganz an Kindesstatt annähme oder die Leute auch nur aus Mißverständnis sie selber „Trude Gudcke“ gerufen hätten. Ein schöner Name, was?! Nein zum Schiefen!

Na, davor dünkte sie sich nun sicher. Der Better war als zweiter Mann Mamas mit dieser letzten Erwägung seines horriblen Namens zu den Unmöglichkeiten geworfen.

Aber — fing der kleine Tropfkopf wieder zu grübeln an — aber — und er warf seinen Ball hoch über die Bäume hinauf — wer denn anders?

Die gnädige Frau Mama zu Hause? fragte verbindlichen Tones eine fette Stimme.

Trudel wendete den Kopf und sah den Postboten über den Kiesweg kommen. Sie nickte nur, denn es war nicht ihre Art, sich wie andere Kinder an Jedermanns Ansprache zu betheiligen. Da fuhr ihr's auf einmal durch den Kopf, wie nachdrücklich und wiederholt heute früh vor dem Sturme, ja auch noch mitten in der höchsten Erregung Mama nach dem Briefträger gefragt und sich verwundert habe, daß der sonst so pünktliche Mensch heute noch immer nicht erschienen sei. Brachte der vielleicht in seiner Posttasche mildere Stimmung ins Haus?

Ach, geben Sie doch die Briefe! sagte das Mädchen plötzlich und machte Miene, selbst nach dem Wohngebäude zu gehen.

Der Austräger hatte kein Bedenken, dem Hauskinde seine Sachen auszuhändigen. —

Trudel überflog die Adressen: der Brief war von Gebrüder Gerson, der von Bonwitt und Vittauer, der vom „modiste-coiffeur Petrus“ . . . lauter Pußgeschäfte; ein vierter von Tante Cornelia und ein fünfter von der Geheimrätthin K. V. — keine Taube mit dem Delzweig darunter, keine männliche Handschrift, kein drohender Stiefpapa in Sicht.

Ach, bitte: tragen Sie die Briefe lieber selbst ins Haus! Es ist so besser, sagte die enttäuschte Neugier. Und der Postbote lächelte über das halbwüchsige, doch schon so launische Fräulein, das es vorzog, ihr Spielzeug gegen den blauen Himmel zu schleudern, als der grollenden Mutter ungerufen entgegenzugehen.



So oft sie den Ball auffing, fragte sie inständig leise: Wer? wer? wer? und dann faltete sie, so fest sie's nur vermochte, alle zehn Finger über dem Apfel ihres Traumreiches und betete, der gute Gott möge sie die Absicht ihrer Mutter erkennen lassen und ihr noch rechtzeitig den Mann zeigen, der ihr Stiefvater werden möchte, damit sie sich wehren könne, wenn's möglich sei.

Da bellte es vor dem Gatter. Trudel kannte es wohl, dies halbe Heulen einer unausstehlichen nervösen Bestie, die aus lauter Ungebuld gemacht schien. Sie erschrak. War diese Hundekehle das Instrument, dessen sich das Schicksal zur Antwort bediente? Trudel nickte dem lauten Gruß eines jungen Mannes Dank und schritt langsam dem Gitterthore zu, an dessen Schloß der Handgriff, es von draußen zu öffnen, jedem Hausfreunde genugsam bekannt war, auch dem, der jezo draußen stand. Aber der war von so patentirten Gewohnheiten, so ganz und gar nicht aufdringlich, so zurückhaltend in allem Thun und Lassen, daß er auch durch sperrengelweit offene Thüren keinen Fuß gesetzt hätte, wenn man ihn nicht höflichst darum gebeten.

Aber den langbeinigen Hasenhund, der immer gähnte und dessen Gähnen wie Sammergeheul klang, der Einem die lange Nase unverdrossen in die Schürzentaschen steckte, weil er Zucker darin vermuthete, und dessen grauer Schweiß immer wie ein ungeheures Fragezeichen gekrümmt zu Boden hing — das unverschämte Windspiel, das keinem Menschen willkommen sein konnte, das nahm er überall mit — ungebeten. *C'était plus fort que lui.* Auch eine Gewohnheit! Und zu uns geht man ja aufs Land.

Na, dafür, daß wir auf dem Lande wohnen, kommt Harald Richter ziemlich oft, wenigstens in letzter Zeit . . ., gestern war er noch im Salon, als man mich zu Bett schickte. . . . Und heute schon wieder da? . . . ei, ei, ei!

sagte sich Trudel in aller Eile, während sie bedächtiger, als es sonst ihre Gewohnheit war, dem Besuch entgegenschritt. Sie öffnete das Gitter und reichte die freie Hand zum Gruß: Guten Tag, Herr Richter.

Guten Tag, Trudelschen, warum siehst du mich denn so erstaunt an? Sie fühlte in diesem Augenblicke selbst, daß sie den Herrn noch nie im Leben so genau betrachtet hatte; sie ward bei seiner Frage roth bis über die Ohren, ließ sich aber in ihrer Betrachtung nicht stören, sondern starrte weiter in dieses Gesicht, und als sie mit dem Gesichte fertig war, musterte sie seinen Anzug, seine Haltung, seinen Gang, seine Stiefel, seine Handschuhe, seinen Hund.

Na, Mette wollen wir vor der Thür lassen, sagte der höfliche Herr und gab seinem vierfüßigen Begleiter deutliche Weisung, so daß er sich, mit einem Jammerlaut gähmend, auf das graue Fragezeichen setzte und sich sehnsüchtigen Auges den schönen Garten von draußen anzusehen beschied.

Was hast du denn da in der Hand, mein Kind? Ei, ei! was für ein schöner Ball! Kannst du denn auch gut trudeln, Trudel?

Au! sagte das Mädchen, so ein schlechter Wiß! Ich lasse meinen Ball nicht trudeln — darum wär' er mir zu schade. Ich verstehe mich gut genug darauf, ihn zu fangen.

Das wollen wir gleich einmal sehen, sagte der Mann und streckte die Arme schon aus, zum Spiel bereit. —

Was diese Herren allesammt, die ins Haus kamen, für eine Freude und Bereitwilligkeit zu jeglichem Kinderspiel an den Tag legten, es war zum Staunen! Jeder Unsinn, den das kleine Mädchel angab, ward bewundert und jeder Laune nach Kräften entsprochen. Wenn Trudel wirklich ein wenig aus Rand und Band gerieth, die gefälligen Herren, welche der Mutter zu Liebe das Haus besuchten und sich am

besten bei derselben einzuschmeicheln glaubten, wenn sie dem Kinde schön thaten, trugen die meiste Schuld daran. Und wie schön thaten sie ihm! Es war ein ordentlicher Wettbewerb um die Gunst und Gnade dieses halbwüchsigem Wesens, das noch nicht klar darüber werden konnte, warum es mit diesen ebenso unverdienten wie unpädagogischen Huldigungen überhäuft wurde. Sie galt beim Einen wie beim Andern für das zierlichste, gelungenste, entzückendste Geschöpf auf der Welt; ihre gewöhnlichsten Aeußerungen wurden überraschend, ihre Launen liebenswürdig, ihre Dummheiten genial befunden. So konnt' es nicht ausbleiben, daß das Fräulein sich nachgerade selber als ein besonders bevorzugtes Menschenkind erschien. Sie fühlte sich berufen, ihr Mütchen an jenen thörichten Leuten zu fühlen, die sich nichts Besseres zu verlangen schienen, und sie kehrte diese inhumane Stimmung schließlich auch gegen Leute, die nur Gutes und Freundliches von ihr zu erwarten brauchten — wie ihre Mutter, ihre Erzieherin und der beträchtliche Rest der Menschheit, welcher auf die weiße Hand einer noch immer schönen Fabricantenwittwe keinerlei Ansprüche machte.

So sehr sich Trudel dies Verhättscheln behagen ließ, so wenig erreichten die, welche sich Mühe gaben, ihre Gunst zu verdienen. Kinder, auch unartige Kinder, fühlen recht wohl heraus, daß diejenigen nicht Recht thun, welche sie verziehen. Und die kleine Heldin dieser kleinen Geschichte war schon in zartem Alter klug genug, um sich zu gestehen, daß sie bei dieser verrückten Behandlung nicht besser, ja selbst nicht einmal vor den Augen der eigenen Mutter liebenswürdiger werde. Sie fand einen der Hausfreunde dümmere als den andern und traf dabei mit jenem überraschenden Instinct kindlicher Einfalt so ziemlich das Richtige. Auch darin, daß sie Better Gudake und Harald Richter von diesem herben Urtheil auszunehmen beliebte. Better Gudake — weil er

ihr den schönsten Ball der Welt angeblich sogar aus dem fernen Indien mitgebracht hatte und sie ihn von Kleinauf kannte; Harald Richter — ja, warum nur den gerade? Wohl aus dem einfachen Grunde, weil er sich am wenigsten von Allen mit ihr zu schaffen machte. Nicht daß er es nicht auch der Mühe werth gefunden hätte, sich mehr als ihm lieb sein konnte, mit dem grünen Wildfang zu befassen. Aber er fiel mehr als die Anderen aus der Rolle und vergaß nicht selten den kleinen Haustyrannen ganz und gar, wenn er die Frau ansah, die es seinem guten Herzen angethan hatte. Das machte, daß er wohl Trudel's Mutter mit wirklicher Leidenschaft liebte, die ja nur allzu leicht die nöthige Klugheit außer Acht läßt und in der Verblendung gerade das Gegentheil von dem thut, was ihr dienlich sein mag. Harald Richter war eben der Jüngste unter der Freierschaar. So jung fast wie die Dame des Hauses, um die er sich bewarb. Also neunundzwanzig? Je nun, sagen wir — natürlich nur für Herrn Richter —: einunddreißig. Sie kannten sich lange, sie hatten als Kinder einst zusammen Tanzstunde genommen, und Harald hatte als Primaner einen ganzen Band Verse auf sie gemacht. Schlechte Verse, ja wohl; aber wie die Folge zeigte, war die so mühsam besungene Liebe keine besseren werth gewesen, denn die Muse des Studenten ließ sich ohne alle Gewissensbisse einem behäbigen, prosaischen Fabricanten antrauen und ging in der Banalität sogar so weit, sich mit demselbigen braven Spießbürger un-  
gemein glücklich zu fühlen.

Studiofus Richter machte es genau so, wie es andere Jünglinge in solchem nicht mehr ungewöhnlichen Fall zu machen pflegen, er tröstete sich ausgiebig und mannichfaltig. Aber — nun ja, es war ein wunderlicher Mensch, dieser gute Richter; wie er sich nach zwölf Jahren voller Verdruß und Tröstung auf einmal über der Wahrnehmung ertappte,

daß nicht nur sein glücklicher Nebenbuhler gestorben, sondern seine alte dumme Liebe noch immer nicht ganz todt sei, da ging er hinaus vor die Stadt und stellte erst sein Herz auf die Probe und dann das seiner Jugendfreundin, und weil solche Probe nicht leichtfertig abzumachen ist, so ging er schon über ein halbes Jahr denselben Weg, und zwar mehr als einmal die Woche. Das war ihm nun ordentlich zur Gewohnheit geworden, aber dabei konnte es nicht bleiben, und endlich einmal mußte es denn doch zur Entscheidung kommen!

Gestern wären wir beinahe so weit gewesen.

Auch die Frau, die vor dreizehn Jahren in dem schwärmerischen Harald nur „ein halbes Kind“ gesehen hatte, fand nachgerade, daß der zum Mann gereifte Herr Richter im Alter ganz gut zu ihr passe und auch sonst ein liebenswürdiger und zuverlässiger Mensch sei, mit dem es eine ernsthafte Frau wohl noch einmal wagen dürfe, glücklich zu werden. Ein gut Theil Schwärmerei und Poesie war freilich noch immer in ihm. Aber sollte man's nicht darum doch, ach darum erst recht einmal mit diesem wagen!

Das machte sie nachdenklich und fast betrübt. Sie ging stiller als sonst im eigenen Hause herum, ärgerte sich mehr als gewöhnlich über den Wildfang, den sie bald Gertraut, bald Trudel rief, und erregte die gründlichsten Besorgnisse des gewohnheitsmäßig wiederkehrenden Betters Gudete.

Niemand kann sagen, ob ohne diese unverhoffte Anregung zu Besorgnissen das ebenso ungefährliche wie althergebrachte Verhältniß, in welchem besagter Gudete sich seit Jahren zwischen der gemeinsamen Fabrik und der Villa des verewigten Freundes hin und her bewegte, nicht bis an beider Leute seliges Ende gleicherweise sich erhalten hätte. Nun aber fand sich der Getreue plötzlich allerorten gestört.

er fühlte sich in dauernder Verlegenheit und meinte jede Diele des alten Hauses fragen zu müssen, ob er nicht etwa „zu laut oder zu leise“ auftrete. Das Beunruhigendste an der ganzen Sache war, daß Better Gudete über des unbequemen Herrn Richter Eigenschaften und Vorzüge zu denselben Schlußfolgerungen gedrängt wurde, wie seine Freundin, und daß dies bei ihm um so schwerer ins Gewicht fiel, als seine gute Meinung weder durch Harald's schlechte Verse, noch durch sogenannte redliche Absichten auf ihn beeinflusst sein konnte.

Weil nun aber Better Gudete durchaus keine schwärmerisch angelegte Natur war, wohl aber ein Gewohnheitsthier, das durch die Veränderung, welche mit einem neuen Gatten eingezogen, zu seinem tiefsten Bedauern aus einem Hause geschleucht worden wäre, „an dessen gastlichem Herd er sich seit einem Jahrzehnt die Kniee zu wärmen pflegte“, so hatte der sich muthvoll entschlossen, sich der Gefahr entgegengeworfen und der Mutter Gertrud's ein Entweder — Oder gestellt, das sein und ihr und Harald's Geschick in nächster Wälde entscheiden mußte. Gudete wollte wissen, woran er war; dies Hangen und Bängen in schillernder Ungewißheit, diese wachsenden und sinkenden Launen, dies Unbehagen in einem Hause, darin ehemals Alles nach der Schnur gegangen war, sollte nicht länger währen. Was er thun werde, wenn die Entscheidung zu Gunsten seines jüngeren Nebenbuhlers ausschlagen sollte, daran mocht' er vorderhand gar nicht denken. Ein unparteiischer Zuschauer würde vielleicht angefichts der Gefährdung aller Gudete'schen Lebensgewohnheiten geantwortet haben, derselbe werde sich alsdann kopfüber in ein beliebiges anderes Ehebündniß stürzen, das ihm ähnliche Bequemlichkeiten wie die bisher genossenen garantirte. Aber ich hätte Keinem rathen mögen, dem sonst so gutmüthigen Menschen solch eine Vermuthung ins Gesicht

zu sagen. Ich glaube, das hätte Blut gefordert. Der Biedere war nun einmal in der resoluten Stimmung und nicht mit ihm zu scherzen.

Trudel's Mama nahm, was er ihr gesagt hatte, auch gar nicht scherzhaft auf. Sie hätte ihm vielleicht sofort die Meinung gesagt, wenn sie genau gewußt, wie sie mit Harald Richter dran wäre. Dieser aber in seiner unerschöpflichen Artigkeit ging nicht mit der Sprache heraus und diente demüthig=einsilbig vor ihr, die er schon als überlegenes Mädchen stets wie eine Respectsperson betrachtet hatte, auch heute noch — nachdem sich das Verhältniß des Alters mit den Jahren doch so ganz zu der Dame Zufriedenheit geändert hatte. Nun, Frauen wissen sich in diesem Falle zu helfen. Die aus allzu respectvoller Ferne Verehrte wußte im richtigen Augenblick auf die Heerde ihrer übrigen Bewerber hinzudeuten und den schönen Namen Gudede mit besonderem Nachdruck zu belegen, dessen Träger im Begriff stand, die Bande treuester Freundschaft zu zerreißen, weil . . . Hier stockte die Dame, fand unmöglich die Worte, die sie nicht suchte, und ließ erröthend den so jäh mit Glückseligkeits=Ahnung übergossenen Harald selbst den Grund so bedeutungsvoller Drohung errathen.

Der junge Mann war nicht auf den Kopf gefallen und rieth nicht schlecht. Sämmtliche in den letzten dreizehn Jahren durchduldeten Aergernisse, Tröstungen und Bedenken waren mit dem Einen Hauch dieses schönen Mundes weggeblasen, und er schickte sich eben an, wenn auch etwas umständlicher, gefühlvoller und motivirter der Angebeteten dasselbe Entweder — Oder vorzuschlagen, welches Beter Gudede bereits geleistet hatte.

Aber ehe der so trefflich Redende über die Einleitung, sozusagen über den allgemeinen Theil seines Vortrages, der noch keine persönliche Frage stellte, hinausgediehen war, kam

jener Gudede in leibhaftiger Gestalt in den Garten herein, und bald nach ihm kam ein dritter, vierter und fünfter Gast, bis das Duzend voll und jede Möglichkeit verschwunden war, der schönen Wirthin das zu sagen, was sein Herz zu verrathen und das ihrige zu vernehmen brannte.

Sie saßen Beide da wie im Fieber, gaben ihren Nachbarn auf die klarsten Fragen die erstaunlichsten Antworten, und wenn sie selber einmal ins Reden geriethen, so zeigten sie für Dinge, die sie sonst wenig gekümmert hätten, einen Feuereifer, der sie mehr als einmal beinahe in Streit wider ihren Willen verwickelt hätte. Gudede schwieg dabei, blies zuweilen nachdenklich in seine gefalteten Hände und sagte zu sich im Stillen: Ein angenehmer Abend! Das fehlte mir, daß es also weiterginge! Quod non!

Er in seiner durch altes Herkommen geheiligten Vertraulichkeit fand auch mitten im Salon Gelegenheit, der Hausfrau seine Meinung in zwei Worten zu sagen, ohne daß es die Andern merkten. Harald konnte, was er auf dem Herzen hatte, freilich nicht in zwei Worten abladen, aber da Alle gingen, durfte doch er, der jüngste der Gäste, nicht allein bei der schönen Wittwe zurückbleiben. Nur erlaubte er sich beim Abschied, ihre Hand ein wenig stärker als sonst zu drücken, und da sie dies duldete, sprach er leise: Ich hätte Ihnen heute so viel zu sagen gehabt. Daß ich es nicht gekonnt, macht mir das Herz sehr schwer. . . Seien Sie mir nicht böse!

Die Augen der Angeredeten leuchteten, ihr Mund lächelte, und also sagte sie: Ich bin Ihnen nicht böse, Harald. . ., aber mich dünkt, Sie wußten sich früher leichter zu helfen. Wenn Einer am Sprechen gehindert wird, wer will ihn hindern, zu schreiben, was er nicht hat sagen dürfen? Sie schrieben doch sonst so hübsch?

Mehr konnten sie nicht unbeachtet mit einander reden.



Und es war ja genug für den Augenblick. Beide gingen mit erhöhtem Gefühl und freudiger als sonst auseinander. Er war nun seiner Sache ziemlich gewiß. Wie artig sie auf jene verliebten Schreibereien angespielt hatte! Und sie war ihm nicht böse. . . , ganz und gar nicht; ihre Augen sagten's noch deutlicher als ihre Lippen.

Sie war nicht minder mit sich zufrieden. Sie hatte ihm in der lieblichsten Form, arglos, eine Herzenserinnerung beschwörend, ein schriftliches Eheversprechen abverlangt, daran der Zauderer nun seine Liebe wie seine Absichten beweisen mußte, und sie war sicher, daß er schon an dem entscheidenden Schriftstück arbeitete, da sie die Schleife des Nachthäubchens vor ihrem Spiegel zog.

Darin hatte sie sich nicht getäuscht. Harald schrieb und schrieb die halbe Nacht. Erst einen allzu langen, dann einen vereinfachten und endlich einen dritten ganz neuen Brief. Und bei diesem sollt' es sein Bewenden haben.

Weil es aber nirgends wunderlicher zugeht, als auf der Welt, so fand der eifrige Mann am Morgen, nachdem er ihn fest beschlafen hatte, daß auch der dritte Brief das, was er sagen wollte, nicht so ganz, wie er es meinte, wiedergab, und daß das aufgeregte Herz seine Hand wie seine Gedanken zittern gemacht habe.

Zimmerhin konnt' er an diesem Morgen keinen vierten abfassen, denn einestheils durst' er nicht hoffen, seinen Gefühlen gefälligeren Ausdruck zu verleihen — er war noch immer nicht ruhig genug —, und dann duldeten heute auch seine Geschäfte nicht, freier Federthätigkeit nach Belieben Zeit zu opfern.

So mochte denn dieser da hinauswandern. Ein liebend Auge werde ihn schon recht zu lesen wissen. Freilich, die Adressatin war eine erfahrene Frau. . . , sie hatte sich von seiner Schreiberei, der poetischen Jugendsünden gedenkend,

vielleicht ganz besondere Vorstellungen gemacht, und wenn sie nun nach langer Zeit gleich die ersten Zeilen enttäuschten . . .!

Dies bedenkend, zog er den Brief, den er schon zur Hälfte in den Postschalter versenkt hatte, wieder zurück. Ein solches Billet auch durch die Post, mit einer Freimarke darauf und einem officiellen Stempel hinten und einem gleichen vorne, der Geliebten ins Haus zu senden . . . die Erklärung, die sein Leben entschied . . . nein, das war zu gewöhnlich! Er wollte sich was Anderes aussinnen. . .

Wozu viel Kopfzerbrechen! Sobald seine Geschäfte bestellt waren, wollte er selber wieder hinausfahren und womöglich den Brief in der Tasche, aber kein Blatt vor dem Munde behalten und ihr unter vier Augen deutsch und rund heraus sagen, was er wollte und was sie sollte. Der gerade Weg ist der beste. Abgemacht!

Sie aber hatte kaum geschlafen. Sie hatte sich zwei Duzend Briefe ausgedacht, einen entzückender als den andern, wie der liebe Mensch um sie werben werde, und wenn sie sich schon nicht genug wundern konnte, daß nicht bereits, ehe sie in Schlafrock und Morgenschuhe schlüpfte, ein Korb mit Rosen oder dergleichen gebracht worden war, um sie mit einer inliegenden Liebesepistel zu wecken, die all' ihre geträumten Erklärungen überstieg, so vergingen ihr ordentlich die Sinne, als sie beim ersten wie beim zweiten Frühstück den Postboten hatte am Gartengitter vorübergehen sehen, ohne die Glocke zu ziehen.

Welchen Rückschlag dies auf das Gemüth der schönen Frau gehabt, hatte Trudel mit schauerndem Gehör und widerstrebendem Herzen erfahren müssen. War das ein Vormittag gewesen! Und der einzige Trost ihr Ball. Und nun kam unversehens dieser Herr Harald Richter daher und wollte mit ihr und mit diesem Ball spielen! Das erschien Trudeln

höchst merkwürdig, und sie wußte nicht, was sie dazu sagen sollte.

Dem Kinde war nichts von der Geschichte bekannt, die vor dreizehn Jahren dadurch unterbrochen worden war, daß sein Vater seine Mutter gefreit hatte, und die nun von neuem und mit ganz anderem Ernste wieder fortgesetzt werden sollte. Aber mit jenem wunderbaren Spürsinn, der weiblichen Wesen schon von Klein auf eigen ist, fing Trudel zu ahnen an, daß dieser Mensch für ihr Dasein von eigenthümlicher Bedeutung werden wollte. Und wie ihr kindliches Grübeln sogar auf die bestimmte Vermuthung gebracht worden war, daß Harald sich zu ihrem „Strafvater“ erkoren glaubte, wissen wir bereits.

Sie sah ihn an und sah ihn an und fand, daß er ein sehr hübscher Mann wäre und daß es seinem Wesen nicht an Ernst und seinen Bewegungen nicht an Entschiedenheit fehlte, einem kleinen wilden Wesen Herr zu werden, wie sie eins war.

Wenn er auch noch gut Ball spielen könnte . . .!

Aber da schau' mal einer den an! Mit dem Ballspielen war das nur so eine Redensart gewesen. Nach dem ersten Worte, das Trudel nicht gleich beantwortet, hatte der hochnassige Mensch ihr Kleinod gleichgültig auf den Gartentisch gelegt und war auf das Haus zu und auf den Bedienten losgegangen, der unter der Terrasse die Stufen absetzte.

Nimmt die gnädige Frau Besuch an? In diese Frage schien sein ganzes Interesse zusammengedrückt, als ob es gar keinen Ball aus Indien und keine Trudel in Charlottenburg gäbe.

Aber geschieht ihm ganz recht, wie ihm der brave Gott hold jetzt antwortet, daß, gewiß zu ihrem größten Bedauern, Mama nicht daheim, sondern nach Berlin gefahren sei, um

Einkäufe zu machen. Am Abend wäre sie aber sicher wieder da.

Das „größte Bedauern“, meinte Trudel, hätte sich Gott hold in seiner Bemerkung sparen können. Oder bedauerte Mama wirklich so lebhaft, wenn sie Harald's Besuch veräumte?

Es ward Trudel bei diesem Gedanken auf einmal siedheiß im Gesicht. Ihre Finger krampften sich in die Hände, und die Zähne drückten sich in die Lippen. Nein, niemals, niemals! . . . es war unmöglich, daß Harald ihr Vater würde. Der nicht! Keiner nicht! und der vor Allen nicht! . . . Warum nicht? Das konnte sie nicht sagen, wollte sie nicht wissen! Sie war ein Kind und sagte Ja und Nein, wie das Herz sie trieb, und hier schrie auf einmal Alles in ihr Nein, und so vernehmlich, daß sie Mühe hatte, nicht selbst laut aufzuschreien: Nein!

Der Mann kam derweilen nachdenklich vom Hause zurückgeschritten, und es sah ganz danach aus, daß er, in seine Schwermuth und Unentschlossenheit versunken, des Kindes gar nicht weiter geachtet hätte und ohne Gruß zum Garten hinausgegangen wäre.

Bleiben Sie doch zu Tische, sagte Trudel oder vielmehr sie rief es ihm nach, da er zwanzig Schritt weit an ihr vorüberträumte. Kaum daß die Worte ihren Lippen entronnen waren, hätte sie sie aus der Luft wieder holen und verschlingen mögen. Wie konnt' es ihr einfallen, den Menschen zum Bleiben zu bereden? Nicht doch, fort sollt' er gehen und weit weg und nie mehr wiederkommen!

Jetzt freilich war's gesagt, und sie sah die Wirkung. Ganz in Freude getaucht, kam Harald auf sie zu; seine Augen glänzten, und er streckte ihr die Hände entgegen und hätte ihr sicher etwas außerordentlich Schönes gesagt, wenn nicht in demselben Moment, wahrscheinlich aus Gram über

die vereitelte Wiederkehr seines Herrn, das Windspiel Mette aus weitgeöffnetem Rachen jenen klagenden Laut ausgestoßen hätte, der Trudel jedesmal durch alle Nerven ging.

Also in seiner schönsten Wallung gedämpft, sagte Harald nur: Liebes Kind, ich möchte Mama nicht stören.

Die Kleine konnte nicht reden, aber sie schüttelte verneinend das Haupt, auch so abermals eine Bethuerung von sich gebend, die sie nach ihrer Ansicht der Dinge besser für sich behalten hätte.

Es verfehlte auch das Hauptschütteln seine Wirkung nicht, und so kam eine Umwandlung über Harald's Herz, die ihn das Kind bei beiden Händen nehmen und dazu die Frage äußern ließ: Mögen Sie mich auch leiden, Trudel?

Trudel war über dies unerwartete Sie so verblüfft, daß sie, aus Versehen wahrscheinlich und jedenfalls wieder gegen ihre Absicht, mit dem Köpfchen nickte, und zwar bejahend.

Harald streichelte ihr über Scheitel und Bopf. Trudel hätte ihn in die Hand beißen mögen vor Zorn, sie drehte sich beiseite und griff ihren Ball vom Tisch.

Wollen wir ein wenig spielen? fragte da der Mann. Und es war ein Ton von Herzlichkeit in dieser fragenden Stimme, ein gewinnender Zauber, der sich Einem ins Innerste schmeickelte, selbst wenn man ihm so spinnesfeind zu sein glaubte, wie Trudel sich überzeugt hielt. Es war ihr auf einmal so bang . . . für das Herz ihrer Mutter — wie sie glaubte —, deren Liebe sie mit keinem fremden Mann und mit diesem schon gar nicht theilen mochte. Die Liebe ihrer Mutter hatte sich freilich in den letzten Tagen ziemlich verschleiert gegen sie geäußert. Und heute gar war sie kaum zu erkennen gewesen . . . hm, hm!

Und wie er nun nochmals rief und übers Gras hinsprang und ihr aus weitem Abstand kunstgerecht den geliebten

Ball zuwarf, was Wunder, daß sie ihn fing! Es war ja Ehrensache, ihn nicht fallen und „trudeln“ zu lassen. Und daß sie ihn wieder zurückschleuderte, nicht minder kunstgerecht als er, das verstand sich erst recht von selbst. So spielten sie eine gute Weile, und Trudel vergaß all ihre dummen Gedanken und freute sich des geschickten, munteren Partners. Sie mußte sich ordentlich dranhalten, und es ward ihr immer behaglicher zu Muthe, nur manchmal führte sie die Hand schier unwillkürlich an die linke Brust, denn da drinnen hämmerte es gar so toll, und es schien ihr, als wäre sie von kürzerem Athem als sonst.

Nur das verwünschte Windspiel brachte Störung in die gute Viertelstunde. Die nervöse „Mette“, die entweder das Ballspielen an sich nicht ausstehen konnte oder nur nicht leiden wollte, daß ihr Herr sich ohne sie auf grüner Wiese temperamentvoll hin- und herbewegte, Mette lief wie verrückt vor dem Gatter hin und wieder und heulte vor Eifersucht und Ungebuld und kratzte zwischen den Stangen hindurch Kies und Rasen auf, daß selbst der Sanftmüthigste Lust bekommen mußte, dem zappeligen Thier eins zu ver-  
setzen.

Harald Richter rief seinen ungezogenen Bierfüßler barsch an, da setzte sich Mette denn auch wieder auf ihr graues Fragezeichen, aber nur so halbseits, nur so scheinbar, und dabei zitterten ihr die Lippen vor Unruhe, daß man die spitzen Zähne sah.

Die beiden Spieler verschnausten sich derweilen ein wenig, und die wonnig erhitzte Trudel konnte sich nicht enthalten, zu gestehen: Aber Sie werfen gut, Herr Richter!

Ei, mein Schatz, mit mir ist's überhaupt gut auskommen, sprach der Mann, den die Anerkennung dieses Kindes selbstjamerweise beglückte. Wir wollen gute Freunde bleiben!...

fürs ganze Leben! . . . und wie's bessere keine giebt! Magst du?

Es fiel Trudel nicht auf, daß er sie jetzt wieder duzte. Sie wußte nicht, warum sie's zwang, die Hand in seine dargebotene Hand zu legen — sie fühlte nur, daß sie's gern that. Aber an das Gelöbniß der Freundschaft dachte sie bei dieser Handreichung nicht, sondern bekräftigte sich und ihm damit nur ihren unausgesprochenen Vorbehalt: Mein Vater sollst du nicht werden!

Harald aber meinte jekunder den wichtigsten Stein im Brett zu haben und nicht nur der Liebe der Mutter, sondern auch der Zuneigung des Töchterchens gewiß zu sein. Jetzt konnt' es nicht fehlen, die Eintracht in der Familie war gesichert. Nun wird es ein glückliches Zusammenleben geben. Ganz gewiß!

Daß er in dieser Stimmung zu Tisch zu bleiben sich entschloß, ist leicht begreiflich. Um eine gute Kusrede brauchte er nicht verlegen zu sein.

Wollen wir weiter spielen? fragte er strahlenden Angesichts.

Ja, sagte das Mädchen, aber ziemlich befangen.

Hop! Heda! Hin und her!. Wie das fliegt! schön im Tacte! . . . Wups! . . . Da läßt der Herr den Ball an sich vorübersausen. Hoho, wie wird er ausgelacht!

Harald läuft dem rollenden nach, er fängt und säubert ihn und sagt dabei: Ihr seid doch allein bei Tisch? . . . Fang!

Trudel kann nicht gleich antworten; sie muß erst den etwas incorrecten Wurf ihres Partners mit ausgestreckten Armen einfangen. Dann sagt sie in abgerissenen Sätzen, während das indische Kleinod zwischen ihnen hin und her springt: Ich denke . . . höchstens, daß . . . wie . . . Oh,

nicht so krumm werfen! . . . Was? . . . Nu, Better Gudcke mag wohl kommen, wie gewöhnlich . . . Vielleicht auch nicht . . . Die letzten Tage blieb er auch . . . weg.

Heute hoffentlich erst recht! sagt Harald, und dann spielen sie schweigend, mit fliegendem Athem weiter.

Da knarrt die Gartenthür in ihren Angeln. Trudel wirft den Ball recht hoch und muß lachen: Da ist er schon! sagt sie, man soll den Wolf nicht nennen.

Dies Wort ist dem Partner wie ein Schlag in die Glieder gefahren. Er dreht den Kopf beiseite, sieht Herrn Gudcke sehr gemessenen Schrittes, sehr ernsthafter Miene, der Statue des Commandeurs im „Don Juan“ vergleichbar, über den Kiesweg daherschreiten . . . und bei diesem erstarrenden Anblick läßt er den aus aller Kraft geschleuderten Ball weit an sich vorüber in die Wiese sausen und denkt gar nicht gleich daran, ihm nachzulaufen.

Aber ein Anderes denkt daran, das besser laufen kann, als Harald und Trudel zusammengenommen — von dem würdevoll behäbigen Gudcke gar nicht zu reden. Das ist Mette, das frevelhafte Gethier, das allzu lange seine Eier und Ungeduld hat vor dem Gatter harrend auffammeln müssen und, nun der breitspurige Better Gudcke Platz genug für zehn Windspiele neben sich gelassen, wie er die Gartenthür geöffnet, rast es wie toll über Kies und Gras, dem davonspringenden Balle nach und überschlägt sich in der Hast, die Hinterbeine über die vorderen werfend, und sammelt im Nu sich wieder auf und schießt dahin und taucht die Nase ins Gras, und bei dem letzten Satz, mit dem der Ball kaum noch handhoch über dem Boden springt, hat ihn das Vieh in der langhin schnappenden Schnauze und legt sich, den verbrecherischen Kopf zwischen die Schultern steckend, fletschend und kauend auf die Wiese nieder.

Das Kind schreit auf, Harald begreift die fatale Lage



der Dinge, läuft zu dem hasenschnellen Räuber hin, haut ihm die flache Hand klatschend auf die Pranken und nimmt ihm nicht ohne Mühe das Kleinod seiner kaum erworbenen Gönnerin aus den spitzen Zähnen.

Zu spät!

Harald wischt den Ball erst im Gras ab, nimmt dann sein eignes Taschentuch, ihn ganz und gar zu säubern. Derselbe sieht zwar noch immer feucht und zerzaust, aber doch noch ganz annehmbar aus, d. h. auf der einen Seite, denn wie ihn Trudel nun aus des Partners Händen empfängt und um und umdreht, da überwältigt sie der Schmerz und sie bricht in lautes Schluchzen aus. Es stößt sie nur so vor Weinen. Und mit Grund . . . denn ach! . . . der schönste Ball ist hin! Er hat ein Loch, so groß, daß man zwei Finger hineinstecken kann!

Innere Hohlheit irdischer Freude, aus diesem Loch gähnt du zum ersten Male das halbwüchsiges Wesen an, das trostlose Thränen ausschüttet.

Nahe Pappe und zerrauftes Seegras starren Trudel widerlich entgegen. War's wirklich im Fabelland am Ganges, daß man euch zu so glänzendem Bovist einschachtelte! Wie viel herzstärkende Illusionen hat dieser Eine Hundebiß in aufblühender Seele vernichtet!

Trudel ist außer sich, sie weint und schluchzt und preßt den zerstörten Ball zwischen den Fingern, aber hält ihn sich aus den Augen — der Anblick ist zu grausam.

Bewünschtes Thier! Bewünschter Mann! Wie er nun nur so daherreden kann! Man hört, er hat kein Herz für die Sache, kein Bewußtsein für seine Schuld, und seine Verdanken müssen ganz wo anders sein. Er meint, es hätte schlimmer ausfallen können . . . so? . . . der Ball könne ja wohl noch Dienste thun . . . welche denn? Daß Gott erbarm'! . . . und überdies werde er in den nächsten Tagen

Trudel einen Ball mitbringen, wie sie noch niemals einen gesehen, einen weit schöneren, als dieser war.

Geistloser Spötter! Einen schöneren als diesen?! Als ob die Welt je einen schöneren gesehen und es noch seinesgleichen gäbe unter der Sonne! Narr du, der das Menschenherz nicht kennt, daran allein sich der Güter Werth ermißt. Es war nur Ein Ball begehrenswerth hienieden, und das war Trudel's Ball, und nun giebt es keinen mehr! Gar keinen! verstehst du das denn nicht? Better Gudcke hatte ihn gegeben; du, Entsetzlicher, hast ihn mit Hilfe deiner Bestie nur vernichten können! Geh weg und sprich nicht von Erfaß. Dahin für immer!

Trudel saß an dem Tische, darauf noch der Stiefkorb stand, und hielt den verstümmelten Liebling in gefalteten Händen und die Hände in ihrem Schoß. Die Thränen rannen langsam über ihre Wangen und manchmal zuckte Brust und Sinn empor, wenn sie das Schluchzen stieß.

Better Gudcke saß, unbekümmert von so schwerwiegenden Ereignissen, in einer etwas entfernten Laube,ehrte seinem Nebenbuhler, dessen Gruß er kaum merklich erwidert hatte, den unerbittlichen Rücken zu und gab noch überdies durch ein umfangreiches Morgenblatt, in dessen Lectüre sich sein ganzes Wesen zu vertiefen schien, aufs Deutlichste zu verstehen, daß er nach Gesprächen mit Herrn Harald keineswegs lüstern sei.

Dieser aber war weit mehr mit Betrachtung des lesenden Betters als des weinenden Kindes beschäftigt, dessen Schmerz er in seiner von so anderen Wünschen und Gedanken erregten Seele gar nicht zu ermessen verstand. Er malte sich's im Geist aus, wie unbehaglich der verehrten Frau, wie ungünstig ihm selber ein mit dem mürrischen, alle Laune vergällenden, grob eifersüchtigen Fabrikanten einzunehmendes Mahl ausfallen und wie dieser Gudcke wieder

nicht von der Umworbenen Seite weichen würde, bis auch der Nebenbuhler anstandshalber sich verabschieden müßte. Also heute wieder keine Möglichkeit, seinen bereyten Mund davon übergehen zu lassen, wovon sein Herz so voll war! O wie recht hatte Trudel's Mutter, die ihn auf's Schreiben verwies! Wie gut war's, daß er nicht auch diesen Brief verworfen, sondern — er fühlte mit der Hand danach — ihn über seinem Herzen in der Rocktasche trug!

Aber wie ihn ihr geben lassen? . . . Er wollte nicht bleiben und diesem Gudeke zur Folie dienen. In solchem Falle mußte der Anwesende Unrecht haben und der zeitweilig Verdrängte mit Sehnsucht belohnt werden. — Den Brief zur Post geben? Das war schon zu spät und seine Abneigung gegen Freimarken und Stempel auf einem Liebesbrief in nichts gemildert — die Dienerschaft . . . war sicher durch den alten Hausfreund bestochen:

Da fiel sein Blick auf die still dazigende Trudel . . . auf seine neueste, beste Freundin! Ja wohl! . . . Ein Entschluß, der in sein Hirn wie ein Blitz einleuchtete; eine Eingebung, die sein Herz ganz mit wonnevoller Zuversicht durchwärmte. Kaum gedacht, vollbracht!

Trudel mein! Es durchzuckte das Kind vom Scheitel bis zur Sohle, da es die Stimme des Uebelthäters vernahm. Der aber merkte die Bewegung kaum und wußte diese Stimmung nicht zu deuten. Und also fuhr er zuversichtlich fort mit leisen, aber dringlichen Worten:

Höre zu, Kind! Ich mag nicht mit Better Gudeke speisen. Er ist mir zuwider —

Ich weiß wohl, warum! dachte jetzt das Kind, daß der Haß heller sehen machte.

Der Andere redete weiter: Ich glaube auch, daß es Maman nicht angenehm sein würde. Aber Mama erwartet Nachricht von mir . . .

„Ja, bewahre Gott! dachte Trudel dazwischen.

Harald guckte nach dem lesenden Mann in der Laube hinüber, der nach und nach über die plötzliche Unterbrechung des Spieles, das bei seinem Eintritt im besten Schwunge gewesen, unruhig wurde und den Kopf gemessen wie eine alte Taube hin und her drehte. Machte er nicht gar Miene, aufzustehen? Gefahr im Verzuge!

„Da nimm, Trudel, nimm's in die Hand. Du bist meine gute, kleine Freundin, nicht wahr? Und Vetter Gudcke soll nicht darum wissen. Nimm und gib dies deiner Mama! Wir wollen treu zusammenhalten fürs Leben! . . . Mein Kind! . . . Und einen Ball sollst du haben . . . einen Ball!

Harald bewunderte seine Idee. Wenn ihr eigenes Kind ihr den herzlichen Antrag des werbenden Mannes in die Hände legte, welche schöne Symbolik, welche gewinnende Fürsprache, welche zarte Versicherung unantastbarer Erinnerungen und doch glückseliger Hoffnung.

Er sah's im Geist, wie sich die Scene fast ohne Worte, doch nicht ohne Thränen der Rührung vollzog. Vetter Gudcke, der mißmuthig sein gewohnheitsmäßiges Mahl daneben verzehrte, konnte da nicht gegen so geschickt verfaßte, so geschickt angebrachte Werbung aufkommen.

Schwärmende Phantasie, die du deinem Freunde wieder einmal einen berückenden Streich spieltest!

„Willst du?“ fragte er das Kind und drückte seine Hände und in seine Hände den Brief.

Trudel nickte heftig zweimal hinter einander mit dem Haupte. Der Mann nahm es für kräftige Bejahung und sicherndes Gelöbniß hin. Trudel jedoch hatte nur so genickt, weil das Schluchzen sie stieß, und hätte nimmer und nimmer zugegeben, daß sie damit eine Frage habe bejahen wollen. Sie war so in Schmerz versenkt, daß sie gar nicht recht hörte, was dieser Mensch da redete, und auch nicht wußte,

was sie mit dem Stück Papier da sollte. Sie wußte nur, daß ihr schöner Ball dahin und Harald daran Schuld war, und als sie jetzt unwillkürlich die Augen aufschlug und den Abscheulichen vor sich sah, da war sie nur noch des einen Gedankens fähig: Nein, du gewiß nicht, da lieber noch der Andere, der dort drüben sich räuspert!

Ich komme heut' Abend! . . . Und behüt' dich Gott, mein Kind!

Wagte er's gar, mit seinen Lippen ihre Haare zu berühren? Sie strich sich mit dem Rücken der rechten Hand, darin sie auch das Papier hielt, übers Haupt, als könnte sie die Spur seines Kusses wegwischen, und drückte die Linke mit dem Ball an ihr Herz.

Da ging er hin! dieser Unglücksmensch, und hinter seinen Fersen schlich kleinlaut, Ohren und Schweif gesenkt, die mausgraue Mette, das verdamnte Vieh. Die Thüre schlug knallend ins Gatter ein. Ade! und möchtet ihr Beide mir nie wieder vor die Augen kommen!

Sein Schritt verklang auf der Straße. Trudel horchte darnach und fing dann auf einmal wieder heftig zu schluchzen an, noch ärger als zuvor.

Was weinst du denn so sehr? fragte Wetter Gudeke, den sie, aufblickend, dicht vor sich stehen sah. Was hat es denn gegeben, daß das Spiel gestört wurde?

Der scheußliche . . . Hund hat . . . meinen schönen Ball zerbissen . . . ju, ju, ju! sagte das Mädel zwischen Thränen schnappend.

So, so, versetzte Gudeke gelassen, empörend in seiner Gefühllosigkeit und ohne Ahnung, was diese Stunde für ihn bedeute. Aber durchaus nicht ohne Argwohn gegen seinen Nebenbuhler fragte er weiter:

Und was hast du denn da in der Hand?

Eben den Ball! sprach Trudel kurz und bestimmt.

So? war Alles, was Gudete antwortete. Es trieb ihn, den Kopf nach der Straße zu drehen, auf der er Geräusch vernahm. Es war aber nicht Harald Richter, der zurückkam, sondern ein Fuhrmann, der vorüberzog.

Trudel benutzte den Moment, ehe Gudete das Haupt zurückwendete, und stopfte, unter dem Tisch und zwischen ihren Knien die Hände samt ihrem Inhalt verbergend, das Papier, welches ihr Harald gegeben, in den Ball, den sein Hund verdorben hatte. Sie war noch mit dieser sorglichen Thätigkeit beschäftigt, als Gudete sich ihr wieder zugewendet hatte und zu ihr sprach. Was er sagte, hörte sie nicht. Sie war ganz und gar mit ihrer Hände Werk beschäftigt. Möglich, daß er auch etwas von dem Manne gesagt, der eben fortgegangen war . . . und daß er Hunde nicht ausstehen könne, besonders unartige nicht . . . daß er aber Kinder sehr liebe, besonders artige sehr!

Trudel sagte Ja und Nein, wie ihr's eben auf die Zunge kam, und bohrte und stopfte, bis der Brief zwischen Seegrass und Pappel seinen Unterschlupf in dem einst so wunderbaren Spielzeug gefunden hatte.

Reiß doch einmal deinen armen Ball! Vielleicht können wir den Hundebiß curiren, sagte nun der Wetter und rechte schon die Hand aus.

Das Mädchen sah ihm mit großen Augen und offenem Mund auf Hand und Gesicht. Weißt du was, Wetter Gudete? sprach sie dann mit einer ganz anderen, trockenen Stimme: Ich will es selbst versuchen, ihn aufzubessern.

Thu's! sprach Gudete gelassen, und da er sie entschlossen an die Arbeit gehen sah, nahm er sein Zeitungsblatt wieder vor und setzte sich neben sie und las weiter.

Trudel hielt den Ball in der Linken und wühlte mit der Rechten in der Fülle des mütterlichen Stiefkorbes. Wie gut, daß sie schon Stunden vorher, bei kühlerem Blute, die

Wahl zu Ergänzungen eines neuen Felles für ihr Spielzeug getroffen hatte. Da lagen die bunten Strähne in feinen Schattirungen noch neben einander. Sie brauchte nur darnach zu greifen, und so zog und knüpfte, wob und sticte sie ein Kleid über dem alten, insbesondere darauf bedacht, die Lücke, welche des Hundes Zahn gerissen, mit aller Vorsicht zu bedecken. Etwas abgeplattet und eckig blieb die Stelle wohl auch dann noch. Aber kein Loch, noch eines Loches Spur war mehr zu entdecken. Trudel war eine feine Künstlerin, und die vielen Fäden griffen übereinander weg und deckten sich so geschickt und artig, daß die Arbeit ihren Meister lobte, auch wenn man nicht darum wußte, daß diese gleißenden Fäden ein süßes Geheimniß verhüllten, und Trudel's Ball nunmehr nichts weiter war, als das buntüberspannene Grab einer uneingestandenem Liebe.

Deine gute Mama bleibt heut' aber lang aus! sagte Vetter Gudcke, drehte seinen Rücken in der Stuhllehne, daß sie ächzte, und schlug mit zwei Fingern in die Zeitung, um eine Falte derselben zu bequemerem Lesen auseinanderzuklopfen. Er sah dabei das Kind, mit dem er sprach, gar nicht an, und seine Geberde wie der Ton seiner Stimme waren so gemäßigt, als wär' er schon der Hausherr, der sich über die Unpünktlichkeit seiner besseren Hälfte eine herzleichternde Bemerkung vor dem Essen vergönnt.

Trudel reckte die Nase hoch wie ein Häslein im Kohl, das, durch einen Ton in hastiger Arbeit gestört, einen Augenblick horcht und in die Luft schnuppert, um dann gleich wieder unterzuducken und weiter zu arbeiten.

Aber mit der Wolle wußte sie nun wirklich nichts weiter anzugehen. Der Ball war nach allerhand künstlerischem Bemühen mit seinem zweiten Fell anscheinlich dick und beinahe rund ausgefallen. Dennoch meinte sie, das Werk, welches sie so in Athem gehalten und schier ein wenig

getröstet hatte, könnte noch nicht beschlossen sein. Es fehlte ihm — wie das Gefühl ihr sagte — die letzte Vollendung. Und Gudcke's Worte hatten für sie nur den Sinn: Benütze die Zeit, die du noch hast, und spinne dein Geheimniß vollends so ein, daß kein Menschenkind, welches den Ball zur Hand nimmt, auf den Einfall geräth, ihn auf seine Eingeweide zu prüfen.

Und mit all der Hast und mit all dem Eifer, wie eine arbeitsame Seele ihr unvollkommen Werk zum letzten Mal vornimmt, drehte Trudel den Invaliden ihres Vergnügens vor den prüfenden Augen und griff, da ihr aus dem Korbe der Mutter just eine Häkelnadel recht aufmunternd entgegenblinnte, nach dieser und nach einem Böpfchen dunkelrother Seide und schlang um den ganzen Ball herum ein knapp anliegendes Netz in engen Maschen, daran auch ein geübter Blick Anfang und Ende nicht mehr unterscheiden konnte. Das saß dem buckligen Knäuel wie eine stramme Jacke ohne Naht, ach wie ein angewachsen Fell, welches ihm Niemand mehr abthun konnte, der ihn nicht ganz zu zerstören Willens war.

Better Gudcke hatte derweilen noch öfter Gelegenheit, sich über die merkwürdige Unpünktlichkeit der Frau des Hauses zu wundern, die heut über Einkäufen und Modefragen alle Eßlust in der Stadt eingebüßt haben mußte und, gefühllos für Anderer Leiden, ihren Gast wie ihre Köchin zur Verzweiflung brachte. Trudel gab keine Antwort, so oft auch Better Gudcke — nun schon immer mit der Uhr in der Hand — das Ausbleiben der verehrten Mama beredete. Sie häfelte unentwegt weiter, ohne auch nur einmal aufzusehen, ja ohne sich ein freieres Athmen zu gönnen. Die Zeitung war längst mit allen Beilagen bis zur letzten Annonce heruntergelesen. Der ungeduldige Better ging, mit den Händen auf dem Rücken und ziemlich verkniiffener Miene, den Kiesweg zwischen dem Ahornbaum und dem Gatterthor



auf und ab. Welch eine unregelmäßige Wirthschaft in so einem Witwenhause! Kann dem zarten Kinde, das so rasch gewachsen, derartig verspätete Mahlzeit bekommen? Wahrlich, wenn es heute nicht noch etwas ganz Anderes gälte, als den bekannten Löffel Suppe und drei Gänge bürgerlicher Hausmannskost, Gudete hätte seinen knurrenden Magen längst nach dem Club gefahren. Aber so hieß es, auf dem Posten bleiben. Wer stand dafür, daß nicht, sobald Gudete um die Ecke gegangen, Harald Richter wieder in den Garten zurückgekehrt wäre. Und wer weiß, was dann geschah!

Ob die faumfelige Witwe nicht diesen Scenenwechsel im Stillen wünschte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls verzögerte sie ihre Rückfahrt in der halb instinctiven, halb eingestandenem Absicht, die Möglichkeit zu verlängern, noch vor dem Diner einen Brief Harald's zu erhalten.

Die Frage nach eingelaufenen Briefen war denn auch die erste, welche sie an die Entgegenkommenden richtete, da kaum ihr Fuß das Trittbrett des Wagens berührte.

Unter den Entgegenkommenden war aller Zucht und Gewohnheit zuwider Trude nicht. Sie saß noch immer, die zitternde Nadel in geschäftiger Hand, einem häkelnden Automaten vergleichbar, unter dem Baum und sah von ihrer Arbeit nicht auf. Nur noch ein paar Minuten, dann war das Werk vollendet! Aber juist die letzten Knüpfungen erforderten Achtsamkeit und Sorgfalt, wenn sie so gerathen sollten, wie es die kleine Meisterin sich ausdachte. Nur noch ein paar Minuten — aber diese ungestört und unverkürzt!

Gertrude! rief Mama, halbwegs stehen bleibend, ein Bild des Staunens und der Entrüstung.

Mais, mademoiselle Gertrude! . . . dépêchez-vous donc . . . c'est madame qui nous arrive! ächzte die Gouvernante, zwei Schritte näher hüpfend.

Aber Mademoiselle Gertrude beliebten nicht zu muͤcken . . .  
Nur noch zehn Secunden! Dann was ihr wollt!

Derweilen hatte der verständnißvolle Diener Gotthold die während der Abwesenheit ihrer Herrin eingelaufenen Briefe in größter Eile aus dem Hause geholt und reichte sie der Ungeduldigen noch im Garten - dar.

Sie blieb stehen und nahm unter Better Gudeke's brennenden Forscherblicken, was man ihr auf silbernem Teller bot, langsam, die Farbe des Angesichtes wechselnd, entgegen.

Gebrüder Gerson . . . Bonwitt und Littauer . . . Modiste-coiffeur Petrus . . . schon die Firmenstempel auf dem Couvert genügten, daß diese Briefe keine Eile hatten, eröffnet zu werden. Rechnungen, Anpreisungen . . . nichts fürs Herz! Nichts von Harald! Schändlich! . . . Aber Trudel war fertig!

Das Kind sprang auf und lief endlich der Angekommenen entgegen. Es brauchte nun freilich wenige Schritte mehr zu laufen, da stand es vor dem Angesichte der Mutter, und dieses weißsagte ihm nichts Gutes. Trude stellte sich recht zur Unzeit dieser von Enttäuschung und Entrüstung in aller Stille außer sich gerathenen Frau in den Weg.

Du wirßt ja merkwürdig bequem! . . . Du hast es ja sehr eilig, deine Mama zu begrüßen! rief die zornflammende Dame, und zur Französin gewendet, die seufzend das Haupt hin und her wiegte, fuhr sie weiter: So kann es nicht fortgehen! Sie werden diesem herzlosen Troßkopf nicht Herr . . . Sie nicht . . . und ich auch nicht! war ihr letztes, in einen Seufzer gepreßtes Wort, in einen Seufzer, der an Kraft und Gehalt sich zu dem dürftigen Nachzen der Erzieherin wie ein Kanonenschuß zu Kleingewehrfeuer verhielt.

Was hast du denn gemacht, derweilen ich weg war?

Ich habe — Ball gespielt.

Die ganze lange Zeit?

Nein, ich hab' auch gestrickt.

Gestrickt? du? . . . und dann?

Etwas gehäkelt, antwortete Trudel schon sehr kleinlaut.

Etwas? . . . Was denn?

Das hier!

Sie hielt der Mutter mit zitternder Hand, mit klopfendem Herzen ihr Kunstwerk entgegen.

Die Frau erfaßt' es, drehte es hin und her, wußte nicht, was sie aus dem unförmigen, halb runden, halb buckeligen, ganz unnützen Ding da machen sollte, welches auszurüsten der Wildfang ihre beste Wolle und Seide vergebend hatte.

Was soll die Tagdieberei? rief sie und warf den Knäuel, der vordem Trudel's Ball gewesen war, verächtlich von sich in die Wiese.

Was weiter? fragte sie dann, und es zuckte ihr in den Händen. Nichts weiter! antwortete Trudel, die über die Behandlung, welche man dem Werk ihrer Hände angebeihen ließ, Thränen aufsteigen fühlte. Aber es war nicht dies Gefühl allein, welches sie trieb, der Mutter in einem Tone zu antworten, den diese ein für allemal nicht ausstehen konnte, und noch dazu mit einer trotzigem Miene, die dieser an sich schon immer strafwürdig erschien. Die kleine Gertrud sehnte sich nach Strafe. So wenig sie Schläge liebte, diesmal wollte sie geschlagen sein und tüchtig — denn sie bedurfte der Sühne für ihre Missethat und wollte wenigstens harte Buße thun für eine Sünde, die sie um keinen Preis weder unterlassen, noch eingestehen wollte — nicht einmal sich selbst eingestehen.

Ihr Wunsch ging in Erfüllung.

Als die Mutter sah, wie schonungslos man ihren Stickskorb geplündert und zu welchem Zweck! — hielt sie sich nicht länger zurück, da riß ihr die Geduld und sie wollte dem

ungerathenen Kinde zeigen, daß auch eine Frau strafen könnte, wenn's sein müßte. Leider legte sich Better Gudede alsbald ins Mittel, und um so eifriger, je mehr ihn bedünken mochte, in seiner Eifersucht Einsicht, daß die Schläge, welche sein Schützling erhielt, eigentlich einem Anderen galten, dem der Anwesende diese Auszeichnung nicht gönnte.

Nach dem Ausbruch höchster Entrüstung, nach so viel gesteigerter Aufregung und immer wieder getäuschter Erwartung ward es der armen Witwe so kläglich zu Muth, daß sie, wie nie zuvor, die Schwäche ihres schönen Körpers und die Haltlosigkeit ihrer vereinsamten Stellung fühlte. Sie gab diesem Gefühle symbolischen Ausdruck, indem sie in Ohnmacht sank oder doch beinahe gesunken wäre, wenn nicht Better Gudede, auch wieder mit tiefer Symbolik in seinem Thun, sie noch rechtzeitig hilfreich in starken Armen aufgefangen hätte.

Wie er die süße Last also mit einiger Berechtigung an seinem Herzen hielt, kam ihm nicht nur der schöne Gedanke, daß das in der That ein begehrenswerthes Weib sei, sondern er verband damit auch die nützliche Einsicht, daß derlei unliebame Störungen einer sonst so behaglich ausgestatteten Existenz nicht eintreten würden, wenn man in diesem Hause die großen Mahlzeiten regelmäßig einhielte. Und da er sich Manns genug wußte, wenigstens diese Reform mit eiserner Consequenz durchzuführen und also der Hinterlassenen seines seligen Freundes ein wahrer Lebensretter zu werden, so fing er, kaum daß die mollige Wittib die Augen aufschlug, wenn auch vorsichtig, so doch verständlich, die Werbung da wieder an, wo er sie gestern des vermünschten Störenfrieds Richter wegen unterbrochen hatte.

Die Angeredete sah während dieses wohlgemeinten Zuredens ebenso nachdenklich wie liebenswürdig aus und hätte so holdseligen Ausdruck sicher längere Zeit auf ihrem Antlitze

bewahrt, wären ihre Blicke nicht auf Trudel gefallen, die sich ihr zu nähern strebte.

Wollte sie der Mutter ein gutes Wort geben? Wollte sie um strengere Strafe oder um Vergebung bitten, oder auch nur gegen Gudete's Werbung Einspruch erheben? Das erfuhr Niemand — denn Mama schnitt ihr sofort die Rede vom Mund ab, und hieß sie, ihr aus dem Gesichte gehen. Trudel wurde demgemäß auch befohlen, heute nicht am Familientische zu speisen, sondern die geschmälerete Sträflingsmahlzeit im langweiligen Tête-à-tête mit ihrer übellaunigen Französin einzunehmen.

Aber Mama —

Nichts da; eine zu solcher Entrüstung gebrachte Mama duldete kein Aber. Dagegen duldete sie, daß Gudete sie am Arm ins Speisezimmer führte, der gute Gudete, der doch von allen Menschen in der Welt es noch am wärmsten und treuesten mit ihr meinte.

Der ebenso warm wie treu liebende Better athmete gemüthvoll auf, da endlich vom Speisen die Rede war. Und also gingen sie hin.

Trudel aß ihr Mittagbrod in Thränen. Die Französin besaßte nur ab und zu diese Zustände und diesen Charakter. Die beiden anderen Tischgenossen waren dafür um so gesprächiger und wurden endlich auch wieder heiter. Nur meinte der Diener Gotthold die Bemerkung gemacht zu haben, daß die gnädige Frau schier in einem fort nach der Uhr gesehen und noch niemalsen so oft wie beim heutigen Diner nach dem Briefträger gefragt habe.

Der Briefträger kam nicht mehr, wohl aber kam gegen Abend Harald Richter, das heißt bis an die Thür, weiter kam er nicht. Die Besitzerin des schönen Hauses und des schönen Herzens fand es über alle Maßen empörend, daß „dieser junge Mensch“ — er war bereits wieder tief unter

ihre Frauenwürde zum „jungen Menschen“ degradirt — daß er nicht so viel Ernst in seine Neigung legte, ihren gerechten Wunsch zu begreifen und sich ihr mit gebundenen Händen und einem Briefe dazwischen zu Füßen zu legen. Kam er auch in Person, so war's gewiß nur, um immer wieder süße Worte zu machen, die ihn zu nichts verpflichteten, und ohne seine Eurschneiderei mit einem Heirathsantrage zu adeln. Wozu noch immer mehr der kostbaren Zeit verderben, davon eine Witwe, die „nahezu dreißig Jahre“, nicht einen Tag mehr zu verlieren hat.

Die Dame ließ sich entschuldigen, aber sie war zu angegriffen, um nach so anstrengendem Tage noch Besuch zu empfangen. Der biedere alte Diener und der verblüffte „junge Mensch“ sahen sich bei dieser Lüge sehr bedenklich an; dann ging Harald schweigend fort.

Also das ist die Antwort auf meinen Brief! sagte der Gute bei sich im Stillen. Ich hatte meinen Antrag so herzlich gemeint, und sie hat ihn doch übel gedeutet. Aber es kann mich nicht überraschen; ich wußt' es ja, daß ich im Schreiben kein Glück habe!

Trudel kriegte nach dem Essen noch eine lange Strafpredigt zu hören und eine noch längere Aufgabe über die Hylksodynastien zu machen — beide in französischer Sprache. Nachdem sie die eine und die andere überstanden hatte, trieb sie's noch einmal in den nächtigen Garten hinaus. Sie meinte, noch ein paar Athemzüge in frischer Luft sollten ihr gut thun nach dem vielen Schluchzen, und überdies war's ihr beim Schreiben vorhin siedheiß aufs Herz gefallen, daß ihr Ball annoch draußen im Grase lag. Wenn den Einer fand und wissen wollte, wie er inwendig aussah! Wenn ihn gar Harald Richter fand!

Sie suchte lang im Dunkeln die Wiese auf und ab, bis sie ihn endlich mit dem Fuß im Grase streifte. Er war

recht feucht von Thau, da sie ihn aufhob, und es schauderte sie durch den ganzen Körper, da sie ihn in der Hand fühlte.

Im nämlichen Augenblick hörte sie sich leise von der Straße her beim Namen rufen. Sie sah sich um, sah einen Schatten vor dem Gitter, und wie sie den Mann da draußen erkannte, lief sie erst recht davon und ins Haus hinein und verkroch sich in ihr Bett, wo es am tiefsten war.

Draußen auf der finsternen Straße stand Harald Richter, den die unverdiente Grausamkeit seiner Angebeteten noch immer mit schwülem Kopf und brennendem Herzen um das kleine Haus und den großen Garten herumtrieb.

Lassen Sie die Kleine! sagte unverhofft eine Stimme aus dem Gebüsch zu dem Mann auf der Straße, und die Gouvernante, welche dem Wildling in den Garten gefolgt war, um ihn ungesehen zu beobachten, trat auf den Kies des Weges. Lassen Sie die Kleine, mein Herr; sie ist heute Nachmittags schon arg genug bestraft worden . . . nicht etwa von mir, o Gott bewahre! — nein, von der Hand der Mutter. Und diese schmerzt immer, auch wenn sie noch so leicht züchtigt . . . Armes Kind! . . . Aber was wollen Sie, wenn eine Frau im Begriffe steht —

Harald Richter ermangelte der Höflichkeit, die Mittheilung der Gouvernante bis ans Ende zu hören. Er schämte sich vor diesem fremden Frauenzimmer, und nicht nur vor ihr, vor diesen Bäumen, dieser Wiese, diesem Gartenzaun, vor halb Charlottenburg und ganz Berlin und am allermeisten vor sich selber, und er lief, als könnt' er vor sich selber weglaufen, oder doch vor all den einfältigen Gedanken, die er schon zum zweiten Male, nun aber für immer weit von sich warf.

Trudel ward am andern Morgen zur Mutter berufen und in Gnaden wieder aufgenommen, ja in eine Fülle der Gnaden, wie sie sich schon seit Jahr und Tag derselben.

nicht hatte erfreuen dürfen. Zugleich ward ihr die Mittheilung, daß sich Mama gestern Abends, während das liebe Töchterchen schon schlief, reiflicher Erwägung für das Wohl desselben und dessen kräftige Erziehung und standesgemäßes Fortkommen folgend, zu einer zweiten Ehe entschlossen und mit Better Gudcke verlobt habe.

Trudel sah die Mutter erst mit großen Augen an, als wär' ihr wirklich unbegreiflich, was sie denn doch nicht so ganz unbewußt hatte herbeiführen helfen, und da ihr die Gedanken ausblieben, welche dazu gedient hätten, ihr das eben Erfahrene zurechtzulegen, so fing sie an zu weinen und ließ die Thränen laufen, wie sie kamen.

Auch Mama weinte, und je länger, desto heftiger. Wie sie so Eine an der Andern Herzen ihre reichlichen Thränen mischten, kam der argen Trudel plötzlich die Frage, warum denn Mama weinte, ob aus Verdruß oder aus Freude. Und wie es ihr nicht gelingen wollte, diese Frage einleuchtend zu entscheiden, merkte sie auf einmal, daß sie selber keine Thränen mehr hatte.

Better Gudcke erschien heute schon zum Frühstück und ward gut empfangen. Bei seinem Anblick stieg Trudel die Galle. Sie fand es unbegreiflich, wie Mama diesem Bewerber den Vorzug habe geben können, und zu spät gestand sie sich, daß, wenn sie schon einen Stiefvater haben sollte, Harald Richter denn doch der schönere gewesen wäre.

Wo war nun der hin? Zum Ballspielen wird er gewiß nicht wiederkommen! Ach, was Ballspielen! Trudel's Ball sprang nicht mehr. Der war zu nichts mehr nütze, und traurig, ohne Trost und Zeitvertreib, schlich das Kind im Garten herum, darin es gestern noch so froh und glücklich getollt hatte.

Dabei behielt Trudel immer die Hand in der Tasche und in der Hand den verwünschten Ball. Er brannte



sie ordentlich in die Finger, und sie konnt' ihn doch nicht loslassen. Wie, wenn sie ins Haus liefe, der Mutter Alles zu sagen . . . oder dem Better Gudeke . . . oder . . . Was sie dachte, erschien ihr ganz dumm. Es war ihr, wie wenn sie Schwindel im Kreise herumdrehte. Es ward ihr jämmerlich und krank zu Muth. Und an alledem war nur das verhexte Spielzeug schuld. Sie wollt' es los werden um jeden Preis. Sie machte schon Miene, es über den Zaun hinaus auf die staubige Straße zu schleudern — aber wenn es dann Einer fand und öffnete? Nein, davor sei Gott! Wäre nur ein Wässerlein am Hause vorübergeflossen, Trudel hätte schon gewußt, was sie gleich hineinwerfen werde — aber der Fluß hatte weit drüben, hinter allerhand Straßen und Häusern seinen Lauf, und man ließ sie nicht allein hinaus. . . . Verbrennen? — Wolle, Seide, Berg und Seegras? Das ließ sich nicht gut ausführen, ohne sämtlichen Nasen im Hause aufzufallen. . . . Begraben? — Dabei hätte mindestens der Gärtner sie beobachtet und dieser, kaum daß das Kind den Rücken gekehrt, nachgeforscht.

Aber los mußte sie das Ding werden, das ihr immer aus dem Sack heraus ins Gewissen schrie, sie hätte gottlos gehandelt und sollte keine Ruhe finden vor Angst und Schuld-bewußtsein.

Da fiel ihr ein, unterm Dach droben auf dem Speicher stand unter einem Balken im Winkel eine alte, alte Kiste, darin allerhand zerbrochen Geräth, ausgediente Spielsachen, aus der Mode gekommene Wachsb Blumen, Rippesachen und anderes Gerümpel untergebracht war und die seit Menschen-gedenken keine Hand berührt hatte, als eben die der vor-witzigen Gertrud, die in Mußestunden wie ein Näschen im Hause herumtschlich und ihr Näschen in Alles steckte.

In diesem Sarge mochte der noch gestern so mühsam ausgeschmückte Leichnam ihres Balls Ruhe finden, bis eine

Gelegenheit kam, ihn, etwa bei einem Spaziergang aufs Land, in ein fließendes Wasser, in einen dampfenden Meiser oder in einen anderen beliebigen Abgrund zu versenken. Spielend wollte sie nie wieder an ihn rühren.

Trudel rannte die Treppen empor und kroch unterm Dach herum, bis sie im verborgensten Winkel des Bodens die Truhe fand, die ihr aus frühesten Tagen in Erinnerung geblieben war. Staub flog auf, und ein öder Geruch stieg ihr in die Nase, als sie den Deckel öffnete. Was da für Wust bei einander lag! Unheimlich veraltete Gesellschaft! Hinein mit dir, Unhold, der du einst Trudel's Ball gewesen, und zu den Deckel und zu das Schloß!

Der Schlüssel war lange nicht gedreht worden. Dem kleinen Mädcl thaten die Finger weh, aber nun war's doch versperret und der krause Schlüssel aus dem rostigen Schlosse gerissen und von Trudel mitgenommen, die Treppe hinab, in den Garten hinaus . . . und was nun? . . . da flog er schon über die Hecke in des Nachbars Grundstück hinüber.

Drüben wohnte kein Mensch. Ein leerer Bauplatz, auf dem Gestrüpp, Disteln und Heidekraut wucherten. Dort mocht' er lange liegen bleiben, bis Gras über ihn und diese Geschichte wuchs. Trudel war ihn los und war ihren Ball los und alle Sorgen und Kümmernisse los, die sich an diesen hefteten.

Den Vetter Gudcke aber behielt sie und dieser ihre Frau Mama. Und kaum, daß ein Monat ins Land gegangen war, da zogen sie mit einander aus und verschlossen alle Läden und Thüren des lang bewohnten Landhauses, darin Trudel so wohl geboren und so gut erzogen worden war, und machten eine hübsche Reise und kehrten endlich zurück, aber in die Großstadt Berlin, nicht in die Residenz Charlottenburg, dahin sie nur mehr alle heiligen Zeiten

befuchsweise fuhren, wenn es etwas Besonderes in der Fabrik zu sehen oder zu feiern galt.

Ob Mama mit Meister Gudede sehr glücklich geworden war, Trudel wagte sich nicht daran, diese Frage zu beantworten. Der Vater-Better florirte in seinen alten Gewohnheiten und einigen neuen, die er sich im Gefühl ihrer Rechtmäßigkeit zugelegt hatte, behäbig und stillvergnügt weiter. Seine nunmehrige Frau trieb's auch nicht anders, als vordem. Sie lebte und webte, seufzte und klagte, hatte Launen und Migränen und manchmal auch Thränen — nicht mehr als früher, aber auch nicht weniger.

So war für Manchen Manches anders gekommen, als man's gedacht hatte, in einem Punkt aber hatte sich Trudel nicht getäuscht. Energie und strenge Zucht ins Hauswesen und besonders in ihre Erziehung zu bringen, dazu war der gute Gudede nicht geeignet. Er gerieth nur in Eifer, wenn die Stunden der Mahlzeiten nicht pünktlich eingehalten wurden, und war der behaglichste, zufriedenste Mensch von der Welt, so lange man ihm seinen Comfort nicht alterirte und seine liebe Seele in Ruhe ließ. Ein eigensinnig Kind zu maßregeln, welches gar nicht einmal sein eigenes war, das paßte ihm vollends nicht in den Sinn, und so ließ er krumm wachsen was nicht gerade gedeihen wollte, und brach nicht was sich nicht bog.

Trudel hätte anderes Regiment nöthig gehabt, und fühlte das auch selber. Und ihre Mama verschloß sich dieser Einsicht gleichfalls nicht, und Papa Gudede war immer einer Meinung mit seiner Frau.

So saßen denn diese beiden Eheleute manchen Tag zusammen und seufzten über das wilde, störrische, schier liebe-lose Wesen des heranwachsenden Töchterchens und wunderten sich von Herzen, daß auch „das große Opfer“, welches die Mutter für dessen Erziehung mit ebenso viel Einsicht als

Selbstverleugnung gebracht — sich einem zweiten Mann zu vermählen nämlich — nicht nur nichts gefruchtet, sondern Trudel's Charakter und Gewohnheiten eher noch verschlimmert hatte.

Diese war es ganz zufrieden, als man ihr eines Morgens mittheilte, daß sie nach der französischen Schweiz in ein Pensionat gebracht werden sollte. Das mütterliche Haus war ihr verleidet, und je weiter weg, desto lieber sollt' es ihr sein.

Sie war über fünfzehn Jahr, als man sie nach der Schweiz brachte, und sie blieb gut und gerne mehr als zwei Jahre dort. Sie galt dort nicht für bössartig, aber für wild und melancholisch. Sie selber pflegte später zu sagen, daß die Zeit im Pensionat die schönste ihres Lebens gewesen sei.

Das sagte sie immer öfter, je älter sie wurde. Als sie aber an ihrem einundzwanzigsten Geburtstage die Belobungsnachricht ihrer jüngsten Schulfreundin erhalten hatte, mußte sie sich doch gestehen, daß es nicht länger das Mädchenpensionat sein könnte, an das sie ihre Sehnsucht hing.

Es hatte nicht an Leuten gefehlt, die um das schlanke, großhäugige Mädchen geworben. Fräulein Gertrud war ein wohlhabendes und wohlerzogenes Mädchen, sie war hübsch und klug und zeigte viel Geschmack in der Auswahl ihrer Toiletten, ihrer Bücher und ihrer Freundschaften; wer sie auf der Straße sah, der lobte ihren zierlichen Gang, und wer sie näher kannte, der lobte auch ihre anmuthige Rede. Dazu kamen aber Wenige, denn Fräulein Gertrud erschien bei oberflächlichem Verkehr scheu und verschlossen, ein gewisses Etwas, das sich leicht wie Mißtrauen oder Geringschätzung auslegen ließ, scheuchte manche gute Absicht, ihr näher zu treten, von allem Anfang zurück. Man nannte sie ein verbittertes Wesen. Die Einen beklagten sie wegen des allzu

deutlichen Einflusses ihrer Stiefkindschaft auf ihre Launen oder ihren Charakter; die Anderen meinten, es wäre überhaupt nur ein hochnäsfig und herzlos Ding, dem es zu gut ginge auf dieser argen Erde.

Trudel wußte selber, daß sie's oft verkehrt anfaßte, aber sie wußte es nicht zu ändern, nicht zu erklären. Sie liebte ihre Mutter und war dem armen Gudcke herzlich gut. Aber sie konnte es keinem von Beiden sagen. Es war Etwas in ihr, das ihr jedes innige Wort auf der Lippe wegnahm. Sie wußte selbst nicht, was das war. In ihrer Jugend eine kaum beachtete alberne Sache, eine Kinderei, vielleicht nur eine Einbildung. Sie hatte mit dem Leichtsinne des Kindes zuerst gar nicht daran gedacht. Dann war ihr's in irgend einer bangen Nachtstunde plötzlich eingefallen, wie sie einmal Schicksal gespielt hatte, und an wem! Und je größer sie wurde, desto größer wurde auch der Wurm in ihrem Gemüth. Wäre sie vor die Mutter beichtend hingekniet, so hätte sie vielleicht die von ihr verrathene Frau erst recht unglücklich gemacht. So wußte diese wenigstens nicht, um welches Glück sie durch ihr eigen Kind gebracht worden war. Gertrud beobachtete das Einvernehmen der beiden Eheleute, seit sie selbst erwachsen war, mit einer Angst und Aufmerksamkeit, als sei sie für jeden Seufzer, für jede Thräne verantwortlich. Sie hätte ihr Leben freudig hingegen, wenn es Gudcke zum ersten Menschen und besten Vatten der Welt hätte machen können, Gudcke, der sich weder diesen Gewinn, noch gar dieses Opfer verlangte. Und über diesem Grübeln, gewaltsamen Vergessen und gewohnheitsmäßigen Beobachten versäumte sie das Beste, was zum eigenen Glück hätte dienen können.

Ihr Herzchen hatte mehr als einmal Feuer gefangen und ihre Augen noch weit öfter in Anderer Herzen einen Brand geworfen, der sich nichts Besseres verlangte, als auf

einen häuslichen Herd übertragen zu werden. Aber so heiter und unbefangen sie auch sein konnte — sobald ein Mann sich ihr zutraulich näherte, ward sie betroffen, einsilbig, finster. Alte Geschichten, undeutlich, gespenstisch, frauenhaft, schwammen ihr vor den Augen, ihr Blick ward unklar, ihre Rede kalt, und Keiner, auch keiner von Jenen, deren Stimme ihr das Blut rascher zum Herzen getrieben, konnte glauben, daß er diesem wunderlichen Wesen Vertrauen einflößte und mit also aufgenommenener Werbung willkommen sei.

Sie athmete dann meist selber auf, wie wenn eine Gefahr vorübergegangen wäre. Sie meinte besser als andere Menschen zu wissen, was für ein lächerlicher Zufall oft Seelen binden und entzweien konnte. Die Mutter ward aus der Tochter nicht klug, und diese selber vergaß endlich, warum sie so geworden war, und war schließlich nicht anders, weil sie sich eben so gewöhnt hatte. Sie meinte zwar immer, es müsse noch etwas ganz Besonderes kommen in ihrem Leben. . . Aber es kam ganz und gar nichts. . . Und wenn nun nie und nimmer etwas kam? . . . Arme Trudel!

Sie meinte sich das Nachdenken gänzlich abgewöhnt zu haben. Aber an ihrem einundzwanzigsten Geburtstage fiel es sie doch an, und recht heftig und herbe, und sie weinte — eine gewisse Sorte von Thränen, welche junge Mädchen meist erst nach ihrem dreißigsten Geburtstage zu weinen pflegen.

Es kam auch gar so viel zusammen, sie zu verdrießen. Sie hatte gegen Mittag mit Mama einen ganz gleichgiltigen Besuch gemacht. Schon zum Ausbruch bereit, waren die älteren Damen in ein frisches Gespräch verwickelt worden. Die beiden Mädchen, Gertrud und die Tochter des Hauses, standen derweilen am Sophatisch, und die Heldin dieser Geschichte spielte mit behandschuhten Fingern in der

Alabasterchale herum, darin die Visitenkarten lagen, welche in dieser Saison hier im Hause waren abgegeben worden.

Da blieb ihr eine zwischen Mittel- und Zeigefinger stecken. Sie schien erst kürzlich eingekniffen worden zu sein. „Harald Richter“ stand darauf in schönen runden Buchstaben.

Gertrud meinte zu fühlen, wie ihr das Blut in die Wangen schoß, und ohne anderes Interesse, als um sich die ihr selbst nicht gerechtfertigte Ueberraschung nicht merken zu lassen, fragte sie sanften Tones: Ach, ist der auch wieder hier?

Ei freilich! antwortete die Freundin. Kennst du ihn? Eigentlich nicht.

Ein himmlischer Mensch!

Trudel lächelte mitleidig über solchen Enthusiasmus und sah die Freundin scharf an. Verheirathet? fragte sie weiter.

Ganz und gar nicht! rief die Andere, und nun war das Erröthen an dieser, Gertrude lächelte wieder, und Beide schwiegen ein Weilchen, bis die Freundin sagte:

Mich dünkt, er verkehrte doch sonst in eurem Hause, da du ein Kind warst. Nicht?

Mag sein . . . Ich glaube . . . Mama geht nun wirklich fort . . . lebe wohl, mein Schatz. Adieu!

In der Hitze des plötzlichen Abschieds hatte Gertrud feltamerweise die Visitenkarte in der Hand behalten. Und die festverschlossene Hand ging erst auf, als das Mädchen ganz allein in seinem Zimmer stand und, ohne Hut, Kragen oder Handschuhe abzulegen, vor seinem Spiegel hinträumte und endlich die Karte noch einmal las und den Namen des Mannes leise vor sich hinsprach.

Warum besucht er Jene? sagte sie achselzuckend. Bei uns wird er keine Karte abwerfen. Unsere Schwelle wird er niemals übertreten.

Sie drückte sich, wie sie da stand, in ihr Sopha, daß ihr neues Hütchen krachte, und fing an zu weinen, daß ihre neuen Handschuhe naß wurden. Nur so aus alberner Nervosität, wie sie sich zur eigenen Beruhigung versicherte.

Dann trocknete sie ihre Thränen, bog das Hütchen gerade, wusch sich die schönen Augen, nahm ein Paar frischer Handschuhe und ging hinüber, Mama zu fragen, ob sie nicht den Wagen benützen dürfte. Sie habe Kopfschmerzen und möchte vor Tisch noch eine Stunde frischer Luft genießen.

Mama verweigerte der Tochter selten einen Wunsch und heute schon gewiß keinen. Als der Kutscher in die sonst zur Spazierfahrt bestimmten Alleen einbiegen wollte, rief ihm das Fräulein — in der Berstreuung — zu: Nach der Villa!

Der Kutscher und die Pferde wunderten sich des ungewohnten Weges. Seit Jahr und Tag hatten weder Frau noch Fräulein etwas dort draußen zu suchen gehabt. Im Sommer war die Villa meist vermietet, und im Winter fuhr man erst recht nicht hin. Gertrud verwunderte sich selbst über die Richtung, welche sie angegeben hatte. Was wollte sie draußen? Nichts, als den alten Raum, den lieben Garten wiedersehen, darin sie aufgewachsen war, darin sie gespielt, geträumt und Lustschlösser, ach, was für närrische, gebaut hatte. Sie wollte sich für eine Viertelstunde wieder zum Kinde träumen — heut an ihrem 21. Geburtstage konnte man ihr's gerne noch einmal gönnen.

Sie fuhr an, stieg aus, sprang in den Garten und setzte sich ohne Weiters auf die Bank unter dem Ahornbaum. Ihr war so wunderbar zu Muth, wie nie zuvor im Leben. Sie horchte, als hätte sie Jemand gerufen . . . wer? . . . ihr Schicksal? der Zufall? ihr eigenes Herzblut?

Sie wußte nicht wer; wollte gar nichts wissen, sondern nur ein Viertelstündchen hier sitzen und stille sein.



Wie schade, daß der liebliche Platz von Niemand bewohnt wurde! Der Gärtner, welcher das Haus hütete, kam heran, sie zu begrüßen. Er legte einen hübschen Strauß vor die Dame hin und ging bedankt, nicht weiter stören wollend.

Wie groß die Bäume geworden waren und wie still es hier war, ob schon die Villa nicht mehr vereinsamt zwischen Feld und Park stand und Straßen hüben, Straßen drüben in langen Zeilen sich ausdehnten. Aber die Amseln sangen, und die Spatzen piepften noch wie in alter Zeit, in den Bäumen spielte der Wind, und aus dem Nachbarhause stieg Rauch auf. Ab und zu bog ein Reiter ums Gebüsch, der sein Pferd die lange Allee heraufgaloppirt hatte und nun im Schritt einen andern Weg in die Stadt zurück oder gegen den Brunwald einschlug.

Gertrud saß da, die Hände gefaltet, und horchte aufs Rauschen der Blätter, aufs Wehen des Windes, auf der Vögel Gesang und den Hufschlag der Pferde, und es ward ihr dabei so wohl zu Muth, als wär' in alledem wirklich ein Hauch der Vergangenheit, und grüßte sie ihre Kindheit mit Verheißung, daß noch ein neues Leben im Schoß der Zukunft ihrer harre.

Leider ist immer ein Mensch bei der Hand, Einen zu stören, wenn man in Gedanken sich glücklich fühlt. Der Rutscher wagte die pflichtschuldige Mahnung, daß Papa Gudete auf Pünktlichkeit bei der Mahlzeit halte, und es darum die höchste Zeit sei, heimzufahren.

Trudel stand auf mit einem kurzen Seufzer und einem langen Blick auf Haus und Garten rundum. Da sah sie schließlich rechter Hand über dem Gitter, das eine seit Jahren großgezogene Buchsheide überragte, das Haupt eines Mannes und den Kopf eines Pferdes, die sie Beide aufmerksam betrachteten, besonders der Mann.

Das Fräulein stand unwillkürlich still. Es fühlte Stechen in der linken Seite, recht heftiges Stechen, aber nur so einen Augenblick, und es war vorüber. Ganz vorüber. Gertrud aber sah noch den Mann an, der sie ansah, und ward dabei feuerroth im Gesicht und fühlte es und sah doch noch einmal hin.

Das war ja Harald Richter! Er hatte sich in den neun Jahren kaum verändert; nur brauner, kräftiger schien er geworden, männlicher, schöner, ernster. Was für ernste Augen er hatte! Und wie er Einen damit ansehen konnte! Aber die Augen wußten doch bei aller Aufmerksamkeit nicht, wen sie vor sich sahen. Nein, gewiß nicht; hätte er Trudel erkannt, er hätte sie gegrüßt, denn unhöflich war Harald Richter nie gewesen, und konnt' es auch nicht geworden sein.

Sie ließ ihm auch nicht lange Zeit, ging und sprang in ihren Wagen und rollte heim.

Er war also trotz seiner Jahre nicht verheirathet, das hatte man ihr gesagt, und er war traurig, das hatte sie gesehen — und beide Erfahrungen machten sie recht glücklich. Wenigstens für einen Augenblick, und das war auch ein Geburtstagsgeschenk, und ein recht schönes, dafür sie Gott und der Welt dankte — dieser zunächst durch die beste Laune bei Tische.

Wie seltsam oft der Zufall spielt! Es traf sich des andern Tages, daß Fräulein Gertrud fast um dieselbe Stunde, ja sogar noch etwas früher als gestern sich über Eingenommenheit des Kopfes beklagte, und die Mama ihr den Rath gab, sie möchte doch wieder eine Spazierfahrt wie die gestrige machen, die ihr so gut bekommen sei.

Und es traf sich, daß kaum die Jungfrau unter dem Baume saß, als auch der Reitermann am Gitter vorüberritt, dieser sogar um Vieles früher, als es gestern der Fall gewesen.

Die gute Sitte erforderte es, daß das Fräulein sich nicht wieder so wie gestern anstarren ließ, und darum sich rasch von der Bank erhob und ungesäumt dem Hause zuschritt.

Da hörte sie hinter sich die Glocke der Gartenthür ziehen. Und wie sie sich umblickte und Harald Richter davor stehen sah, der sein Pferd am Zügel führte und mit der andern Hand den Hut lüftete, da durfte sie umkehren, denn die Vermuthung war gerechtfertigt, daß er alte Freundschaft treuherzig zu begrüßen Willens sei.

Sie ging auf ihn zu und ging — einer Enttäuschung entgegen, denn so gut sich Harald an Haus und Garten und an die Frau erinnerte, die ihm einst die Seele zittern gemacht hatte, an ein klein Ding, das Ball gespielt und Trudel geheißt, dachte er nicht mehr, und jedenfalls hatte sich die Trägerin dieses Namens so sehr im Aeußeren verändert, daß er Alles eher als seine kleine Gönnerin von damals vor sich zu haben vermuthete. Der Mutter mußte Gertrud demnach nur wenig oder gar nicht gleichen.

Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich störe! sprach er artig. Darf ich fragen, wem jetzt dieses Haus gehört?

Warte du! dachte das Mädchen, und ein Bösewicht, wie es von kleinauf gewesen, nützte es die Frage des Höflichen aus und log ihn ein bißchen an, indem sie den Namen der Miethspartei nannte, welche voriges Jahr hier gewohnt hatte.

Die Tochter des Hauses? fragte Harald weiter.

Zu dienen, mein Herr.

Harald zog seine Visitenkarte — Trude brauchte sie nicht anzusehen, um den Namen zu lesen, sie hatte ganz dieselbe, wenn auch nicht ganz so glatt mehr, in ihrer Tasche — und er bat, ob ihm die Herren Eltern gestatten würden, ein Viertelstündchen in diesem Garten herumzugehen. Er

sei lang im Auslande gewesen, finde die Heimath etwas verändert, an dieser Stätte jedoch, wo er einmal — nein zweimal in seinem Leben — recht wunderliche, sein Schicksal entscheidende Stunden verbracht habe, sei so ziemlich Alles beim Alten geblieben. Nur die Bäume und die Hecken seien etwas größer geworden.

Und die Menschen auch, dachte Gertrud.

Sie sagte jedoch nichts dergleichen, sondern nur, daß er nach Belieben eintreten möge, wenn auch ihre Eltern gerade nicht zugegen wären. Sie wollte ihn weiter im Genusse seiner Erinnerungen nicht stören und ging dem Hause zu, und er verbeugte sich tief und stumm.

Bald darauf bestieg sie ihren Wagen und er sein Roß, und Jedes kam auf anderem Wege zur Stadt zurück.

Hatte Gertrud es Anfangs empörend gefunden, daß ihr alter Freund, „wie's besser keinen giebt“, sie nicht nur nicht erkannt, sondern auch gar nicht nach ihr gefragt hatte, so fand sie's auf der Heimfahrt allerliebste, daß nicht die Aehnlichkeit mit einer Andern ihn getrieben, ihr Angeficht wiederzusehen. Denn daß er nicht bloß um des Gartens willen wiedergekommen war — und um dieselbe Zeit wie gestern —, das einzusehen, war sie Weibs' genug.

Wie sehr sie Recht hatte, zeigte sich am andern und den nächsten Tagen. Gertrud machte aus der Spazierfahrt, die ihre ganze Natur so wunderbar aufmunterte, eine tägliche Gewohnheit, und deren heilsame Wirkung bewährte sich, da es der überaus gütige Zufall jedesmal fügte, daß sie Harald Richter sah und bald auch sprach. Erst begegnete er ihr nur so im Fahren, an ihrem Wagen vorüberreitend; dann traf er sie wieder einmal im Garten sitzend und fragte im Stegreif nach ihrem Befinden und brach so ein Gespräch vom Zaun, das denn auch über die Hecke hinüber geführt wurde. Sientemalen solche Conversation, besonders wenn sie eine

kleine Stunde dauert, auch in der Residenzstadt Charlottenburg sehr auffallend ist und sich die beiden Menschen sehr viel zu sagen hatten, sich auch gar nicht mehr fremd und jeden Augenblick gewärtig waren, „daß die Eltern zurückkehren würden“, denen Herr Richter vorgestellt zu werden brannte, so plauderten sie das nächste Mal anderthalb Stunden im Garten. Und so ging's weiter, immer weiter, immer schöner, auch da Meister Harald lange wußte, daß die Eltern seiner Dame nicht hier draußen, und daß hier zur Zeit seiner Besuche überhaupt Niemand wohne, und daß seine Dame jene Trudel sei, mit der er einst in verhängnißvoller Stunde Ball gespielt hatte.

Nur was in dem Ball stat, das erfuhr er nicht, und wenn er ihr, die er jetzt liebte, vorlagte, daß er noch immer nicht begriff, wie Jene, die er damals geliebt, seine schriftliche Werbung mit der Verlobung contra Gudeke habe beantworten können, dann schwieg die Geliebte ganz still und ward tief traurig und wäre am liebsten gestorben vor Herzensangst und Verzweiflung.

Auch bat sie ihn noch immer, seinen Besuch im Elternhause zu verschieben. Sie hatte dagegen, so ernstlich er darauf drang, hundert Gründe, von denen ihm der eine und andere manchmal einleuchtete. Trudel hatte für sich nur den einen, daß es dabei zwischen Harald und Mama zum Aussprechen kommen mußte und zur Erklärung alter Geschichten, und daß er sie nicht mehr lieben konnte, sobald er hörte, welcher Nichtswürdigkeit sie fähig gewesen.

Das arme Mädchen verweinte die Nächte und lebte am Tag in Angst und Dual, zitternd jeder nächsten Minute entgegenehend, die denn doch Harald's Ungebuld überfließen machen und ihn in der Mutter Salon führen konnte. Und wenn er diese wieder sah . . . sie war noch immer sehr hübsch und noch immer nicht überglücklich!

Kein Wunder, daß Gertrud blaß und hohläugig wurde, und Frau Gudcke sich mit dem besten Willen nicht verhehlen konnte, daß die täglichen Spazierfahrten der Tochter nunmehr sehr schlecht bekämen und darum eingestellt werden mußten. Dies war um so dringender geboten, als der Gatte mit einem großen Verdruß herausplatzte. Es hatte draußen nahe bei, vor und in der Fabrik ein kränkendes Gerede über sein Stiefkind gegeben, dem zu steuern Angesichts so vieler Augenzeugen, welche den Besucher im Garten gesehen hatten, weder seiner Autorität noch seiner Entrüstung gelungen war.

Schlimme Stunden, arge Tage, Gram, Noth und Einschließung. Man dringt in Trudel, den Namen des Unverschämten zu bekennen. Dann wär' Alles auf einmal aus! Nein, sie nennt ihn nicht, mögen sie sie einschließen und mit ihr machen, was sie wollen.

Weder Herr noch Frau Gudcke begreifen diese Verstocktheit. Sie finden Beide Gertrud reif genug zum Heirathen mit einundzwanzig Jahren, und es muß eine entsetzliche Verirrung sein, deren Namen man unter solchen Umständen nicht gestehen kann . . . ein Verbrecher, ein verheiratheter Mann, ein Bankerottirer, ein Socialdemokrat — Gudcke erschöpft seinen Geist, auf Harald Richter verfällt er nicht, seine Frau noch weniger, und Trudel schweigt.

Sie spricht nicht, aber sie schreibt, schreibt ihm, daß Alles aus sei, daß er sie vergessen und sie sterben lassen möge.

Harald will weder das Eine noch das Andere, sondern Trudel wiederschen, heute, morgen, alle Tage seines Lebens. Er hat ihr sein Wort gegeben, nicht früher mit den Eltern zu sprechen, als bis die Geliebte es ihm erlauben werde; wenn sie aber nicht mehr seine Geliebte sein wolle, so halte er sich auch dieses Versprechens quitt und er werde schon die räthselhaften Hindernisse zu beseitigen wissen zc.

Gertrud bittet um Gnadenfrist. Sie denkt wirklich an ein gewaltjames Ende. Nur noch einmal will sie den Geliebten sehen. Harald schreibt am Morgen, am Abend, bei Nacht, einen Brief süßer als den andern, ein immer wachsendes, bereits hübsch dickes Manuscript. Ach, seine Briefe sind noch ihr einziges Glück mitten in all der Verzweiflung.

Aber die Frist verrinnt, und sie selber fühlt, daß diesem Zustand ein Ende gemacht werden muß. Sie giebt Harald ein letztes Stellbuchein draußen im Garten. Einmal wird sie doch wohl loskommen aus dem Hause; wenn auch zu anderer Stunde als sonst, da sie so glücklich waren.

Die einstige Gouvernante, die alte Französin, die zuweilen ihren erwachsenen Bögling heimsucht, läßt sich erweichen, das Wagestück zu patronisiren und einen Vorwand zu erfinden, ihr unglückliches Trudelchen ins Freie zu führen.

Es ist am frühen Morgen und verspricht einen herrlichen Tag. Aber annoch weht es frisch und kühl, und wie die Beiden in einer offenen Droschke durch den stillen Thiergarten hinausfahren, schauert es dem Mädchen mehr als einmal über den ganzen Leib, und wenn die alte Hüterin ihrer Jugend sie dann bei den Händen faßt, sie zu beruhigen, sind diese Hände kalt wie Eis.

Du mußt viel geweint haben in diesen Tagen, sagt die Französin mitleidig und ganz leise.

Ein Seufzer, kaum hörbar, und ein flüchtiger Augenausschlag gegen den blauen, wolkenlosen Himmel sind die ganze Antwort.

Und Niemand weiß, warum! sagt die Gouvernante wieder und wird sehr tiefsinnig dabei. Beide schweigen, bis der Wagen vor der Villa hält.

Es soll's auch Niemand erfahren! sagt sich Trudel im Stillen, laut aber sagt sie: Nun geh hinauf und laß mich

allein und versprich mir, daß du nicht heruntersehen willst, wenn du im Garten Jemanden hörst.

Die gutmüthige Französin behauptet, was immer Trudel von ihr verlangt. Beide gehen ins Haus. Trudel läßt sich die Bodenschlüssel vom Gärtner aushändigen und rumort eine Zeit lang droben im Gerümpel herum, daß die beiden alten Leute ein übers andere Mal die grauen Köpfe schütteln ob so unruhiger Jugend.

Nach einem Weilchen aber kommt das Fräulein wieder herunter zum Gärtner und verlangt ein Beil und noch dazu ein scharfes. Der Hausmann schüttelt nun erst recht den Kopf, und erst, wie ihm Trudel versichert, daß sie weder sich noch Anderen ein Leides zuzufügen Willens, sondern einer alten Truhe, zu welcher der Schlüssel nirgends zu finden sei, den Deckel einschlagen wolle, giebt er nach — aber nur unter der Bedingung, daß er die Operation selber vollziehen dürfe.

Warum nicht! Das Holz kracht und splittert. Die Truhe liegt offen da, und allerhand bestaubter Trödel ruht darin wie seit so manchem Jahr.

Der Gärtner ist nun begierig, was daraus geholt werden soll und zu wessen Frommen, wird aber mit langen Zähnen fortgeschickt.

Trudel hält sich den Mund mit ihrem Taschentüchlein zu, um von dem aufgerüttelten Staube nicht zu schlucken, der das alte mißhandelte Möbel wie eine Wolke umzittert. Dann ein Blick, ein Griff, ein Schub — und mit dem Schicksalsball in der Tasche, geht sie langsamen Schrittes und klopfenden Herzens hinab in den Garten.

Vom Ahornbaum fiel ein Blatt auf des Mädchens Schoß, die Späßen hüpfen heran und piepften um die zierlichen Füße der reglos Dasißenden, die über der Brust die



Arme kreuzte und stieren Blicks nach dem Gatterthor sah, dadurch der Ersehnte eintreten mußte.

Aber als Harald Richter endlich durch das Pfortchen kam, sprang sie nicht auf, ihm entgegenzuzfliegen, ihr ganzer Körper war wie erstarrt vor Gram und Furcht, und nur zwei dicke Thränen liefen langsam über ihre Wangen hinab.

Zum letzten Mal! so lautete all ihr Denken.

Er eilte herbei, er küßte ihre Hände, er machte ihr tausend süße Vorwürfe und wiederholte immer wieder den einen guten Vorschlag, mit ihrer Mutter zu reden.

Trudel schüttelte nur immer das Haupt und weinte dazu und hielt seine Hand fest in den ihrigen.

Da auf einmal sammelte sie alle Willenskraft zusammen und, ein Ende ihrer Qual und ihres Glückes zu machen entschlossen, beugte sie sich vor, ließ seine Hände los und fragte:

Hast du meine Mutter geliebt?

Gewiß, antwortete der Mann, und recht sehr. Aber das ist lange her und dir nichts Neues.

Und du wolltest sie heirathen?

Ja doch.

Und hieltest um sie an.

Wie oft hab' ich dir das erzählt! In einem Briefe hielt ich um sie an. Und es wird mir ewig ein Räthsel bleiben —

Heftiges Hauptschütteln der Geliebten unterbrach Harald's Rede. Er staunte sie an, und sie sprach nun hastig, hart, mit fieberglühenden Wangen und bebender Stimme:

Dies Räthsel will ich dir lösen. Dein Brief ist nie abgegeben worden. Das Wesen, dem du ihn anvertraut, hat ihn unterschlagen und nie bis zu dieser Minute eine Silbe verlauten lassen, daß es jemals solch eine Werbung gegeben habe. Ach sah's, daß die Mutter auf deinen Brief

mit aller Herzensangst wartete, und ich behielt ihn doch ihr vor. Ich sah dich um ihre Antwort vergehen vor Sehnsucht, und ich schwieg. Warum ich so gethan, ich weiß es nicht. Aus Schlechtigkeit des Herzens wahrscheinlich. Ich konnte nicht anders. Ich war ein Kind, ein rechtes Kind, ja wohl — aber ich wußte, was ihr Beide vorhattet, was ihr für euer Glück hielten, was euer Beider Glück auch sicher gewesen wäre — denn ihr seid die zwei besten Menschen auf der Welt —, ich sah euch glühen, harren, leiden, und ich verbrach meine Schuld an euch mit Willen und Bewußtsein. Ich wollte nicht, daß ihr mit einander glücklich werdet. Ihr Beide nicht!

Später fiel mir's aufs Gewissen. Aber ich fand den Muth nicht, meine Sünde einzugestehen. Ich fand den Muth nicht, da, wo ich das höchste Glück vereitelt hatte, auch das geringere Glück, aber denn doch ein Glück, das dafür erwachsen war, mit der Wurzel auszureißen durch ein Geständniß, das Niemand mehr frommen konnte.

Es hat mich hart und bitter gegen mich selbst und gegen alle Welt gemacht. Es hat mich meiner Mutter entfremdet. Es hat mir das eigene Haus verleidet. Es hat mir die Jugend vergällt und alles Glück von mir ferngehalten. Und damit nicht genug! ich mußte dich lieben lernen, dich, den Menschen, an dem ich mich wie an keinem versündigt, unerhört, unverzeihlich — dich mußt ich lieben und, um mein Elend vollzumachen, werd' ich von dir, du Einziger, Süßer, wiedergeliebt, und muß dir nun endlich doch Alles gestehen und durch mein Geständniß deiner Liebe verlustig werden.

Ich weiß, daß du mich nun verachten mußt. Hass' ich mich doch selber — und seit ich dich liebe, hass' ich mich mit einer wahren Wuth. Geh fort, tritt mich mit Füßen, mich, die Heuchlerin, die Diebin, die ihrer eigenen Mutter das schönste Glück unterschlagen hat, sieh von mir weg,

wenn dich der Zufall mir in den Weg führt, vergiß mich bis auf die letzte Spur eines anscheinenden Gedankens — aber sage mir noch einmal, nur noch ein einzigesmal, daß du mich geliebt hast, sag' mir's mit deiner süßen Stimme, geliebt von ganzem Herzen, noch einmal sag's, und dann geh! danu geh in Gottesnamen!

Sie sank in sich zusammen mit dem letzten Hauch ihrer leidenschaftlichen Rede, starrte vor sich hin und ließ ihre Thränen ungehemmt auf den wogenden Busen gleiten.

Auch Harald starrte sie sprachlos an, und wie er endlich zu reden Miene machte, raffte Gertrud sich flugs noch einmal auf, ihn zu unterbrechen, nicht anders, als fürchtete sie sein erstes Wort, das doch nur eine Verurtheilung sein konnte.

Du glaubst mir vielleicht nicht, daß ein Kind so gottlos hat sein können. Leider Gottes hab' ich den Beweis in Händen. Willst du wissen, was aus deinem Brief geworden ist? . . . Hier hast du ihn wieder! Keines Menschen Auge außer dem des Schreibers hat je auf seinen Zeilen geruht.

Der Mann, der über der wachsenden Leidenschaft des Mädchens die seine nur um so fester im Baume hielt, sah an, was die Geliebte ihm in die Hand gedrückt hatte, und sprach mit gedämpfter Stimme: Das ist doch kein Brief, sondern ein Ball oder so etwas dergleichen?

Meinst du? rief Trudel, riß ihm den Ball wieder aus den Händen und zertrennte mit einem blanken Messerchen, das sie bereit gehalten, erst die gehäkelte Tacke, schnitt dann den dicken Bezug von allerhand Wolle und Seide durch, schälte das alte Fell zu Tage und zog endlich mit zwei Fingern ein zusammengeknetetes Papier heraus, davon nur einige Flöckchen Berg und etliche Sägespäne zu blasen waren, wenn man es entfalten und lesen wollte.

Die Hand des Mannes zitterte ein wenig vor ver-

haltener Erregung, da er das alte Blatt Papier anfaßte und es an den ersten Zeilen erkannte. Dann sah er vom Blatt auf Gertrud, die wie vernichtet vor ihm saß und sich in sich selbst zusammenzudrücken schien, einem Menschen gleich, der den letzten Hieb des Richtschwertes erwartet, einem armen Reh ähnlich, das zum letzten Mal vor dem Rachen des Tigers zittert, der es in der nächsten Minute zerfleischen soll.

So stark er war, er konnt' es doch nicht wehren, daß ihm bei dem rührenden Anblick die Augen heiß wurden. Reden konnt' er nicht gleich, aber er faßte das Mädchen hart an und riß es ungestüm in seine Arme und schloß es darin so fest und bedeckte Augen, Mund und Wangen mit so vielen Küffen, daß Trudel schier der Athem ausging und sie Mühe hatte, zu Wort zu kommen.

Harald, was thust du! Laß' mich los, du mußt mich ja jetzt herzensroh und ganz verächtlich finden . . .

Thörin! sagte der Mann, ich dich? und nun erst gar?! Ja, weißt du denn nicht, du himmlische Thörin, warum du all die Missethat auf dein junges Gewissen geladen hast?

Das Mädchen sah ihn rathlos, staunend an.

Weil du mich geliebt hast von Anfang an, unbewußt und doch so sicher, kindisch und doch voll Leidenschaft. Ja, Trudel mein, du hast mich irren Menschenkloß geliebt von kleinauf, da du noch Kinderspiele spieltest und dein Herzchen sich selbst nicht Rede stehen konnte. Aber du wolltest mich keiner Andern gönnen, auch selbst der vortrefflichen Frau nicht, die du über alle Frauen liebtest. Du hast mich geliebt, seit du empfinden kannst, und hast deine Liebe vertheidigt mit den Waffen, die du hattest. Du böses Kind, du süße Sünderin, weißt du denn nicht, daß dies bewiesene Geständniß mich zum Glücklichsten der Menschen macht und daß ich den Tag segne, da du, herzlich geliebte Verbrecherin,

jene Missethat begingest, für die ich dir danken will, wie einer guten Gottheit, so lang' ich athmen und empfinden kann!

Er wollte sie wieder in seine Arme schließen. Sie aber wehrte ihn ab. Es hatte sie aus seinen Worten ein schlimmer Gedanke angeflogen. Halb von der Bank erhoben und ihm abgewendet, sprach sie: Wie magst du so reden, Harald, und dich freuen, daß alte Liebe zu Schanden wurde!

Liebe — rief Harald und wollte nach kurzem Besinnen eine lange Rede halten. Aber Gertrud legte ihm die Hand vor den Mund und sprach:

Hast du Mama etwa nicht geliebt?

Ja doch, Trudel. Aber nicht so wie dich!

Neue Blut schlug in der Jungfrau Wangen, und sie versetzte: Das sagt sich leicht hinterher. Mich aber will's traurig bedünken, daß man alte Liebe geringschätzen kann, derweil die neue vielleicht doch die geringere —

Thorheit und kein Ende! rief Harald. Beweis gegen Beweis! Da lies doch! Und ich habe dir doch auch geschrieben!

Sie ergriff den dargereichten Brief, der so lang ungelesen in Trudel's Ball geschlummert hatte, mit bebenden Fingern und verschlang seine Zeilen mit glühenden Augen. Sie füllten sich alsbald mit Thränen, diese Augen, und hinter den nassen Schleiern strahlte dann eine Glückseligkeit hervor, die allen Kummer auffog.

Ja, ja, das war ein recht hübscher, artiger, respectvoller Schreibebrief, wo eine Zeile der andern nicht zu nahe kam und ein Gefühlchen fein säuberlich hinter dem andern aufmarschirte. Sehr liebenswürdig, sehr dringlich, sehr viel versprechend — Alles, was man wollte! und doch kein Schein von jener Leidenschaft, die in hundert und hundert flammenden Zeilen an Trudel geschrieben stand und mit der Bered-

samkeit des lichterloh brennenden Herzens keine Widerrede, keinen Zweifel, kein anderes Gefühl aufkommen ließ, als: du wirst geliebt wie kein Weib auf Erden und mußt ihn wieder lieben, wie kein anderer Mann geliebt wird!

Nun schlang auch sie die schönen Arme um den Mann, und Beide küßten sich mit überströmenden Herzen und nimmer-sattten Lippen.

Es ist kein Zweifel, daß sie diese seelenstärkende Bewegung an jenem Vormittag unter dem Ahornbaume des Oesteren wiederholt hätten, wären sie nicht plötzlich, in einer Pause des Aufathmens, des Wetters und Vaters Gudeke gewahr worden, der, die gefalteten Hände auf dem Tisch, geduldig vor ihnen stand, bis sich die in den Himmel der Liebenden Entrückten seiner Anrede bequemen möchten.

Die gutmüthige Französin, welche denn doch im langen Laufe des Vormittags und unter dem Druck wachsender Angst es nicht hatte lassen können, den Vorhang ihres Fensters bei Seite zu schieben und in den Garten zu blinzeln, hatte den Mann, der gekommen war, gesehen und nach einigem Kopferbrechen auch wieder erkannt.

Darauf hatte sie mit ihrem Erinnern und Nachdenken die Sache so zusammengereimt, daß Trudel nur deshalb der Mutter um keinen Preis ihre Liebe zu Harald entdecken wollte, weil sie fürchtete, der einst so gern gesehene junge Mann möchte Frau Gudeke nunmehr ein Gräuel im Auge sein, und der nunmehrige Gatte selber den einstigen Nebenbuhler nur mit Verdruß und Vorurtheil, wenn überhaupt in seinem Hause empfangen.

Solch unsinnige Mißverständnisse sollten ihren Liebling um kein Stündchen länger jeuzen lassen. Die alte Französin faßte sflugs einen heroischen Entschluß, schlich sich bei der Hinterpforte neben den Wirthschaftsgebäuden zum Gehöfte

hinaus und lief, was sie laufen konnte, hinüber nach der Fabrik, drängte sich in Herrn Gudcke's Comptor, machte ihm die Sache klar, beschwor sein Gewissen, sein Pflichtgefühl und noch andere schöne Gefühle, die in der Brust eines so braven Mannes wohnen und wirken mußten. Und der brave Mann besann sich keinen Augenblick, schob die Schreibärmel herunter, griff nach seinem Hut und ging.

Da stand er nun neben der noch immer athemlosen Gouvernante, welcher männiglich den kleinen, wohlgemeinten Wortbruch verzeihen wird, und redete Harald und Gertrud feierlich und unzusammenhängend an. Er schalt sie, wie in aller Welt sie auf so unglückselige Vermuthungen hätten verfallen können, daß die Mutter . . . ach Gott! kein Gedanke! . . . oder daß gar er . . . i, du meine Güte!

Und wenn auch unvorhergesehener Weise . . . vielleicht im ersten Augenblick . . . zwar kaum glaublich, aber dennoch Mama . . . na, sie sollten die Köpfe heben, sich für den heutigen Vormittag — es ging stark auf Zwölf — den letzten Kuß geben und ihm folgen. Jetzt nähme er, Gudcke, die Sache in die Hand, und da werde Alles recht werden.

Nun denn, er nahm die Sache so gut in seine Hand, daß Harald und Gertrud bald darauf ihre Hände zum ewigen Bund in einander legen konnten. So wurden die Beiden denn doch ihrer Liebe froh, und ihr Glück war schön und von Dauer.

Trudel's Ball aber, der doch so viel, wenn nicht Alles zu ihrem Glück beigetragen, den hatten die Undankbaren in ihrer Wonneseligkeit nackt und klaffend, wie er war, auf dem Tisch im Garten unter dem Ahornbaum liegen lassen, ohne sich ein bißchen noch um ihn zu kümmern.

Der Gärtner, der über den Rieß den Rechen zog und die Gartenstühle in Ordnung schob, fand das verrottete Ding auf dem blanken Tisch liegen. Ein rascher Griff, weg war er! Der Gärtner wischte noch einmal mit der Schürze über die Stelle, da er gelegen, dann schaute er verächtlich mit unwissendem Blicke den Schicksalsbringer an und schob mit rauher, zerknickender Hand Trudel's Ball in seinen Sack. Kein Menschenauge hat ihn wiedergesehen.

---







# Die Naturkräfte.

Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek.

30 Bände mit 2300 Abbildungen in 28 Bände elegant gebunden:

— Statt für M. 124. 80., für nur M. 60. —

Diese Sammlung naturwissenschaftlicher Werke zeichnet sich aus durch populäre Darstellung bei wissenschaftlicher Genauigkeit und Gründlichkeit. Mehr als 2300 Abbildungen erleichtern wesentlich das Verständnis. Die Sammlung ist ein Schmuck für jede Bibliothek, eine wahre Fundgrube für interessante, belehrende und anregende Unterhaltung. Von allen Seiten, insbesondere aber von der Presse ist die Gebiegenheit und Rühlichkeit der Naturkräfte um die Wette gerühmt worden. Die eingetretene Preisermäßigung macht die Sammlung auch weiteren Kreisen zugänglich, und seien die Naturkräfte nunmehr auch zur Anschaffung für jede Familie bestens empfohlen.

Inhaltsübersicht der erschienenen 30 Bände.

Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 3. broschiert,  
M. 4. gebunden käuflich.

1. Bd. **Die Lehre vom Schall.** Gemeinverständlich Darstellung der Akustik von R. Kaden. 290 S. m. 108 Abb. 2. Aufl.
2. Bd. (Doppelband.) **Licht und Farbe.** Gemeinverständlich Darstellung der Optik von Fr. J. Piston. 568 S. m. 148 Abb. 2. Aufl. Preis M. 6. — brosch., M. 7. 20. gebd.
3. Bd. **Die Wärme.** Nach dem Französischen des Prof. Casin deutsch bearbeitet. Herausg. von P. Carl 307 S. m. 92 Abb. u. 1 Farbendrucktafel. 2. Aufl.
4. Bd. **Das Wasser.** Von Fr. Pfaff. 342 S. m. 57 Abb. 2. Aufl.
5. Bd. **Himmel und Erde.** Gemeinverständlich Darstellung des Weltalls von P. Zech. 272 S. m. 45 Abb. u. 5 Tafeln. 2. Aufl.
6. Bd. **Die elektrischen Naturkräfte.** Der Magnetismus, die Elektrizität und der galvanische Strom mit ihren hauptsächlichsten Anwendungen. Gemeinverständlich dargestellt von P. Carl. 281 S. m. 113 Abb. 2. Aufl.
7. Bd. **Die vulkanischen Erscheinungen.** Von Fr. Pfaff. 328 S. m. 37 Abb.
8. u. 9. Bd. (Doppelbd.) **Aus der Urzeit.** Bilder aus der Schöpfungsgeschichte von K. Zittel. 2 Tl. 646 S. m. 183 Abb. u. 5 Kärtchen. 2. Aufl. Preis M. 6. — brosch., M. 7. 20. geb.
10. Bd. **Wind und Wetter.** Gemeinverständlich Darstellung der Meteorologie von E. Kömmer. 354 S. m. 66 Abb. 2. Aufl.

11. Bb. **Die Vorgeschichte des europäischen Menschen.** Von Fr. Nagel. 300 S. m. 97 Abb.
12. Bb. **Bau und Leben der Pflanzen.** Von O. W. Thomé. 328 S. m. 72 Abb.
13. Bb. **Mechanik des menschlichen Körpers.** Von J. Kollmann. 288 S. m. 62 Abb.
14. Bb. **Das Mikroskop und seine Anwendung.** Von Fr. Merkel. 336 S. m. 132 Abb.
15. Bb. **Das Spektrum und die Spektralanalyse.** Von P. Zech. 236 S. m. 33 Abb. u. 1 Tafel.
16. Bb. **Darwinismus und Tierproduktion.** Von C. E. R. Hartmann. 302 S. m. 46 Abb.
17. Bb. **Fels und Erdboden.** Lehre von der Entstehung der Natur des Erdbodens von f. Senft. 403 S. mit 17 Abb.
18. Bb. **Gesundheitslehre des menschlichen Körpers.** Von P. Nemeier. 299 S. m. 31 Abb.
19. Bb. **Die Ernährung des Menschen.** Von J. Rante. 393 S. u. eine Photographie von F. v. Liebig.
20. Bb. **Die Naturkräfte in ihrer Anwendung auf die Landwirtschaft.** Von W. v. Hamm. 339 S. m. 64 Abb.
21. Bb. **Organismus der Insekten.** Von V. Graber. 417 S. m. 200 Original-Holzschnitten.
22. Bb. (Doppelband). I. Hälfte. **Vergleichende Lebensgeschichte der Insekten.** Von V. Graber. 261 S. m. 88 Original-Holzschnitten.
22. Bb. (Doppelband). II. Hälfte. **Vergleichende Lebens- und Entwicklungsgeschichte der Insekten.** Von demselben. 348 S. m. 127 Original-Holzschnitten.
1. u. 2. Hälfte broschirt à M. 2. —, zusammen in einen Band gebunden M. 7. 20.
23. Bb. **Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben.** Von G. Mayr. 336 S. m. 21 Abb. u. 1 Kartogramm.
24. Bb. **Die Naturkräfte in den Alpen oder physische Geographie des Alpengebirges.** Von Fr. Pfaff. 291 S. mit 68 Abb.
25. Bb. **Die Erhaltung der Energie als Grundlage der neueren Physik.** Von G. Krebs. 212 S. m. 65 Original-Holzschnitten.
26. und 27. Bb. (Doppelband.) **Die menschliche Arbeitskraft.** Von G. Jäger in Stuttgart. 542 S. m. 12 Abb. Preis brosch. M. 6. —, geb. M. 7. 20.
28. Bb. **Das Blut.** Eine physiologische Skizze. Von Joh. Rante. 323 S. m. 58 Abb.
29. Bb. **Salz, Atma und Wasser.** Von Dr. Lorenz. 292 S. m. 25 Abb.
30. Bb. **Die Schmarotzer mit besonderer Berücksichtigung der für den Menschen wichtigen.** Von A. Heller. 256 S. m. 74 Abb. und einer Karte in Farbendruck.

Behördliche Empfehlungen und Belobungen  
sowie einige Urtheile der Presse über die Sammlung:

## Die Naturkräfte.

Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek.

Aus der großen Zahl von anerkennenden Besprechungen des ganzen Unternehmens, welche der Verlagsbuchhandlung vorliegen, veröffentlicht dieselbe nachstehend auszugsweise eine Blumenlese. Ein flüchtiger Ueberblick derselben dürfte überzeugend darthun, daß das sachmännische Urtheil, seien die Blätter, in denen es sich ausdrückt, politische Zeitungen, belletristische, naturwissenschaftliche, pädagogische oder technische Zeitschriften, darin übereinstimmt, daß das Unternehmen ein bedeutendes und wohlgelungenes sei. Diese Allseitigkeit des Lobes erfüllt die Verlagshandlung mit der freudigen Genugthuung, das Ziel erreicht zu haben, das sie sich gesetzt, nämlich eine wahre naturwissenschaftliche Volksbibliothek, eine Vermittlerin zwischen Wissenschaft und Volk, geschaffen zu haben.

**Herzogl. bad. Oberlehrerath:** „Als geeignetes Lehrmittel zur Anschaffung für die Bibliotheken der Mittelschulen wird empfohlen: ‚Die Naturkräfte‘ zc.“

**Königl. bayer. Cultusministerium:** „Im Verlage der R. Oldenbourg'schen Verlagsbuchhandlung in München ist unter dem Titel ‚Die Naturkräfte‘ zc. eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek erschienen, welche nach den hierüber erhaltenen sachmännischen Gutachten zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken der I. Gewerbschulen, Real- und humanistischen Gymnasien ganz vorzüglich geeignet ist.“

Den Schulbehörden wird daher die Anschaffung dieses Werkes für die Schülerbibliotheken anempfohlen.“

**Königl. bayer. Staatsministerium d. Innern:** „... Diese von namhaften Fachmännern verfaßten Schriften dürften sich zur Aufnahme in Bibliotheken der Kreis- und Bezirkscomités des landwirthschaftlichen Vereins, dann in landwirthschaftlichen Ortsbibliotheken eignen zc.“

**Kais. Königl. österr. Ministerium für Cultus und Unterricht:** „Über Ihre Eingabe vom 17. Juni d. J. habe ich mich bestimmt gefunden, mittels einer Kundmachung in dem Verordnungsblatte für den Dienstbereich des I. Ministeriums für Cultus und Unterricht auf das in Ihrem Verlage erscheinende Werk ‚Die Naturkräfte‘ die Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten zum Zwecke allfälliger Anschaffung für die Bibliotheken aufmerksam zu machen.“

**Königl. sächs. Cultusministerium:** „Auf Ihr Gesuch um Empfehlung des in Ihrem Verlage erschienenen Werkes ‚Die Naturkräfte‘ läßt Ihnen das I. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts erwidern, daß das erwähnte Unternehmen bereits den sächsischen Lehrern hinreichend und auch von vortheilhafter Seite bekannt sein dürfte und daß eben deshalb eine besondere Empfehlung nicht notwendig erscheine.“

**R. württemb. Cultusministerialabtheilung für Gelehrten u. Realschulen:** „... Die ergebenst unterzeichnete Stelle ist beauftragt worden, Ihren Namens der Ministerialabtheilung zu erwidern, daß die angestellte Durchsicht derjenigen Theile Ihres Werkes, welche dem betreffenden Referenten nicht schon vorher bekannt waren, das allgemeine Urtheil über die Verdienstlichkeit Ihres Unternehmens und die Bediegenheit der Bearbeitung der einzelnen Theile der Naturwissenschaften nach ihrem heutigen Stande von

Neuem bewährt habe. Es wird wie bisher jeder Antrag auf Anschaffung des Werkes oder einzelner Theile desselben für die Schulbibliotheken von Ausschüssen genehmigt werden, und wenn Erw. Wohlgeboren einen Wert darauf legen, bei etwaigen öffentlichen Ankündigungen hierauf Bezug zu nehmen, so will Sie die Ministerialabtheilung hierzu ermächtigt haben.

Gezeichnet das Sekretariat.

Karl Müller von Halle sagt in den Blättern für literar. Unterhaltungen: „Was die vorliegenden Lieferungen betrifft, so bilden sie einen glänzenden Anfang für das ganze Unternehmen. In einer schwingvollen, edlen Sprache geben sie ihren Lesern einen Ueberblick über das zu behandelnde Thema und führen dann gleich mitten in den Kreis der Untersuchung. Von weitläufiger, schulmeisterischer Gründlichkeit wollen sie nichts wissen. Immer kurz und interessant zu bleiben scheint ihr Hauptgrundsatz zu sein. Aber ebenso entschieden wollen sie auch in keiner Hinsicht der Würde der Wissenschaft etwas vergeben, darum hüten sie sich vor jedem Schein der Oberflächlichkeit.

Deutsche Rundschau: . . . . Es war daher ein äußerst verdienstvoller Gedanke der Verlags-handlung R. Oldenbourg in München, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, welches als eine wahre Encyclopädie der Naturwissenschaften in gemeinsamer Darstellung angesehen werden muß. . . . Es genügt die Nennung dieser Namen, um den Werth der Arbeiten hervorzuheben. Wir können unsere kurze Besprechung nicht schließen, ohne der Verlags-handlung unsere besondere Anerkennung für die Ausstattung, sowohl des Textes als der außerordentlich zahlreichen und überaus gelungenen Zeichnungen, auszusprechen.

Frankfurter Bzg.: „Die Verlags-handlung löst das Versprechen ein, das sie in ihrem Programme niedergelegt hat: sie gibt uns von der Hand der ersten Gelehrten des Fachs Darstellungen, die geeignet sind, den reichen Schatz des Wissens, den unsere Zeit erworben, jedem nach Bildung Strebenden zugänglich zu machen.

Gartenlaube: . . . . Wir können darum den Schulen, wie den Familien, das ganze Unternehmen, das ein neuer Vorkämpfer für Licht, Aufklärung und Wahrheit zu werden verspricht, in dringender Weise empfehlen.

Austritte Welt: . . . . Es sind bis jetzt dreizehn Bände dieser Sammlung erschienen, die sich sämmtlich auszeichnen durch eine klare wissenschaftliche Behandlung des Stoffes, eine Art der Behandlung, die nicht nur angenehm unterhalten, sondern vor Allem wirklich wissenschaftliche Erkenntniß fördern will. Dazu ist eine geistig frische, kräftige, nicht zu weit gelehrte und auch nicht zu eng begrenzte Darstellungsart gewählt, die allgemein ansprechen muß.

Literar. Centralblatt von Jarnde: „Die im Verlage von R. Oldenbourg erscheinende Volksbibliothek ist eine der wenigen populären Schriftenfolgen, welche derartig zusammengefaßt sind, daß man jeden neu erscheinenden Band mit einem günstigen Vorurteil zur Hand nimmt. . . .“

Die Presse: „Die altbewährte Firma Oldenbourg hat einen Kreis von gelehrten Schriftstellern zu vereinigen gewußt, wie er die sicherste Garantie für das Gelingen der schönen Encyclopädie, 'Die Naturkräfte' bieten muß.“

Die Reform: . . . . Was wir zum Lobe der früheren Bände des Werkes sagen konnten, gilt auch von den vorliegenden. Es sind Männer der Wissenschaft und von Fach, die uns hier über die wunderbarsten Erscheinungen am Himmel und auf der Erde belehren und in die sie hervorbringenden Naturkräfte nach den Aufschlüssen, welche Beobachtungen und Forschungen der Neuzeit gelieert haben, einweihen und uns mit der praktischen Bedeutung derselben für Industrie, Technologie, Verkehrsleben und Gemeinwohl bekannt machen.

# Novellenschatz des Auslandes.

Herausgegeben von

Paul Heyse und G. Kurz.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden à M. 1.—

14 Bände.

Gebunden à M. 1.—

## Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Die beigegebenen Zahlen bezeichnen die Bände, in welchen die betreffenden Novellen enthalten sind.

- About, Edmund, Das Regimentsalbum. 5  
Amaron, Pedro N. de, Das Klappenhorn. 4  
Arenaud, Genevieve-Etienne Fanny (Mad. Charles Reynaud), Advocat Loubet. 4.  
— —, Das Fräulein von Malpeire. 6.  
— —, Theobald. 10.  
Balzac, H. de, Kapitän Baz. 7.  
— —, Die Blutrache. 8.  
Barrill, Anton Gianlo, Eine abenteuerliche Nacht. 2.  
Bernhard, Carl, Lante Franziska. 5.  
Beylie, Henry, San Francesco a Ripa. 13.  
— —, (Stendhal), Vanina Vanini. 14. (10)  
Björnsen, Björnherne, Synnöde Esbalken. 10.  
Blicher, Steen Stensen, Marie. 10.  
Bret Harte, Runbe von Wasser und Land. 12.  
— —, Das Glück von Hoaring Camp. 13.  
Broughton, Rhoda, Der arme, hübsche Bobby. 14.  
Caballero, Fernan, Schweigen im Leben, im Sterben vergehen. 2.  
— —, Servil und Liberal, oder drei Taubenherzen. 5.  
Cramer, J. J., Der Bettler vom Lande. 8.  
Dickens, Charles, Das Heimchen am Herde. 2.  
Etkar, Carit, Zwei Striche. 12.  
Faulstet, Octave, Julia von Trécour. 9.  
Gobineau, Arthur Graf von, Das rote Tuch. 14.  
Goldschmidt, M., Wasser. 11.  
Gohn, Helena, Utballa. 3.  
Jolai, M., Die Gattin des Gefallenen. 8.  
— —, Die Unterhaltung wider Willen. 12.  
Irving, Washington, Wolfert Webber oder Goldene Träume. 3.  
Jungfrau die blaueingige, Erzählung eines englischen Küstenwächters. 5.  
Korzeniowski, Standhaft und treu. 7.  
Majcheroni, Carlo, Das Mibi. 10.  
Merimee, Prosper, Colomba. 1.  
— —, Lotis. 13.  
Moreau, H., Die kleinen Schuhe. 8.  
Muffet, Alfred de, Das Schönpfästerchen. 2.  
Nemec, Bogena (Nemcova), Karla. 11.  
Nerval, Gerard de, Emilie. 11.  
Nordier, Charles, Franziskus Columna. 12.  
Pall'Ungaro, Francesco, Die Lauden des heiligen Marcus. 4.  
— —, Die Monteneggerin. 7.)  
Quida, Teahly Dsch. 4.  
Riffemöhl, M. G., Der Waldbrüel. 14.  
Soc, Edgar Allan, Der Rott in der Ruej Morgue. 12.  
Suschn, Alexander, Ein Schuß. 2.)  
— —, Bique Dame. 4.  
Reynaud, Mad. Charles, s. Arenaud.  
Sand, Georges, Der Teufelslumpf. 3.  
Thaderay, B. M., Samuel Titmarsh und der Hoggarty-Diamant. 9.  
Tolstoy, Leo, Egegüel. 13.  
Turgenjef, Iwan, Faust. 1.  
— —, Erste Liebe. 6.  
Ulbach, Louis, Eine gefährliche Unschuld. 12.  
— —, Die beiden Kerzte. 11.  
Urthell, ein salomonisches. 14.  
Viale, Salvador, Das Gelübde des Petrus Cyraus. 13.  
Vigny, Alfred de, Laurette. 14.  
Wetterbergh, C. A., Viertel. 7.  
Winter, Christian, Eine Abendscene. 8.

☞ Zusammen 57 Novellen. ☜

# Novellenschatz des Auslandes.

Herausgegeben von

Paul Heyse und S. Kurz.

Jeder Band ist einzelu käuflich

Gebunden à M. 1. —


Gebunden à M. 1.

## Inhalt der erschienenen 14 Bände.

1. Bd. Merimee, Prosper, Colomba.  
Turgenjef, Iwan, Faust.
2. Bd. Berrill, Anton Giulio, Eine abenteuerliche Nacht.  
Musset, Alfred de, Das Schönpfästerchen.  
Caballero, Fernan, Schwelgen im Leben, im Sterben vergehen.  
Fuschkin, Alexander, Ein Schuß.  
Didens, Charles, Das Heimchen am Herde.
3. Bd. Irving, Washington, Wasser! Wasser! oder Goldene Träume.  
Gahn, Helena, Ubbala.  
Sand, Georges, Der Leufelsjumpf.
4. Bd. Arnaut, Henriette-Etienne Fanny (Mad. Charles Meyhaub), Advocat Loubet.  
Fuschkin, Alexander, Bique Dame.  
Dall' Ongaro, Francesco, Die Lauben des heiligen Marcus.  
Marcon, Pedro A. de, Das Klappenhorn.  
Culda, Deadly Dals.
5. Bd. About, Edmond, Das Regimentsalbum.  
Caballero, Fernan, Servil und Liberal, oder drei Laubherzen.  
Bernhard, Carl, Tante Franziska.  
Jungfrau, die blaueäugige, Erzählung eines englischen Rüstendächters.
6. Bd. Arnaut, Henriette-Etienne Fanny, Das Fräulein von Malpeire.  
Turgenjef, Iwan, Erste Liebe.
7. Bd. Dall' Ongaro, Francesco, Die Montegrinerin.  
Wetterbergh, C. N., Biecklee.  
Balzac, S. de, Kapitän Baz.  
Korzeniowski, Standhaft und treu.
8. Bd. Balzac, S. de, Die Blutrache.  
Winter, Christian, Eine Abendscene.  
Gremer, F. J., Der Betler vom Lande.  
Jofal, M., Die Gattin des Gefallenen.  
Moreau, S., Die kleinen Schuhe.
9. Bd. Thaderay, W. M., Samuel Utmartig und der Fogarty-Diamant.  
Fruillet, Octave, Julia von Tréceour.
10. Bd. Björnson, Björnsterne, Synnöve Solbakken.  
Vilker, Eten Steensen, Marie.  
Meyhaub, Mad. Charles, Liebald.  
Mafcheroni, Carlo, Das Klößli.
11. Bd. Albach, Louis, Die beiden Kerzer.  
Nemes, Szjens (Nemcova), Karla.  
Goldschmidt, M., Wasser.  
Nerval, Gerard de, Emilie.
12. Bd. Bret Harie, Kunde von Wasser u. Land.  
Voe, Edgar Allan, Der Worb in der Rue Morgue.  
Nordier, Charles, Franziskus Columna.  
Jofal, M., Die Unterhaltung wider Willen.  
Albach, Louis, Eine gefährliche Unschuld.  
Gilar, Garit, Zwei Striche.
13. Bd. Tolstoj, Leo, Eheglück.  
Beyhle, Henry, San Francisco a Ripa.  
Bret Harie, Das Glück von Roaring Camp.  
Merimee Prosper, Solis.  
Biale, Salvatore, Das Geißde des Petrus Tyrnau.
14. Bd. Gubineau, Arthur Graf von, Das rote Luch.  
Biffemöhl, K. S., Der Waldweiser.  
Urtheil, ein salomonisches.  
Signy, Alfred de, Laurette.  
Broughton, Rhoda, Der arme, hübsche Bobby.  
Beyhle, Henry (Stendhal), Banina Banini.

☞ Zusammen 57 Novellen. ☜





Verlag von  
B. Oldenbourg  
in München und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

# Novellenjahr des Auslandes.

Herausgegeben von  
Paul Heyse und H. Kurz.

In 14 Bänden.  
57 Novellen des Auslandes  
in vorzüglicher Uebersetzung.

Jeder Band einzeln  
1 M. geb.

Inhaltsverzeichnis  
umstehend.

H. K.

